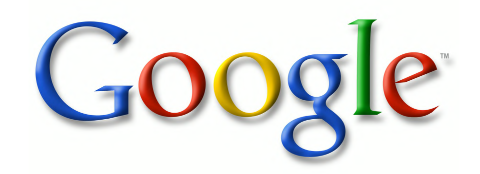
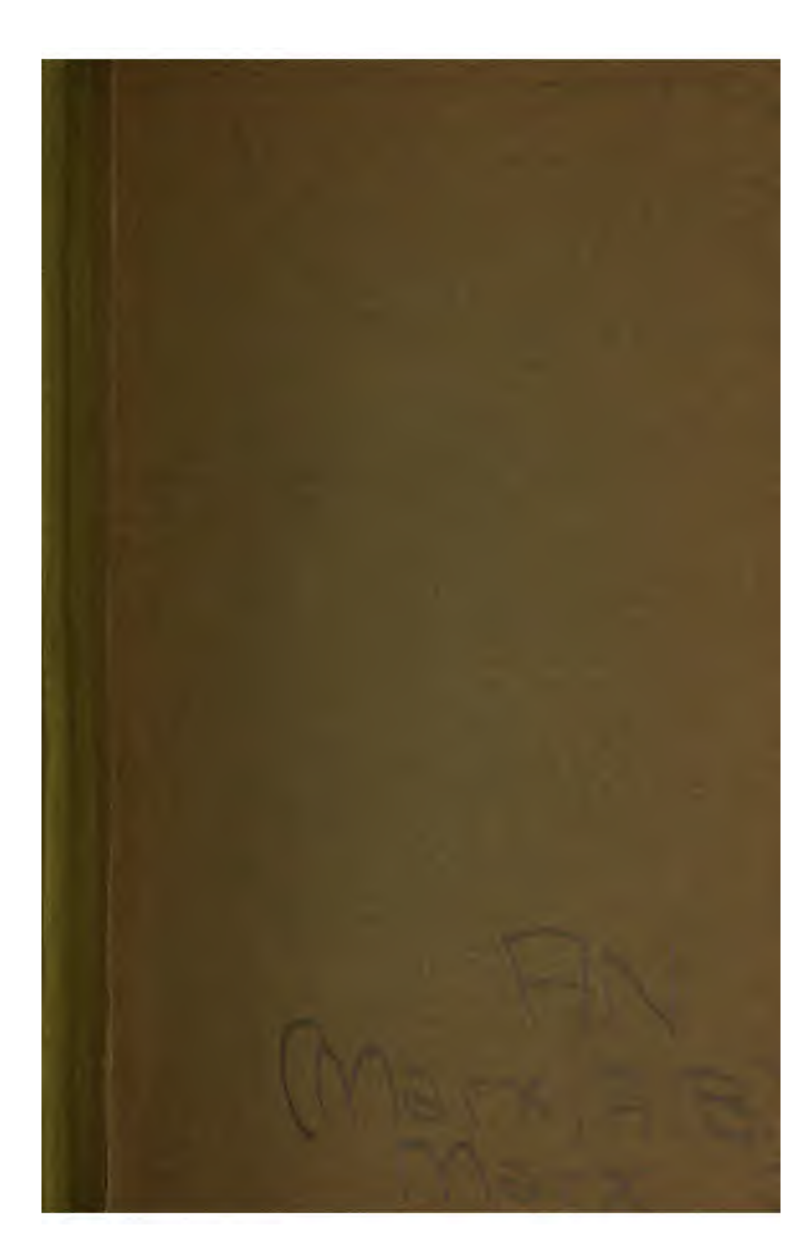






# Erinnerungen.

---

Erster Band.

## Neue belletristische Werke
## sehr beliebter deutscher Schriftsteller
aus dem Verlage von **Otto Janke** in **Berlin**,
welche durch jede Buchhandlung zu beziehen und in jeder guten Leihbibliothek vorräthig zu finden sind:

**Baudissin**, Graf Ulrich, *Ein pseudonymer Hauslehrer*. Roman. 4 Bde. Geh. 5 Thlr.

**Braddon**, M. E., *Henry Dunbar*. Roman. Aus dem Englischen. Autorisirte Ausgabe. 4 Bde. Geh. 2 Thlr 20 Sgr.

**Braddon**, M. E., *Frau Doctorin*. Roman. Aus dem Englischen. Autorisirte Ausgabe. 4 Bde. Geh. 2 Thlr. 20 Sgr.

**Cotta**, Johanna, *Gratulationsbuch*. In elegantem Buntdruck-Umschlag. Geh. 20 Sgr.

**Goltz**, Bogumil, *Die Bildung und die Gebildeten*. 2 Bde. Geh. 2 Thlr.

**Goltz**, Bogumil, *Typen der Gesellschaft*. Ein Complimentirbuch ohne Complimente. Dritte Auflage. Zwei Bände. Geh. 2 Thlr.

**Hartmann**, A., *Junker und Bürger*. Historischer Roman. 2 Bde. Geh. 2 Thlr.

**Hesekiel**, George, *Die Dame von Payerne*. Sitten-Roman aus dem siebenzehnten Jahrhundert. 2 Bände. Geh. 3 Thlr.

**Hesekiel**, George, *Aus dem Leben des Todes*. Zweimal 7 Abenteuer. 2 Bde. Geh. 2 Thlr.

**Hesekiel**, George, *Vier Junker*. Historischer Roman. 3 Bände. Geh. 4 Thlr.

**Hoefer**, Edmund, *Altermann Ryke*. Eine Geschichte aus dem Jahre 1806. 4 Bände. Geh. 6 Thlr.

**Fanny Lewald**, *Adele*. Roman. 2. Ausgabe. Geh. 22½ Sgr.

**Fanny Lewald**, *England und Schottland*. Reisetagebuch. 2 Bände. (80 Bg. stark). Geh. 2¼ Thlr.

**Fanny Lewald**, *Die Kammerjungfer*. Roman in 2 Bänden. 2. Ausgabe. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

**Fanny Lewald**, *Deutsche Lebensbilder*. 2. Ausg. Geh 22½ Sgr.

**Fanny Lewald**, *Von Geschlecht zu Geschlecht*. Roman in 3 Bänden. Geh. 4 Thlr. 5 Sgr

**Fanny Lewald**, *Wandlungen*. Roman in 4 Bänden 2. Ausg.-Geh. 4 Thlr.

**Fanny Lewald**, *Die Reisegefährten*. Roman. 2. Ausg. 2 Bde. Geh. 2¼ Thlr. (Dieses ursprünglich bei J. Guttentag erschienene, jetzt in meinen Verlag übergegangene Buch kostete früher 4¾ Thlr.)

**Maltitz**, A. von, *Altadelige Haus- Hof- und Familien-Geschichten*. Roman. Erste Abth.: *Die von Bahsel*. 4 Bde. Geh. 5 Thlr.

**Maud**, J. E., *Lieutenantsleben*. Bilder aus dem modernen socialen Leben. Geh. 1 Thlr

**Meißner**, Alfred, *Schwarzgelb*. Roman aus Oesterreichs letzten zwölf Jahren. Vier Abthl.: à 2 Bde. Geh. à 3 Thlr. = 12 Thlr.

**Meißner**, A., *Lemberger und Sohn*. Eine Prager Judengeschichte. Geh 1 Thlr.

# Erinnerungen.

## Aus meinem Leben,

von

**Adolf Bernhard Marx.**

**Erster Band.**



**Berlin, 1865.**

Druck und Verlag von Otto Janke.

## Inhalt des ersten Bandes.

---

## Das Vaterhaus.

Ich bin der Sohn eines Arztes, am 15. Mai 1799 in Halle an der Saale geboren, und zwar im Schooß der israelitischen Gemeinde. Seltsamer Weise hatte dies Letztere Ungewißheit über das Datum zur Folge. Die Aufzeichnungen des Synagogenbeamten standen im Widerspruch mit denen meines Vaters in einer Familienbibel. Es könnte wohl sein, daß nicht der 15. Mai, sondern der 28. November mein Geburtstag und 1795 mein Geburtsjahr wäre. Für das erstere Datum sprechen die Familiennachrichten. Doch kommt hierauf nichts an. Mein Vater blieb bis an sein Lebensende starr und unverrückbar der jüdischen Gemeinde anhängig, ohne die mindeste Neigung zu der alten Kirche zu haben. Er war im Grunde weder Jude noch Christ, sondern ein echter Anhänger Voltaire's. Natürlich hatte er seiner An=

sichtsweise gegen mich kein Hehl — und konnte es nicht haben, da er mich, seltsam genug für seinen Standpunkt, öfters veranlaßte, ihn in die Synagoge zu begleiten.

So locker hiernach mein Verhältniß zu der alten Kirche war und so fern dem Kinde Religiosität gehalten wurde, so würde man doch irren, wollte man annehmen, daß dieselbe ganz gefehlt hätte; dazu arbeitete in mir und meinen schwarzlockigen Gespielen die morgenländische Phantasie allzu lebhaft. Schon die unverstandene Sprache, in der Gott selbst, so ward uns eingeprägt, die heiligen Schriften abgefaßt hatte, regte unsere Vorstellungen gleichsam mit der Macht eines fortdauernden Wunders an. Denn die vorausgesetzte Thatsache zu bezweifeln, fiel vor der Hand Keinem von uns ein; eher wären wir bereit gewesen, die in goldbrokatenen Ueberzügen feierlich in der Synagoge umhergetragenen uralterthümlichen Rollen der Thora für die wirkliche Urschrift von Gottes Hand zu erachten. Füllte sich nun am Buß- und Fasttage der Haupttheil des Tempels mit der männlichen Gemeinde, Jeder in seinem Sterbehemde, so ward es uns genannt, — es waren gewöhnliche, aber recht weiß gewaschene Hemden, die sie nur diesmal über die

Kleider zogen und die wahrscheinlich die uralte Gewandform vor Augen bringen sollten: so ward uns Knaben gar ernst und schauerlich zu Muthe, besonders bei den morgenländisch heftigen Ausrufen, unter denen jeder der Lautbetenden eifernd wider seine Brust schlug, so oft er, eine der vielen Sünden, die in der Gebetformel verzeichnet waren, nannte, oder eine der vielen Bitten zum Himmel emporrief. Daß die Gemeinde sich an diesem Tage aller Speise enthielt, wirkte auf unsere Gemüther lebhaft; vielleicht waren wir um so empfänglicher, da uns Unter-Dreizehnjährigen die gleiche Enthaltsamkeit noch nicht streng zugemuthet wurde. So blieb die Gemeinde, in einem vergitterten und verschleierten Seitenschiffe der weibliche Theil derselben, vom frühen Morgen bis zum ersten Sternenschimmer im Tempel versammelt. Auch wir blieben, natürlich mit Einschaltung zahlreicher Ausflüge. Nicht müde wurden wir, uns die Geschichte eines frommen Rabbi zu erzählen, der sich einmal nach vieljährig geübter Frömmigkeit habe verleiten lassen, sich vom Tempel in der langen Nacht auf kurze Zeit zu entfernen. Alsbald aber habe das böse Gewissen ihn mit der Macht der Verzweiflung gepackt, und er habe nicht mit Dringen und Flehen

abgelassen, bis man ihm beide Füße, die seine Sünde vollbracht hatten, abgeschnitten. Blutend habe er sich in den Tempel zurücktragen und vor den Schrein der Gesetzesrollen niederlegen lassen. Hier sei er in heißem Gebete mit der Zuversicht göttlicher Begnadigung gestorben. Nie verfehlte diese Legende, unsere brennenden Augen auf einen siebenundneunzigjährigen Greis zu lenken, den wir stets als den Ersten und Letzten in der Synagoge gewahrten. Herz hieß der freundliche Greis; ein nicht bemittelter Hausirer, genoß er die Ehrfurchtbezeugungen Aller, auch der Reichsten. Uns Knaben galt er unwidersprechlich als ein Heiliger; nur darüber stritten wir, wie weit die Wunderkraft seines Gebets reichen möge, ob er die Sonne verschwinden, oder den Regen niederströmen lassen könne, oder was er sonst vermöge! Man lache nicht des stets an der Erde haftenden Wunderglaubens, der unsere jungen Köpfe erhitzte. Woher hätte uns eine geistigere Vorstellung kommen sollen? Nicht einmal vom „Schooße Abrahams" hatten wir bis dahin vernommen! und schwerlich wär' er uns sehr verlockend erschienen.

Ach! dieselbe lange Nacht, die uns in weiter Ferne das Reich des Ueberirdischen erschloß, barg

auch den Samen des Zweifels und des Unglaubens.

Dem neugierigen Knabenauge konnte nicht lange verborgen bleiben, daß von nicht Wenigen in derselben heiligen Nacht offenbarer Trug geübt wurde, daß man mehr auf das Auge der Nachbarn als auf das der Gottheit und das eigene Bewußtsein Bedacht nahm.

Was gewahrten wir! — Eine nach der andern dieser wohlgeputzten Frauen, welche alle streng zu fasten sich das Ansehen gaben, klagte über Ermattung nnd verließ den Tempel, um in ein bereit gehaltenes Gemach des Tempeldieners zu schlüpfen. Von außen aber schlich, sobald eine von jenen sichtbar wurde, deren Dienerin, ohne Zweifel von magnetischem Rapport bewegt, mit wohlverwahrtem Korbe eben dahin — und bald kehrte nun die flüchtig Gewordene wunderbar gestärkt zur Fortsetzung der Fasten und Gebete in den Tempel zurück. Auch ich, als Enkelschüler Voltaire's langte im Vorhofe ein Pfläumchen nach dem andern aus der Tasche und ließ es in den Mund spazieren. Die Genossen starrten der entschwindenden Frucht nach, nicht ohne Verlangen, aber auch mit gransenvollem Erwarten, daß nun sogleich Flammen

oder sonst ein ungeheuerliches Strafgericht hervorbrechen würde. Ich unschuldiger Freigeist hatte damals noch nicht einsehen gelernt, daß jede Satzung irgend einer Kirche unvermeidlich Täuschung und Selbsttäuschung Einzelner zum Gefolge haben müsse, weil es unmöglich ist, daß die Satzung mit der Sinnesart und Denkweise jedes Einzelnen vollkommen übereinstimme.

Und mein Vater? Und meine Mutter?

Die gute Mutter, deren Lebensgeschäft nur Sorgen und Pflegen war, überließ alle Gewissenssachen der höheren Einsicht des Vaters. Und dieser mag wohl an meiner kleinen Ketzerei sein heimliches Behagen gehabt haben, denn ihm war der ganze Tempeldienst, war überhaupt jede positive Religion, Christenthum wie Judenthum, bedeutungslos. Später fand er sein Vergnügen daran, mir die damals viel gelesene Schrift De tribus impostoribus in die Hände zu spielen. Die drei Täuscher sind bekanntlich Moses, Christus und Muhamed. Der Luftzug aus Westen hatte so viel Scheu vor dem Kirchen- und Priesterthum und ihrem schädlichen Einflusse zusammengeweht, daß man lieber alle Religion über Bord werfen wollte, und gar nicht mehr

erkannte, daß nichts Großes und Heilvolles in der Welt habe entstehen und zum Vorschein kommen können, als was seinen Mutterboden und seine Wurzel in dem Acker fand, den jene Männer bereitet hatten, die man kecklich die drei Betrüger nannte.

Aber ist denn jetzt, nach so langer Bedenkzeit, Vielen der innige Zusammenhang des Weltganges und der waltenden Religion, — der Unterschied klar geworden, der sich so oft zwischen Glauben und Kirche, Offenbarung und Priesterthum herausstellt?

So fand dieser durchaus wohlwollende und rechtliche Mann einen Standpunkt wie Tausende vor und neben ihm, und hatte gar kein Bedenken, seinen Knaben ebendahin zu lenken. In den Grundsätzen Voltaire's und der damaligen ziemlich leichtfertigen und oberflächlichen Aufklärung beharrend, wies er — obwohl der Sohn und Enkel frommer Rabbinen — unbedenklich jede positive Religion, Judenthum wie Christenthum als Aberglauben und Pfaffentrug zurück und floß über von Spott gegen die alte Religion, versäumte auch nicht, mich darauf aufmerksam zu machen, wie viel Trug und Selbsttäuschung im Schwange sei. Gleichwohl hielt er es für einen Ehrenpunkt, von derselben, als der damals noch mehr als jetzt unter-

drückten und im bürgerlichen Rechte verkürzten, nicht abzufallen. Als ich später auf eigenthümliche Weise — nämlich durch die Bekanntschaft mit Mozarts Requiem und dann mit Händels Messias erst auf das Studium der Bibel, dann auf die lebhafteste Neigung zum Christenthum und zwar zum Lutherthum, geführt, den Uebertritt zum christlichen Glauben beschloß, fand ich in ihm den hartnäckigsten Widerstand — mir um so weniger begreiflich, da ich längst inne geworden war, daß ihm jede Religion durch und durch gleichgültig sei, folglich auch die Wahl der einen oder der andern bedeutungslos hätte erscheinen müssen.

Uns beiden war die Sache Ernst. Als keine Widerrede half, legte sich der schon sehr bejahrte Mann auf sein Bett und erklärte mir: dies sei sein Sterbelager, wofern ich zum Christenthum überträte. Ich meinerseits hatte den Unterricht im christlichen Glauben bereits vollendet und der Tag der Taufe war angesetzt. Ich fühlte mit innerlicher Gewißheit, daß jene Bedrohung nur der Ausdruck augenblicklicher Stimmung, ohne ernstliche Bedeutung sei und schritt zum Altar der Kirche. Der Vater aber blieb gesund und lebte noch viele Jahre fort.

Gewiß war der Unterricht in den christlichen

Glaubenssätzen, den ich vom Prediger Marks erhielt, ein werthvoller. Allein nicht leugnen kann ich, daß was mich zum Christenthum geführt und immer mehr angezogen hatte, nicht sowohl die theologische Lehre war, die, jede Erläuterung ablehnend, streng auf unbedingten Glauben hinwies, als vielmehr, — nach dem ersten Anstoße, den jene Kirchenwerke gegeben, — von Händels Messias angeregt, das lust- und eifervolle Studium der Bibel bewirkte, von der ich mein ganzes Leben lang nicht habe lassen können, so sehr nahm mich die dichterische Erhabenheit und tiefe Weisheit des Buchs der Bücher ein. Besonders waren es die meisten Theile des alten Testaments und vom neuen die Evangelien Matthäus und Lucas, welche mich erhoben. In ihnen meinte ich die lautere Kunde über das Judenthum und weiterhin über das Christenthum zu vernehmen, reiner und lauterer, als in allen theologischen Schriften, die mir bekannt geworden und zu denen ich, wohl mehr in knabenhafter Keckheit als mit Berechtigung, auch die Episteln zählte. In der Bergpredigt aber und der Strafrede gegen die Pharisäer, meinte ich den vollsten Ausdruck des Charakters und der Sendung Christi zu vernehmen.

Später erst, damals noch ganz unvorhergesehen,

zeigte sich der große Einfluß, den die vertraute Bekanntschaft mit der Bibel auf mich als Komponisten und Schriftsteller äußern sollte.

Ueber das väterliche Haus, welches aus früherm Wohlstande allmälig in tiefe Dürftigkeit versank, und über meine Erziehung in demselben gehe ich hinweg. Der Grundsatz meines Vaters, den er mir unabläßig vorhielt: ich müsse Alles lernen, blieb wie es scheint, nicht ohne Einfluß auf mich. Seine Gefährlichkeit und Unausführbarkeit konnte dem Knaben begreiflicherweise nicht klar werden. Doch blieb von seiner Wirkung wenigstens die Neigung übrig, nach allen Seiten, die sich öffnen wollten, auszuschauen und Einsicht zu erstreben. Zuerst wurde die medizinische Bibliothek des Vaters durchmustert. Noch lange gedachte ich mit schaurigem Vergnügen der Marterwerkzeuge und blutigen Operationen aus der Chirurgie des alten Heister, bei denen das glühende Eisen nicht fehlen durfte, um Blutungen zu stillen. In freundlicherer Erinnerung blieb Unger's Wochenschrift, der Arzt; zum erstenmale trat mir hier die Möglichkeit und Ersprießlichkeit volksthümlicher Behandlung wissenschaftlicher Gegenstände vor das Auge.

Diesem ersten Irrgange, der nicht der letzte

sein sollte, folgte das Gymnasium, die lateinische Schule des Waisenhauses mit seiner bescheidenern Polyhistorie. Neben dem Allem wirbelte ein unablässiger Strom des buntesten Büchergedränges, Ritter- und Räuberromane, Homer und Liebesgeschichten, die lockersten Bilder Wielands und seiner französischen Vorgänger, neben Faust, Corneille, — kurz Alles und noch viel mehr schwamm in rührender Eintracht und Unschuld an der jugendlichen Seele vorüber. Was ihr zusagte, blieb haften, Anderes gab Anregungen, die vielleicht später weiter wirkten, Vieles versank spurlos. Ich habe aus diesem wirren Umhergreifen wenigstens eine Ueberzeugung festgehalten, daß der Mensch nichts aus den Büchern herausliest, was nicht schon in seiner Natur angelegt ist. Alle diese Schlüpfrigkeiten aus Wielands Idris und Zenide, aus dessen neuem Amadis, aus Crebillon glitten meinem Ohr gänzlich unverstanden, ja unvernommen vorüber, während das mir Zusagende haften blieb, zum Theil bis auf diese Stunde. Nur eins der schlüpfrigen Bücher, Voltaires Pucelle, ward und blieb mir in den Tod verhaßt. Denn schon hatte ich Schillers Jungfrau von Orleans kennen gelernt, schwärmte für sie mit der ganzen Inbrunst

eines jungen Herzens und konnte nicht begreifen, wie ein Franzos sich an der Heldin seines Volks so schamlos habe versündigen können.

Neben dem Allem wurde viel gezeichnet, theils erfunden, theils, besonders nach raphaelischen Bildern, kopirt, leider nur in schwarzer Tusche. Zeichenunterricht hatte ich in den gemeinschaftlichen Zeichenstunden des Professor Prange gefunden, eines braven wohlwollenden Mannes, wenn auch vielleicht der Kunst und ihrer Lehre nicht allzu nah verbunden. Sobald ich über die Elementarlehre hinaus war, begann seine Noth mit mir. Er war so human, uns Schülern die Wahl der Vorbilder zu überlassen; und bald wollte keines derselben mich befriedigen. So kam es nach einer Weile dahin, daß er mir einmal Blatt auf Blatt vergebens vorlegte, bis ich endlich bei einem derselben heftig ausrief: das will ich machen! Sobald das Wort vernommen war, umschallte mich ein allgemeines Gelächter der Mitschüler und des guten Prange selbst. Was ich gewählt, war ein Abbild von Raphael's „Heilung des Gichtbrüchigen." Das Volk umdrängt ein ärmliches Haus und sperrt so den Eingang. Innen sind die Apostel und Christus. Da kein Raum weiter bleibt, so hat man das Dach auf-

gebrochen und den Unglücklichen auf Betten an Seilen in das Innere vor Christus herabgelassen. Dies ergab eine überaus reiche und gedrängte Gruppe. Irr' ich nicht, so enthielt das Blatt einige zwanzig Figuren. Eben das, die Schwierigkeit der Aufgabe, hatte den Hohn gegen mich erweckt. Ich ertrug ihn, gewiß nicht ohne Grimm, aber schweigend und bat, mir das Bild mit nach Hause zu geben. Nun setzte ich mich daran, ohne irgend einen Beistand, und brachte das Abbild zu Stande. Wie, das wüßte ich in der That nicht zu sagen!

Eine Kopie der Transfiguration nach dem bekannten Kupferstiche, jedoch mit Berichtigung einiger Köpfe nach großen Abbildungen, die mir zugänglich geworden waren, wurde einem Wohlthätigkeitsverein verehrt.

Ich habe nie zu zeichnen und zu malen aufgehört, doch niemals für diese Kunst eigentlichen Beruf, der sie zur Lebensbeschäftigung hätte machen können, empfunden.

## Musikalische Anfänge.

Daß in diesem Getümmel von Beschäftigungen die Musik nicht fehlen durfte, versteht sich. Sehr früh erwachte in mir Lust und Sinn für dieselbe. Schon im fünften bis zum siebenten Jahre, erinnere ich mich, meinen Vater, der damals zu seiner Zerstreuung wiederholt das benachbarte Leipzig besuchte, mit Bitten bestürmt zu haben, mir doch von der Messe ein Klavier mitzubringen, und wäre es auch nur so, vielleicht eine halbe Elle lang. Wie das der Instrumentenbauer und die Akustik bewerkstelligen könnten, machte dem Knaben natürlich keine Sorge. Bald nachher, etwa im siebenten Jahre, erhielt ich Klavierunterricht. Allein schon waren die Mittel sehr zusammen geschmolzen; ich mußte es mir an einem alten Klavier, dann an einem Oesterlein'schen Kielenflügel (zu dem Preise von 13 Thalern) genügen lassen, der mit seinen

spritzenden Tönen, die durch Anschnellen von Federkielen an die Saiten hervorgebracht wurden, weder Schalldauer hatte, noch die Möglichkeit zuließ, Forte und Piano zu unterscheiden. Auch war kein guter Lehrer mehr erlangbar. Ich brachte es zwar für mein Alter und die Umstände weit genug, um sogar in Privatkreisen Aufsehn zu erregen. Allein mir fehlte hinlängliche Abwechselung und Steigerung in den Aufgaben. So stockte das Studium und ging in ein natürlich ganz willkürliches Phantasiren über; die Lehrstunden mußten aufgegeben werden.

Zwei, wenn nicht drei Jahre gingen in dieser traumhaften Beschäftigung dahin; das einzige, solidere Band, welches mich mit der Musik noch zusammenhielt, war Türks Klavierschule und ihre Lektüre. Da hatte ich oft gelesen: es habe ein Komponist Wolf, in sechs (!) Sonaten das Gezänk zweier Eheleute geschildert. Die Abgeschmacktheit entging mir, wohl aber faßte die Meinung Fuß, daß also die Musik auch festere Vorstellungen wiedergeben könne. Eben war in Halle das erste Notenleihinstitut eröffnet worden. Ich eilte zum Unternehmer und foderte jene sechs Sonaten. — „Die haben wir nicht,“ — lautete die trostlose Antwort. Was nun? mit leeren Händen

abziehen, schien mir beschämend. — „So geben Sie mir eine andere Sonate!" — Ich erhielt eine Sonate (As-dur, wahrscheinlich op. 26, welche mit den Variationen anfängt) von Beethoven, den ich damals nicht einmal dem Namen nach kannte.

So kehrte ich denn heim, den ersten Beethoven in Händen. Nicht ohne ahnungsvolles Grauen legte ich ihn auf das Notenpult und hob die Hände zum Spiel. Ach! — sie sanken nicht nieder auf die Tasten. Noten, Vorzeichnung, alles war mir entschwunden oder unsicher geworden. Ich war tief beschämt, ja empört über dies Geschick. Niemand theilte ich es mit, die einzigen Helfer in der Noth waren Türk's Buch und Beethoven's Sonate. An ihr und mit jenem Leitfaden, gehalten von grimmvollem, knabenhaftem Eifer, lernte ich zum zweitenmale Klavier spielen. Die Mittel fehlten — und auch mein Wille, wieder Unterricht zu suchen. Nie wieder habe ich Lehrstunden im Klavierspiel genommen. Natürlich konnte von regelrechter Durchbildung der Technik nicht die Rede sein. Alles und Alles mußte der unermüdliche Eifer und die neu erwachte Lust ersetzen. Es mißlang nicht gänzlich. Zu den obern Klassen im Gymnasium gelangt, bildete ich einen Konzertverein.

Es gelang uns Knaben, aus unserer Mitte und mit fremder Beihülfe ein Orchester zusammenzubringen, sogar aus Mitgliedern des trefflichen Stadtchors einen Singchor zu gewinnen und so wurden unter der Gunst der Rectoren Haydn'sche Symphonien (die leichteren), Chöre aus Winter's Macht der Töne und Mozart'sche Konzerte aufgeführt. In den letzteren wurde die Hauptpartie von dem genialen Balladen- und Liederkomponisten Löwe (damals Sopranist mit wundervoller Stimme) von mir und Andern, ausgeführt. Ich weiß nicht, wie gering mein Spiel gewesen sein mag. Allein die Ausführung war doch möglich geworden und blieb nicht ohne Beifall, wiewohl Löwe mir im Spiel weit überlegen war. Auch die Direction ging unter uns und anderen „hohen Häuptern" reihum.

Man darf übrigens keine allzuhohe Vorstellung von unserem mehr kühnen als soliden Unternehmen fassen. Uns fehlten innere wie äußere Mittel. So erinnere ich mich der ersten Aufführung des Mozart-schen es-dur-Konzerts, die übrigens vor der Eröffnung des Konzerts nur in meinem Zimmer Statt hatte. Ich saß am Flügel; die zwei Violinen waren leicht besetzt, — natürlich einfach; die Bratsche wurde von einer dritten Violine gegeben, die statt aller zu

tief liegenden Töne lustig pausirte; ein Violoncell hatten wir ermöglicht, den Kontrebaß konnten wir — Sopranisten und Altisten sammt und sonders — nicht erlangen. Sehr leicht waren die beiden Flöten besetzt; die Oboen wurden nothgedrungen an zwei andere Flötisten ausgeliefert; die beiden B-Klarinetten sollten ebenfalls von zwei Flöten — wir hatten ja nichts anderes! — gegeben werden. Alles Uebrige blieb unbesetzt. Du armer Mozart, nie hast Du mehr Eifer und mehr Ungeschick vereint erfahren!

Nun begann das Spiel. Ein fürchterlicher Mißton! Wir wiederholten und wiederholten den Einsatz; alle Partien schienen den Noten nach richtig und der Mißklang blieb; denn daß die B-Clarinetten ihre Partie einen Ton tiefer intoniren, daß die Note $\overline{\overline{c}}$ als $\overline{b}$ ertönt: woher konnten wir Unglücklichen das wissen? Die B-Klarinetten mußten ebenfalls ausbleiben; im Uebrigen ging Alles sehr schön, wenigstens nach unserer damaligen Meinung.

O glückselige Schulzeit! und dreimal glückliche Knaben, die ihre Jugend in kleineren, zumal alten Städten verleben! Wie schnell ist da jede Plage, jede Noth vergessen! Wie waren wir alle so froh, alle Herzensfreunde, alle mit sich und der Welt zufrieden!

Jeder von uns zweifelte gar nicht an seiner Trefflichkeit und der aller Genossen! Jeder achtete sich für den Höchsten und alle Andern für seines Gleichen! Und welche Zukunft wartete unser! Die Ritterromane hatten den Boden der Phantasie gelockert, Schiller (weniger Goethe) regte gleich der Sturmglocke die Knabenherzen zu Kühnheit und Freiheit auf, sein „Geben sie Gedankenfreiheit" begeisterte gleich den Rufen der Klassiker aus Rom und Griechenland herüber, als wäre mit der „Gedankenfreiheit" alles gethan, sollten auch Wort und That ausbleiben. Und nun die alte Stadt mit ihren Felsen nebenan, mit der Burgruine, zu der aus unserm lutherischen Gymnasium (einem ehemaligen Barfüßer-Kloster), dem ich zuerst angehörte, ein unterirdischer Gang, leider in der Mitte vermauert, hinführte. Und damit nichts fehle, bewohnten wir ein altes Haus aus der Klosterzeit, damals einem Professor Tieftrunk gehörig. Es hatte einen tiefen Keller und unter ihm ein zweites, tieferes Gewölbe, beide von gehauenen Steinen. Und aus dem tiefern Gewölbe führte seitlich ein unterirdischer Gang nach der nicht fernen Ulrichskirche. Der Gang war am Kellergewölbe mit Backsteinen zugesetzt, die einige Lücken, offenbar neuern Ursprungs,

zeigten. Welch ein schauervoller Genuß war es uns Knaben, in das Gewölbe hinabzusteigen! Wohl gar in der Dämmerung! Wie begierig lugten wir durch die Lücken in den Gang und wähnten, um so mehr und Grauenvolleres zu schauen, je weniger wir sahen!

Aber am dauerhaftesten blieben doch, trotz aller Zwischenfälle und Faustkämpfe, die Gefühle der Kameradlichkeit und Freundschaft. Nie hab' ich einen der Genossen wieder gesehen, ohne das Vollgefühl der Zusammengehörigkeit zu empfinden. Hatten wir uns auch auf der Schule fern gestanden, so schätzte ich mich glücklich, wenn es mir später in Berlin gelang, ihm etwas Liebes zu erweisen. Gewiß haben meine Genossen und Alle, denen eine glückliche, freiherzige Schulzeit zu Theil geworden ist, dasselbe in sich erlebt.

Auf der Schule aber standen wir alle Einer für den Andern. Ich erinnere mich eines Vorfalls, bei dem die erste Rolle mir zugefallen war, gewiß aber würde jeder Andere aus unserer munteren Schaar ebenso gehandelt haben. Unser höchst geachteter und geliebter Rector Rath legte in Prima dem Ersten eine Frage vor; nach dessen Antwort schallte das: der Folgende! der Folgende! — bis einer der Fernersitzenden die Antwort des Primus wiederholte. Nun

hieß es: „Richtig!“ — „Das hatt' ich ja gesagt“ ließ der Primus vernehmen. Rath blickte ihn zürnend an, richtete die nächste Frage an mich, den Zweiten, und fragte so bis zum Schluß der Stunde die Klasse durch, stets mit Uebergehung des Ersten. Vor dem Beginn der nächsten Lehrstunde machte ich den Andern begreiflich: es fordere die Ehre der Klasse, daß wir unsern Primus nicht ohne seine Schuld kränken ließen. Als nun der Rector seine erste Frage, wieder mit Uebergehung des Primus, an mich richtete, blickte ich ihm ruhig in das Auge und schwieg. „Der Folgende! der Folgende!“ — Alle schwiegen. „Haben Sie sich nicht präparirt?“ fuhr der Rector in scharfem Tone heraus. „Wir haben uns präparirt,“ antwortete ich bescheiden, aber fest, „und hätten die Frage beantworten können; aber wir glaubten, daß die Reihe zu antworten nicht eher an uns gekommen sei, als nach Befragung unsers Primus.“ Der würdige Mann, unserer Ehrfurcht und Liebe sicher, blickte mich aus seinem geisthellen Auge lange an, fragte in dieser Stunde nicht wieder, in der folgenden aber zuerst — den Primus. Wir aber, besonders ich, der ich bald nachher Primus wurde, hingen von da an mit Enthusiasmus an ihm.

---

## Kriegszeit.

Als wär' es an all' diesen Treibereien und Träumereien noch nicht genug, schritt der Krieg, man muß sich von den letzten Schulvorgängen um einige Jahre zurückversetzen, an uns Knaben vorüber; ganz Europa war erfüllt von seinem Getöse und hallte wieder von dem Namen Napoleon und dem Kriegsruhm seiner Schaaren.

Meine erste helle Erinnerung reicht in das Jahr 1805 hinauf. Damals hatte Preußen Heeresmassen in Bewegung gesetzt, um die Forderung, die Haugwitz dem Kaiser Napoleon in Wien stellen sollte, zu unterstützen. Auch durch Halle zogen Heerestheile. Ich erinnere mich noch mit vollkommener Deutlichkeit der Grenadiere und ihrer seltsamen Kopftracht. Ein ganz niedriges, oben plattes Tuchkäppchen deckte den Kopf. Die vordere Hälfte aber umschloß eine Art

von Schild, rundlich nach oben geschnitten, und auf beiden Seiten hinterwärts, der Mütze anschließend, gebogen. Dieser Schild war von schwarzem Glanzleder und mit einer Art von wollner Rüche umzogen; sie erhöhte die Größe des Mannes wohl um einen halben Fuß.

War nun ein Regiment vorübergezogen, so folgten ihm lange Reihen von Packpferden, die auf beiden Seiten in Gleichgewicht hangende Bündel trugen; das waren die Zelte, für den Fall, daß man kein Unterkommen in Häusern fände oder benutzen könnte. Die Bündel waren mit einem weißen Ueberwurf bedeckt und auf dem höchsten Punkte schwankte als Zier ein voller Federbusch. Außerdem folgten zahlreiche Reservepferde für die Offiziere, deßgleichen Bagage-Wagen, denen sich auch Chaisen für die Kommandeurs anschlossen. Gelegentlich polterte auch eine Feldbäckerei in zahlreichen Wagen vorüber. Unsere jungen Augen waren trunken von dem bunten, langhin sich streckenden Schauspiel. Keiner war unter uns, der sich nicht Offizier und womöglich General träumte, um ebenfalls mit diesen blankgeputzten Soldaten zu spielen. Einstweilen wanderte jeder den Eltern abgeschmeichelte „Münzgroschen“ für

Grenadiere und Packferde zum Zinngießer. Wir hatten wohl Ursache, uns den Anblick einzuprägen. Denn als ein Jahr später die Franzosen kamen, und noch sieben Jahr später das Volksheer Preußens, wie anders sah da Alles aus!

Das Jahr 1806 brachte den wirklichen Krieg zu uns.

Die Schlacht von Jena war geschlagen, in Halle hatte man den Kanonendonner gehört. Zuvörderst langte die Kunde an: die Franzosen seien geschlagen, zersprengt, vernichtet, der „Bonaparte" sei gefangen und in Ketten gelegt. Dann schlichen unheimliche Gerüchte herbei, die ganz anders lauteten. Die bei Halle sich sammelnde Reserve-Armee lagerte östlich von der Stadt, fing aber an, sich zu bewegen und die Stellung an der Saale, westlich von Halle, zu besetzen, auch Reiterei nach dem nahen Passendorf zu entsenden.

Diese Stellung westlich der Stadt ist äußerst stark. Vor der Brücke breitet sich ein weiter Wiesenraum aus, von keiner Höhe, keinen Baulichkeiten außer der wenig ausgedehnten Gimritzer Mühle, und keiner Waldung unterbrochen und beschützt. Drei Arme der Saale bilden den vordersten

westlichen Terrainabschnitt, die nur stellenweis das Durchwaten gestatten und auch keine Fahrzeuge, als ein paar ganz kleine und flache Fischerkähne zulassen. Ueber sie alle führt in Einem Zuge die „lange Brücke," durchaus von Stein gebaut, mit niederm Steingeländer, nur an einem Arme mit Balken und Brettern fortgesetzt, die sehr leicht abgeworfen oder in Brand geschossen werden können. Erst östlich erhebt sich seitwärts vom Ausgang der Brücke nach der Stadt unterbrochenes, leichtes Gebüsch, die „Pulverweiden" genannt, davor der „Pulverwall," eine nicht bedeutende, aber wohl verwendbare Erhöhung, wahrscheinlich in früherer Zeit zu Vertheidigungszwecken aufgeschüttet. Nun legt sich ein vierter, nicht durchwatbarer Arm der Saale vor die Stadt, von der „Klausbrücke" überzogen, die damals wenigstens, von einem überdachten Brückenhause, wie man sie noch jetzt in der Schweiz findet, gegen Kugeln nicht übel gesichert, den Zugang von der hohen Brücke bestreicht. Nun erst tritt die Stadt in Wirksamkeit, von einer Steinmauer nach dieser Seite hin verstärkt. Sie erhebt sich, wenn auch nur gelinde; allein innerhalb ihrer geben mehrere Höhen, der Freimaurerberg, der botanische Garten, die Moritz-

burg, mit Steingebäuden besetzt, Aussicht und Schußbahn auf die Brücke und das westliche Gelände. Damit noch nicht genug, lagert sich in weiterer Entfernung die Felshöhe, der Steinbruch genannt, hoch genug, um mit schwerem Geschütz die Vertheidigung wesentlich zu verstärken. So erweist sich die Stellung für Vertheidigung gen Westen dermaßen günstig, daß ein kleines Korps ein viel größeres zurückweisen kann, bis es in weitem Bogen umgangen, oder durch überlegenes Geschütz wehrlos gemacht wird. Aber was geschah für das Défilé der Brücke, das an sich so stark war? — Auf einer Wiese, seitwärts der Brücke, die vor dem letzten Arme, dem östlichsten des Stromes lag, folglich, sobald die Brücke genommen war, keine Rückzugslinie hatte*), war das Füsilierbataillon Hinrichs nebst einem Detachement Jäger aufgestellt. Richtig wurden sie nach der Entscheidung über die Brücke, gefangen; von denen, die sich watend und schwimmend über den Stromarm nach der Stadt retten wollten, kamen wenige oder keiner hinüber, sie

*) Natürlich hatte der Knabe von alldem keine eigene Ansicht. Aber die Lokalität war ihm auf das genaueste bekannt, und die Aeußerungen gebildeter Personen stimmten genau mit einander überein und kamen, ihm wie Allen, genugsam zu Ohren.

ertranken. Zur Vertheidigung der Brücke waren von der zahreichen Artillerie der Reserve, man sprach von 60 bis 80 Geschützen, nur zwei Feldgeschütze zur Brücke entsendet; eins stand auf der Mitte der Brücke, das andere auf ihrem Ausgange nach der Stadt.

Von Passendorf her rückten die Franzosen an. Das erwähnte zweite preußische Geschütz warf mit dem ersten Schuß eine ganze Rotte der Anrückenden nieder und lud zum zweitenmal.

Da warf die erste Kompagnie Franzosen ihre Tornister ab und unter der Führung ihres Lieutenants stürmte sie in vollem Lauf auf das Geschütz los, der hochgewachsene Lieutenant mit geschwungenem Säbel weit voran. Er kommt in dem Augenblicke zum Geschütz, wo der Kanonier die Lunte zum Zündloch niederschlägt. Ihm einen Hieb in die Hand versetzen, sich über das Geschützrohr werfen und das Feuer mit seinem Leibe ersticken, war für den Offizier ein Augenblick. Er umklammerte das Geschützrohr, erhielt zahlreiche Hieb- und Stichwunden, das abbrennende Zündpulver riß ihm eine große Wunde in die Bedeckungen des Leibes, — aber der Schuß, der möglicherweise die Stürmenden hätte zurückschrecken können, war vereitelt; das Pulver im

Rohr blieb unentzündet. Hiermit war die Brücke, das heißt die ganze gewaltige Position in die Hand der Franzosen gefallen. Das andere Geschütz fuhr im Galopp zur Stadt zurück. Einen oder zwei Tage darauf traf Napoleon in der Stadt ein. Sobald er Bericht von der That empfangen, ernannte er den noch zwischen Tod und Leben schwebenden Lieutenant zum Obersten seines Regiments und sandte ihm das Kommandeur-Kreuz der Ehrenlegion. Als später die Nachricht vom Wiederausbruche der Feindseligkeiten jenseit der Weichsel in Halle anlangte, ließ sich der neue Kolonel, dessen Herstellung noch lange nicht vollendet war, durch nichts abhalten, weiter, der Armee nachzueilen. „Ich muß zu meinem Kaiser," rief er wiederholt, „er braucht seine Leute."

Es versteht sich, daß ich auch hier nur den Erzählungen folge, die in der Stadt umliefen, aber genau übereinstimmten und von den französischen Mittheilungen bestätigt wurden.

Auch auf Seiten der Preußen, wie streng man auch die Führung von oben her beurtheilte, fehlte es nicht an Zügen wahrhaftigen Heldenmuths. Als der Rückzug in das Innere der Stadt durch die schnell vorrückenden Franzosen bereits abgeschnitten war,

eilten zwei preußische Fahnenjunker, im Alter von 16 bis 18 Jahren, jeder Deckung beraubt, in eine Seitengasse, die keinen Ausweg hatte, als den Strom. Sobald sie dies gewahr wurden, wanden sie die Fahnen um den Leib und stürzten sich in den Strom; sie wollten lieber sterben, als das ihnen anvertraute Panier dem Feinde überlassen. — Ich selbst habe einen blauen Husaren vom Regiment Usedom mit Wunden bedeckt und erschöpft zurückführen sehen, der sich gegen 13 französische Jäger zu Pferde vertheidigt und glücklich durchgeschlagen hatte.

Wir in der Stadt waren in höchster Spannung, als die Unglücksbotschaft eintraf und bald darauf die Nachricht, es hätten sich jenseit der Saale Franzosen gezeigt. Plötzlich wurde ein französischer Husar, gleich darauf zwei reitende Jäger gefangen eingebracht und unserm Hause vorüber nach der Kommandantur geführt. Ich erinnere mich genau, daß der Husar von drei Mann Wache umgeben war, deren Einer ihn am Kragen gepackt hielt. Nun also waren die Franzosen da! Die Stadt gerieth in Gährung, wenngleich man versicherte: es sei nur ein versprengtes und abgeschnittenes Korps, das man vor sich habe und alsbald einfangen werde.

Mein Vater hatte sich, mich an der Hand führend und öfter tragend, nach dem Markte und allmälig in die Klausstraße nach der Brücke zu gewagt. Wir waren nicht die Einzigen. Eben gingen jene beiden Geschütze im Galopp vorüber, welche für die Brücke bestimmt waren, von Reiterbedeckung geleitet. Man vernahm Schüsse; ein Buchhändler, der tolle Dreißig in der Stadt genannt, kam in sausendem Galopp über die Brücke nach der Stadt gesprengt und schrie aus vollem Halse: „Es geht Alles gut!" Gleich darauf ward das zweite Geschütz zurückgerettet, — und fast in demselben Augenblick vernahmen wir Gewehrschüsse, die hochgellenden französischen Trommeln — die preußischen, viel größern, hatten tiefern Klang — und bald darauf ließ sich im höchsten Tenor der unabläßige Kriegsruf der Franzosen: „en anvant! en avant! plus vite! plus vite!" vernehmen.

Das also waren die Franzosen? Diese kleinen Männer in gelben oder blauen Ueberziehern oder Uniformröcken sollten unsere baumlangen Grenadiere bezwungen haben? Und wo waren denn die kleinen Gewehre mit den drei Fuß langen Bajonnetten, von denen man erzählt hatte und die zur Nachahmung

diesseits empfohlen worden waren? — Man war schnell fertig, diese Truppen, es war die Division Dupont, für ein elendes Freikorps zu erklären und „Löffelbande“ zu betiteln, weil allerdings Viele blecherne Löffel auf den Hut gesteckt, Andere gelegentlich ein paar lebendige Hühner oder Enten auf den Tornister gebunden hatten.

Die Brücke war genommen, in einem Anlaufe die Stadt durchschritten, die jenseits aufgestellte Reservearmee geworfen; viele Hunderte von Gefangenen sah ich bald darauf unter der Hut weniger Wachen auf dem Markte zusammengebracht. Viele retteten sich in die Markt- oder Marienkirche, oder entschlüpften sonst noch mit Hülfe der Bürger. Diese Soldaten, größtentheils Ausländer, durch die nicht immer redlichen Praktiken der Werber zu hartem Dienste zusammengebracht, — was konnte ihnen Preußen gelten? Und dennoch hatten sie sich gut geschlagen, ranzionirten sich, oft mit Lebensgefahr, schlichen und bettelten sich von Ort zu Ort zur preußischen Armee zurück! Ja, stets haben sich die Deutschen als unerschütterliche Krieger gezeigt und haben gesiegt, wenn gute Führung sie unterstützte.

Zwei Tage später ergoß sich ein höherer Glanz

über die staunenden Bewohner. Napoleon wurde erwartet.

Mein Vater führte mich früh durch die überdrängten Straßen auf den Marktplatz. Durch das Klausthor, durch die Stadt und immerfort nach Osten ergoß sich vom frühen Morgen bis gegen Abend die „große Armee," Brigade an Brigade gedrängt, Fußvolk und Reiterei, dazwischen Geschützzüge, ein unabläſſig drängender Strom. Einmal, vor unsern Augen brach das Rad eines Fahrzeugs (Kanone). Im Nu, schneller als ich's erzählen kann, war dasselbe beseitigt, durch ein neues ersetzt und unaufhaltsam rollte der Strom weiter.

Die beiden großen Hälften des Marktes, über den der Zug dahinfloß, boten ein noch merkwürdigeres Schauspiel. Die eine Hälfte war angefüllt durch die Fußgarden, die Grenadiergarde, die Jäger zu Fuß, Voltigeurs und Artillerie, die Spalier bildeten (Gewehr bei Fuß) gegen die Armee. Die andere Hälfte, der sogenannte Fleischmarkt war angefüllt mit dem Gardekorps der reitenden Grenadiere, in dunkelblauen Offiziersröcken, die Trompeter in hellblauen; die Gemeinen hatten Infanteriegewehre quer über die Schulter gehängt. Wahrscheinlich sollte das Korps zu Fuß

und zu Pferde dienen. Auf hohen Rossen saßen die baumhohen Reiter, noch größer erscheinend durch hohe Bärenmützen, (die ersten, die ich sah) deren Haar tief herabhing und den Gesichtern kriegerisches Ansehen gaben. Es waren, wie man sagte, meistens Elsasser und Wallonen. Denn Napoleon hatte von den Römern gelernt, den kleinern und gedrungern Menschenschlag für das Fußvolk zu verwenden, da dergleichen Leute sich leichter und behender tragen, die großen Menschen aber für die Reiterei zu benutzen, wo sich ihr langer Arm und ihre Kraft geltend machen können.

Als wäre daran noch nicht genug, schmetterten neue Trompeten heran und die Kürassiergarde rückte auf den Markt, wieder riesige Menschen und riesige Pferde. Wir hatten schon preußische und sächsische Kürassiere gesehen; sie trugen eiserne Brustharnische, aber schwarz und glanzlos lackirt und darum unscheinbar. Die französischen glänzten im Sonnenschein, der sich auf den blanken Stahlharnischen funkelnd sammelte. Dazu trugen sie stählerne Helme mit metallnem Kamm und wehender Roßmähne; wir kannten die Form aus römischen Abbildern. Wie hoch überglänzten sie die breitgesetzten dreieckigen Hüte der

Preußen und Sachsen! Wahrlich, es ist nichts Kleines, die Phantasie zu wecken! Diese Reiter fühlten sich nicht blos durch Thaten und Ruhm gehoben, auch durch den gegenseitigen Anblick ihrer echt kriegerischen, wie Trompetengeschmetter glänzenden Rüstung. Und wie leuchtete gar der Anblick in das trunkene Auge der Knaben! Das waren ja, so schien es uns, die Ritter aus unsern Romanen. Zuletzt sprengte sogar in wilder Unordnung eine Schaar Türken heran, — es waren die Mamelucken des Kaisers.

Die Rufe: der Kaiser! l'empereur! liefen durch die herandrängende Fußgarde und die schaulustigen Bürger. Wir hatten einen ganz guten Platz hinter den ordnungsfrei herangetretenen Grenadieren; mein Vater hatte mich auf den Arm genommen und ich durfte hoffen, etwas zu erblicken. Plötzlich faßt ein Trupp Franzosen meinen Vater, zeigt ihm Quartierbillets und verlangt, vom mündlichen Bescheide nicht zufriedengestellt, daß er sie in das ferne Quartier führe. Da blieb wenig Hoffnung, an Widerstand war nicht zu denken; wir zogen traurig ab. Bald aber führt der Weg bei einer Gruppe plaudernder Offiziere vorbei. Mein Vater ergreift die günstige

Gelegenheit beim Stirnhaar und klagt laut, auf französisch, über die Gewalt, die uns geschehe. Ein Offizier wendet sich zu uns und fragt, was es gäbe? Mein Vater berichtet, er habe sich und seinem Kleinen den Anblick des großen Kaisers zu lebenslänglicher Erinnerung verschaffen wollen und solle nun weit zurück in die Stadt. Alsobald wies der Offizier die Soldaten weg und führte uns durch die raumgebenden Gardisten bis zur vordersten Reihe. Sogleich erdröhnten die Zurufe der Kriegsschaaren, denn eben ritt der Kaiser mit großem Gefolge wirklich heran.

Ich weiß nicht, ob ich für das Folgende Glauben finden werde, spreche es aber unbekümmert, im Bewußtsein der Wahrheit aus. Der Knabe hatte keinen Blick für die goldprunkenden Marschälle, er sah nur Napoleon, der inmitten des glänzenden Gefolges im hellgrauen Ueberrocke und dem weltbekannten Hütchen einherritt. Wäre meine Hand hinlänglich geübt, so würd' ich noch heut ein getreues Bild des Mannes geben können, der damals, mit seinem antik-römischen, gelb-bleichen Antlitze, den scharf geschnittenen Zügen bewegungslos wie Bronze mit den hellgrauen und doch abgrundtiefen Augen geradeaus vor sich hinblickend und auf nichts Bestimmtes schauend, vor-

überzog. So ritt er denn ein in unsre Stadt in der Mitte seiner Heldenschaaren, der Sieger über alle seine Feinde!

Und doch sollte er inmitten dieser Stadt erinnert werden, daß er in Feindes Lande sei.

Er zog an der Spitze seines Gefolges still, wie seine Art war, die Märkerstraße hindurch nach dem „großen Berlinplatze“ zu der für ihn in Mekels oder vielleicht Niemeyers Hause bereiteten Wohnung. Plötzlich gewahrt er auf den Vorstufen eines stattlichen Hauses die hohe und nervige Gestalt eines Mannes mit kräftigem, braunrothem Antlitze, krausem Haar und funkelndlebendigen blauen Augen. Es war der Justizkommissarius Dr. Scheuffelhut; er hat mir den Vorgang viel später selber erzählt. Der Mann stand, das Auge fest und kühn auf den Kaiser gerichtet, die rechte Hand in den ganz zugeknöpften Oberrock gesteckt, wie seine Gewohnheit war, übrigens fern von jeder gefährdenden Absicht. Da fällt sein Anblick Napoleon in die Augen. Der Kaiser wendet das Haupt und den scharffassenden Blick auf die hohe Gestalt. Der Gang des Pferdes wird noch langsamer, das Auge läßt nicht ab von dem kühnen, vielleicht Gefährliches sinnenden Deutschen. Und so harrt

der Eine gleich einem beseelten Marmorbilde feststehend, der Andere, unerschütterliche Ruhe im Busen tragend, zieht seine Straße dahin. Wußte er und sagte er sich schon heute, daß für ihn die Kugel noch nicht gegossen sei?

Ich erfuhr damals und später noch zweimal, welch' eine Gunst dem Menschen zu Theil wird, wenn ihm das Anschauen großer Persönlichkeiten und Ereignisse weit hinaus hebt über die engen Schranken des Ich und des alltäglichen Lebens und Treibens. Der geschichtliche Sinn erwacht, begeisterte Theilnahme an den Angelegenheiten der Menschheit, des Volks, des idealen Lebens tritt an die Stelle der kleinen und vergänglichen, der materiellen Interessen.

Natürlich hatten wir Knaben von diesem Einflusse der uns aufregenden Ereignisse keine Ahnung. Doch sollten sich greiflichere Einwirkungen bemerkbar machen, die in der allgemeinen Lust der Knaben am Kriegswesen ihren Anhalt hatten.

Die erste Einwirkung traf mich persönlich.

Bald nach jenen Tagen überfielen mich seltsame Krampfanfälle; ich hatte Lust und Anhaltsamkeit an der Arbeit verloren, und als ich mich einmal zum ausdauernden Lernen zwingen wollte, gerieth ich in

Zuckungen, welche die Augen, Lippen und den ganzen Kopf nach der linken Seite rückten. Die Sprache ward dadurch gehemmt, doch blieb ich bei vollkommen klarem Bewußtsein und Herr meiner Glieder. Die berufenen Aerzte, deren Fragen ich während des Anfalls nur schriftlich und mit unsicherer Hand beantworten konnte, schienen zweifelhaft in der Diagnose; die häufig wiederkehrenden Anfälle, denen man nicht zu steuern wußte, entkräfteten mich auf das Aeußerste. Reil, damals noch eine Zierde der halleschen Universität, ward berufen. Er beugte seine edle Gestalt über mich Daliegenden, schaute mir mit seinem hellstrahlenden und doch so milden blauen Auge tief in das meine und sprach ruhig, aber vernehmlich vor sich hin: „Nun, da wird wohl nicht viel mehr zu machen sein." Seltsam erweckten diese Worte in mir, der ich doch gewiß das Leben liebte und den Tod hätte scheuen sollen, ein eigenthümliches Wohlbehagen. Ich fühlte mit unerschütterlicher Gewißheit, daß ich am Leben bleiben würde. Es war das erste Mal, daß ich jener innerlichen Gewißheit mir bewußt ward, die stärker ist als alle Beweise und äußern Aussprüche, und die in jeder Menschenbrust lebt, Niemandem aber unentbehrlicher ist, als dem Künstler,

der gerade in den tiefsten schöpferischen Momenten schlechthin gar keine Leitung und Bürgschaft hat, als diese innere Stimme. Möchte sie doch Niemand in sich übertäuben und ersticken!

Die Krämpfe ließen nicht nach. — Da geschah es, daß an einem heitern Morgen zwei Regimenter Franzosen und „Ysenburger" erwartet wurden und bei unserm Hause vorbeiziehen sollten. Wie gern hätt' ich sie gesehen! aber ich konnte ja nicht das Bett verlassen. Da hörte man von fern und immer näherrückend die Trommeln. Ich fiel in Krämpfe nnd mein Vater suchte mich zu beschwichtigen. „Aber ich will sie sehen!" schrie ich heftig auf. Der Krampf stand, mein Vater trug mich an das Fenster und ich sah die Regimenter, voran ihre helle Musik, vorüberziehen. Die Krämpfe sind niemals wiedergekommen.

Der Wille des Menschen ist mächtiger, als die Meisten ahnen. Er ist der wahre Wunderthäter. Damals konnt' ich mir das unmöglich klar machen, verlor aber dies Ereigniß nimmer aus dem Sinne. Vielleicht war es der erste Anstoß zu der Neigung, das, was ich wollte, so viel als möglich, mit Hartnäckigkeit zu verfolgen.

Allgemeiner war die Lust am Soldatenspiel.

Es gab keinen Knaben, der sich nicht zinnerne Soldaten uud Kanonen verschafft hätte. Auch ich hatte mit einem Freunde einige hundert zusammengeschafft. Wir spielten, wie Alle, mit denselben Krieg und schossen tapfer darauf los; denn das leere Paradespielen waren wir bald satt. Da fiel uns Archenholz Geschichte des siebenjährigen Kriegs in die Hände. Er wurde mit Begier, natürlich mit leidenschaftlicher Parteinahme für den alten Fritz und seine Preußen, gelesen und immer wieder gelesen. Bald kam uns der Gedanke, die Schlachten zu wiederholen. Mit Stäben, Pappstücken, Sand suchten wir das jedesmalige Terrain darzustellen, brachten unsere Soldaten in die geschichtlich überlieferte Schlachtordnung und dann — freilich dann mußte das wüthendste Kanonieren entscheiden. Wer den letzten Mann aufrecht behielt, war Sieger. Es war uns solcher Ernst mit dem Spiele und wir hatten unsern Archenholz so inne, daß ich mir getraue, noch jetzt die beliebtesten Bataillen nach seiner Darstellung aufzuzeichnen.

Schlagender war die Wirkung auf die Menge. Wir Kinder der Honoratioren hatten uns bereits früher mit Papprüstungen und hölzernen Schwertern in Ritter umgewandelt. Nach der Schlacht fanden

sich dort und da Bajonnette, gelegentlich auch Patronen. Die große Menge der Stadtkinder bemächtigte sich deren, steckte die Bajonnette auf lange Knittel und bildete so eine zweite Partei, die sich „Grannediere" (Grenadiere) betitelte. Grannediere und Ritter zogen vor der Stadt gegen einander und die Sache wurde ernstlicher, als sich einige Bauerburschen aus Giebichenstein zu Pferde darein mischten. Es mußten greise preußische Invaliden — die einzige verfügbare Besatzung damals — ausrücken, die den Bürgerkrieg glücklich erstickten.

---

## Anläufe zu Komposition und Theorie.

Phantasirt hatte ich, seitdem ich ein Klavier besaß; wenigstens erinnere ich mich keiner Zeit, in der das nicht stattgehabt hätte. Wie? das weiß Gott, der Alles weiß! Der Kriegszeit, und zwar dem Jahre 1806 oder 07 war beschieden, den ersten Anstoß zu schriftlicher Komposition zu geben.

Mein Vater hatte mir, wohl ohne andern Zweck als zum Spiel, ein kleines Büchelchen mit rastrirtem Papier geschenkt. Ich seh' es im Geiste noch vor mir, mit seinem blau und roth marmorirten Umschlag, jede Seite des gelben rauhen Papiers war mit zwei Systemen bezogen.

Nichts mag mir wohl lustiger in den Sinn gefallen sein, als die kleinen Posthörnchen der französischen Voltigeurs, die so hoch und keck erklangen, wenn die bunt-belitzten und beschnürten Schwärm-

truppen mehr dahintanzten als marschirten. Einen solchen Voltigeurmarsch phantasirte ich mir zusammen und schrieb denselben mit fieberisch zitternder Hand in mein Notenbuch.

Meine Freunde, die ich ihn hören ließ, bezeigten mir Vergnügen; ich aber war, wie sich versteht, zufrieden. Ob darin Reminiscenzen? Ich dachte gar nicht daran, und glaube es auch jetzt nicht, es klang gar zu tüdesque. Warum ich just Fis-dur gewählt? — ja wer kann Alles wissen! Nun stand es denn da auf Noten! Allein je länger ich hinschaute, desto beklommener wurde mir um das junge Herz. Es — fehlte etwas, ich wußte nur nicht was; mein Notenblatt nahm sich nicht so aus, als die andern. Endlich ward es mir klar! die Taktstriche fehlten! Dem war abzuhelfen, die Feder flog unermüdet von oben nach unten, in einem Takte waren 4 oder 5 Achtel, im andern 1 Viertel, wie gerade der Federzug traf; denn ich armer Bube hatte nie erfahren, was die Taktstriche eigentlich bedeuten; wahrscheinlich hatte das laute Zählen des Lehrers und angebornes Gefühl den Takt einigermaßen in's Reine gebracht.

Vielerlei folgte im Laufe der nächsten Jahre dem Erstlinge. Ich erinnere mich nur aus etwas späterer

Zeit eines verwegnern Unternehmens: der Komposition von Schillers Semele. Natürlich hatte es bei dem ersten Monologe sein Bewenden. Daß dieses Gedicht für musikalische Behandlung nicht wohl geeignet sei, konnte mir damals nicht bewußt werden; ich folgte hier wie bei allen musikalischen Unternehmungen dem dunkeln Triebe, der Lust am Gegenstande.

Doch sollte gerade dieses Kompositionsabenteuer nicht ohne Einfluß auf die nächsten Jahre bleiben. Es war damals eine junge Sängerin aus Berlin nach Halle gekommen, ein Fräulein Andresse, die mit ihrer wohlgeschulten Stimme (etwas ganz Neues für die Provinzialstadt) und mit dem tiefen Einblick ihrer schwarzen Augen mir, wie Allen um mich her, den Kopf nicht wenig verrückte. Ihr überreichte ich meine Semele. Sie ließ sich huldvoll zu dem Halb-Knaben, Halb-Jüngling herab und sang mir mein Wirrsal von Rezitativ und Arie vor. Ach! es stockte hier und stockte da — und ich konnte mir nicht bergen, daß die Schuld nicht in ihr, sondern in der Komposition lag. Als sie nun gar nachsichtsvoll mir tröstend zusprach: „es werde sich noch finden," da ergriff ich äußerlich lächelnd und innerlich grimmvoll die unschuldigen Blätter und riß sie schneller, als sie hätte

abwehren können, von oben bis unten durch. Der Vorfall konnte mich nicht von neuen Unternehmungen zurückhalten; denn unaufhörlich fühlt' ich mich zu abermaligen Versuchen getrieben. Allein es setzte sich in mir eine Scheu fest, wieder mit Kompositionen hervorzutreten, die jahrelang anhielt und mich offenbar hemmte. Oefter suchte ich mir dadurch zu helfen, daß ich, wie unsere Stahlfabrikanten ihre Waare für englisches Fabrikat ausgeben, meine Versuche unter fremdem Namen zu Gehör brachte, mit wechselndem Erfolge. So erinnere ich mich, eine Arie unter dem Namen Palestrina aufgeführt zu haben. Ach! es war ja nicht Anmaßung, die mir den Namen des „Fürsten der Kirchenmusik" eingab, sondern die unschuldvollste — Unwissenheit. Durchgreifender war eine zweite Folge. Von Zeit zu Zeit überschaute ich meine Kompositionsversuche, fühlte mich von ihnen unbefriedigt und hielt dann ein mörderliches Auto-da-fé. Die Welt wird an den Machwerken nicht viel verloren haben, wohl aber ich selber. Erst viel später begriff ich, daß man mit solchem Verfahren sich des Einblicks in die eigene Entwickelung beraubt. Klüger und glücklicher verfuhr neben mir der später so beliebt gewordene Balladen- und Liederkomponist

Löwe. Er war damals Sopranist im trefflichen halleschen Singchor und erhielt auf Kosten des Königs von Westfalen Kompositionsunterricht vom Professor Türk. Seine erste Komposition ward auf Subscription gedruckt. Es war das Gedicht „Lothar" von A. W. Schlegel. Wir Alle waren entzückt, daß der Held die dargebotene goldene Ehrenkette und, wenn ich nicht irre, auch den Ehrenbecher mit goldenem Wein ausschlug und dabei beharrte:

„Des Sängers Trank ist Wiesenquell!"

denn den kannten wir besser als den güldenen Wein.

Allein Löwe's Vorgang und meine eigene Unbefriedigung gaben mir doch den Gedanken ein: man müsse erst etwas lernen, ehe man etwas leisten könne.

So fand ich mich denn zu dem einzigen Lehrer, den Halle besaß, zu Professor Türk. Ich erhielt bei ihm Generalbaß-Unterricht und hatte mir sogar, obgleich noch Gymnasiast in den mittleren Klassen, Duldung in seinen akademischen Vorlesungen erschmeichelt.

Der würdige und mir stets theure Mann that bei diesem Unterricht, was nur irgend dabei geschehen konnte. Neben den erforderlichen Lehren und Erläuterungen wurden ansehnliche Blätter mit bezifferten,

dann unbezifferten Bässen vorgelegt und bearbeitet. Ja, die Gewissenhaftigkeit des Lehrers spürte selbst über den Bereich der Lehre jeder Schwäche des Schülers nach. Ich erinnere mich, einmal nach dem Schlusse der Lehrstunde, als ich mich schon zum Fortgehn erhoben hatte, bei dem Wechsel der letzten Worte halb gedankenlos ein paar Akkorde (vielleicht einen Septimen- und Quartsextakkord) auf f g gegriffen zu haben und dann der Thür zugeschritten zu sein. Eben wollt' ich sie öffnen, da schallte mir Türk's Ruf: „Marx! Marx!" nach. Ich schwenkte wieder von der Thür ab und blickte den Rufenden fragend an. „Sie haben nicht geschlossen!" Ich mußte zum Klavier zurück und die Schlußakkorde ($\overset{7}{g}$ c) nachbringen. Man spotte nicht über die kleine Pedanterie! Der würdige Alte konnte nicht begreifen und ertragen, daß Musik ohne formellen Schluß ausginge. Wie ruhselig, wer an unverbrüchlichem Gesetze festhalten kann und niemals in die Region der ewigen Fragen und Zweifel geräth!

Für mich aber stand in den Sternen geschrieben, daß ich immer und überall auf eigene Versuche und Strebungen zurückgeworfen werden sollte. Ich arbeitete den Generalbaß, wie man ihn aus Türk oder

andern Lehrbüchern kennt, tapfer durch; die bezifferten Bässe, erst mit lauter Grundakkorden u. s. w., wurden ausgesetzt und durchgespielt, und — je weiter ich mich hineinarbeitete, desto weiter kam ich von jedem Versuch eigner Komposition ab; der Quell der Empfindung und die Lust daran, schienen vollkommen versiegt. —

An dem wackern Türk lag die Schuld keineswegs; davon war ich überzeugt. Ja, ich hing an ihm mit der vollen Verehrung und dem jugendlichen Enthusiasmus eines treuen Schülers. Wo der greise Mann erschien, empfand ich gegen ihn nur Ehrfurcht und zürnte Manchem, dessen spöttische Mienen ich gewahr ward. So in den Konzerten, deren er wohl nach dem Vorbilde der Leipziger Gewandhauskonzerte jährlich vierundzwanzig gab. Wenn er im Dirigiren bei steigender Heftigkeit des Affekts oder bei längerem Crescendo sich mehr emporrichtete und zuletzt sein Haupt mit dem greisen, hochgesträubten Haar und den rudernden Armen sich, ein musikalischer König Saul, um eines Kopfes Länge über Chor und Orchester erhob, so hätte man das Vorbild manches Dirigenten aus unsern Tagen zu erblicken gemeint, wenn diese Tage nicht noch lange auf sich hätten warten lassen.

Und wenn er in seinen Vorlesungen an der Universität, die er nach damaliger Einrichtung in seiner Privatwohnung hielt, ganze Stöße von Büchern auf der Tafel auslegte, um sich auf sie zu stützen und uns den Einblick in den Schacht des Wissens zu gönnen: so weckte das in uns eine Ehrfurcht, die ebensowohl dem büchermächtigen Manne galt, als dem Gegenstande, der uns nun erst, nachdem wir ihn rein als Kunst kennen gelernt, seine wissenschaftliche Seite wies. Räthselhaft war mir schon damals die seltsame Schüchternheit des werthen Mannes. Sicher und bündig trug er vor, was er auf irgend eine Autorität stützen konnte; in streitigen Fällen entschied er sich muthig und fest für die eine oder andere Autorität. Hier also vertraute er dem eigenen Urtheil. Fehlte ihm aber jede Stütze fremden Urtheils, so wagte er sich mit seinem eigenen durchaus nicht hervor. So hatte er schon damals die Normal-Molltonleiter ganz richtig erkannt, also lange vorher, ehe sie von Gottfried Weber zu öffentlicher Besprechung kam. Aber nur gegen die vertrautesten Schüler, und nur in Form einer verwegnen, vielleicht thörichten Hypothese, wagte er sich damit heraus. Ebenso ketzerte er unter der Hand gegen die, den Musikern

damals noch unantastbaren, Quinten- und Oktaven-verbote. Aber weder seine Kompositionen, noch seine Schriften enthalten davon eine Spur.

Da ich mich nun durch den Generalbaß eher gelähmt als gefördert fand, begann ich unermüdlich alle musikalischen Lehrbücher durchzustudiren, deren ich aus Türk's Bibliothek oder sonst irgendwo habhaft werden konnte. Ich glaube kaum, daß von der damaligen Literatur irgend etwas mir fremd geblieben ist. Namentlich war es Marpurg's „Kunst der Fuge," die mich anhaltend beschäftigte. Hierbei hatte sich mir der nachherige Musikdirektor Naue angeschlossen, an Jahren mir ziemlich weit voraus, der auch schon bei Zelter in Berlin gewisse Studien gemacht hatte, dessen flüchtiges und unkräftiges Naturell aber jedem ernstlichen Bemühen auswich. Wir lasen uns abwechselnd das Buch vor und versuchten zu seinen Lehrsätzen Beispiele zu bilden. Nun ist aber der treffliche Marpurg zwar höchst ergiebig für alle einzelnen Wendungen, die sich in der Fuge aufspüren lassen, allein der Zusammenhang des Ganzen —

Encheiresin naturae!
(nennt's die Philosophie)
Spottet ihrer selbst und weiß nicht wie —

war von ihm durchaus bei Seite gelassen. Wir lernten ein Thema machen, wohl oder übel, den Gefährten bilden, — kurz alles Einzelne, — aber eine Fuge, ein Ganzes kam auf diesem Wege nimmer zu Stande. Erst spätere Jahre sollten mich dahin fördern. Der gute Naue! leibhaftig steht er vor mir, eine von den Naturen, die vielseitig angeregt, wohlwollend und hülfreich, wo sie können, doch nimmer einen Kern ihres Lebens zeitigen, weil die erste Anlage unentwickelt geblieben und die Kraft zur Entwickelung abhanden gekommen ist. Wie oft gab uns sein rastloses, aber stets auf das Aeußerliche gerichtetes Wesen und seine daher rührende Prahlhaftigkeit Anlaß zu Spöttereien! und wie bald verstummten sie vor seiner unerschöpflichen Gutmüthigkeit! Auch mein Umgang mit ihm war ein ununterbrochener Wechsel von kindischen Feindseligkeiten und stets wieder auftauchender Neigung. Er war der Sohn eines reichen Nadelfabrikanten und von seinem Vater ohne festes Ziel zum Studiren bestimmt, ohne gleichwohl zur Universität zu gelangen. Sein nächster Ehrgeiz, als ich ihn kennen lernte, war, mit Studenten umzugehen und es ihnen gleich oder zuvor zu thun, wohlverstanden, wo es ohne Gefahr geschehen konnte.

Mehr als einmal konnte ich ihn bei Schelling (nicht dem mystischen Philosophen, sondern einem Conditor) beobachten. Er hatte irgend ein Konfekt vor sich; von der andern Seite forderte ein Student ein Stück Pflaumentorte, „mir auch zwei Stück!" rief Raue. Ein Anderer forderte vielleicht ein Glas Punsch, „mir auch ein Glas Punsch!" so ging es fort bis er den ganzen Tisch überladen vor sich sah, dann entfernte er sich, alles bezahlend, wenig nur berührend, aber zufrieden; hatte er doch Alles erlangt, was alle Andern gefordert. Wunderlicher noch trat diese Unfähigkeit, irgend Jemand einen Schritt voran zu gestatten, mir gegenüber hervor. Er mochte hin und wieder von mir gehört haben, daß ich an eine Geschichte der Musik, an eine Generalbaßlehre (sollte wohl Kompositionslehre heißen) dächte. Lange schwieg er dazu, endlich führte er mich vor seine Bibliothek und zeigte mir eine ansehnliche Reihe von Quartbänden. Und auf den rothen Etiketten, — was gab er mir gedruckt zu lesen? Kompositionslehre (Generalbaß) von Fr. Raue, Bd. 1. 2. . . .; Geschichte der Musik von Fr. Raue, Bd. 1. 2. . . . Ich war höchlich überrascht, zog, ehe er's verhindern konnte, einen der Bände hervor und schlug ihn auf. Was

fand ich? das schönste weiße Papier, nicht mit einer einzigen Silbe verunziert. Es war nicht etwa Prahlhaftigkeit von ihm, sondern er weidete seine Seele an dem leibhaften Anblicke seiner künftigen Werke. Lachen wir nicht zu laut darüber, wie Viele wiegen sich jahraus, jahrein ihr Leben durch, an solchen Phantasiethaten.

Zunächst aber hatten diese reinlichen Zukunftswerke eine verhängnißvolle Wirkung für ihn und eine heilvolle für mich. Er redete sich ein: er müsse eine große Bibliothek musikalischer Werke besitzen. So schaffte er, was nur irgend für das Geld seines Vaters erreichbar war, herbei. Ich erinnere mich einer ansehnlichen Sammlung niederländischer Tonwerke von Roland Laß und Andern, die später in die Berliner Bibliothek übergegangen sind. Es kam auch vor, daß er für den Ankauf des Alexanderfestes von Händel gleichzeitig, um sicher zu gehen, an drei Bücherversteigerungen Auftrag erlassen hatte. Richtig erhielt er drei Exemplare des Werkes, freilich um den doppelten Preis, für den dasselbe bereits im Buchhandel zu haben war. Ernstlichen Gebrauch hat er von diesen Werken niemals gemacht. Ich aber hatte längst den Drang empfunden, mich überall umzusehen,

und seine unbegrenzte Gefälligkeit gewährte mir die Benutzung seiner Schätze, so weit ich sie damals verstand. Daß ich in jener Zeit ernstliche Frucht davongetragen, ist wohl undenkbar, allein es war Anregung und Vorarbeit für künftige gereiftere Studien; es war eine Förderung, die mir schon damals, wenn auch unklar, als unentbehrlich erschien und die mir in Halle und ohne eigene Mittel auf gar keinem andern Wege, als auf diesem, nicht von mir und für mich gebahnten hätte zukommen können. So weit ich meiner Schicksale bewußt geworden bin, habe ich stets gefunden, daß mir alles, dessen ich bedurfte, gerade im richtigen Augenblick des Bedürfens zugekommen ist, nicht eher und nicht später, und zwar, wo mein Vermögen nicht ausreichte, auf ganz von mir unabhängige, nicht vorher zu sehende Weise. Niemand, der mich irgend kennt, wird mir den thörichten Wahn zuschreiben, daß ich darin eine Bevorzugung erblicke. Vielmehr bin ich überzeugt, daß Jeder, der sein Leben aufmerksam prüft, auf gleiche Erfahrungen geführt werden muß. Und trägt uns nicht die Völkergeschichte, so weit wir sie klar durchschauen, dieselbe Erkenntniß entgegen, ist nicht das Christenthum, das römische Reich, der Sturz dieses

Reiches, Napoleon's Sturz, ist nicht Alles, was wir begriffen haben, in gleicher Weise hervorgetreten, und hätte irgend eine Geschichte von Menschen oder Völkern mehr Bedeutung und Werth, als das abgeschmackteste Kindermährchen, wenn nicht aus diesen Geschichten ein Strahl der ewigen Vernunft hervorleuchtete?

Uebrigens blieben auch Naue's Bestrebungen keineswegs ohne Frucht. Er wurde Organist an der Marienkirche und Universitäts-Musikdirector, auch Vorsteher des von Türk vor ihm so trefflich geleiteten Stadtchors. Ja, er versuchte an der Universität nach Türk's Vorbilde Vorlesungen zu halten, die aber wenigen Erfolg gehabt zu haben scheinen. Im Drucke erschienen von ihm einige Kirchenmusiken und eine Kirchenagende, eine Sammlung von Tonformeln, deren sich verschiedene Kirchen in verschiedenen Zeiten für die Liturgie bedient hatten.

So hatte ich mich denn auf mannigfaltigen Wegen um Ausbildung in der Komposition bemüht — und vergebens. Alles, was ich gelesen, führte mich nicht dahin, wohin ich eigentlich verlangte: zum Geschick und zur Kräftigung für Komposition. Es führte vielmehr, so mußte mir die eigene Erfahrung vor-

spiegeln, davon ab; denn je mehr ich studirte, desto mehr versiegte der Quell eigener Erfindung.

So entstand für längere Zeit der gefährliche Wahn in mir: Komposition sei überhaupt nicht zu lehren, sei nichts als Anregung oder Eingebung auf dem Boden angeborenen Talents. Daß der Anlage noch eine Schule zu Hülfe kommen müsse, damit nicht Jeder die Kunst von Neuem zu beginnen habe und erst mit dem Opfer mühevoller Jahre sich zweifelhaft erringen müsse, was Tausende nach einander in vielen Jahrhunderten errungen, und als gemeinsames Gut für alle Nachfolgenden aufgesammelt: das konnte ich armer Knabe weder aus mir wissen, noch aus der damaligen Musikliteratur herauslesen. Wohl ahnte ich, daß noch ganz andere Lehren und Lehrwege irgendwo vorhanden sein müßten. Aber wo? In Halle gab es nur den einen Türk; was der als Lehrer an Löwe gethan, war mir ganz unerkennbar und in der That von geringem Belang. Dies erwiesen später Löwe's Kompositionen. Seine Lieder und Balladen zeugten von hohem Talent; alle seine größern Kompositionen waren unhaltbar, weil ihnen die Grundlage tüchtiger Kunstbildung und allgemein geistiger Entwickelung des Komponisten abging. Auswärts

aber Lehre zu suchen, dazu fehlte mir jedes Mittel. So war jener Irrthum für mich noch ein Ausweg der Verzweiflung; ich war auf mich zurückgewiesen, mochte daraus werden, was konnte. Aber der Drang zum Schaffen und das unermüdliche Ringen nach Belehrung blieben ungeschwächt.

In dieser ganzen Zeit entstanden vielerlei Kompositionen; der kleinere Theil wurde vollendet. Darunter war meine erste Oper. Ihr Stoff war nichts Geringerem als der französischen Revolution entlehnt, und der Held kein anderer als — Lafayette. Ich hatte gleichwohl doch so viel Besinnung oder Einsicht, den Schauplatz in die mittelalterlichen Kämpfe Italiens zu verlegen und meinen Helden Fayado zu nennen. Die eigentliche Quelle waren mir Girtanner's Erinnerungen oder Denkwürdigkeiten aus der Revolution, die sich durch ihre in das Persönliche und Anschauliche dringende Darstellungsweise empfahlen. Besonders angeregt war ich für den zweiten Akt, dessen stürmisches Vorspiel in ein heftiges Rezitativ der Bässe und höhern Instrumente überging. Bald hob sich der Vorhang und wir waren der Versammlung gegenüber, in welcher der wilde Streit der Parteien das Rezitativ fortsetzte. Da plötzlich legte

das Erscheinen eines Einzigen, der still durch die Streitenden einherschritt, Allen Schweigen auf. Es war, wie man erräth, der Moment, wo auf dem Stadthause die Verdächtigen Flesselles, und sein Schwiegersohn, ihren Richtern gegenüber mit augenblicklichem Tode bedroht werden und der weite Platz von den Schaaren Derer erfüllt ist, welche das blutige Gericht fordern. Lafayette hat durch geschickte Führung seine Truppen einzuschieben und den ganzen Raum allmälig zu leeren gewußt und ist dann in den Saal getreten, wo er die den Tod Fordernden, jetzt von ihrem Anhang Verlassenen, leicht zum Schweigen bringt.

Wer war der Dichter dieser Oper? kein Anderer, als — ich selber, denn ich hatte und wußte Keinen, der mir hätte helfen können. Allein in der Ungeberdigkeit meiner damaligen Jahre, war es mir gar nicht um ein Gedicht zu thun. Ich stellte mir Moment für Moment in aller Lebendigkeit, die ich mir gewinnen konnte, vor und rang danach, Texte und Tongestalt gleichzeitig zu fassen. Daß auf diesem Wege sich kein Kunstwerk in Klarheit und Harmonie gestalten konnte, ward mir damals nicht bewußt, wohl aber mußte ich erfahren, daß sich aus dem gewaltsamen und dunkeln Ringen nur einzelne Scenen und

Bruchstücke von Scenen erlangen ließen, die vergeblich auf Vereinigung harrten. Vor und nach mir ist bekanntlich von Mehreren versucht worden, Dichter und Komponisten in Einer Person zu schaffen. Aber diese Versuche sonderten beide Thätigkeiten, schufen erst das Gedicht mehr oder weniger vollständig und begannen dann, als zweite Arbeit, die Komposition desselben. So war jedenfalls die praktische Durchführung möglich und es blieb nur die Frage: ob der Musiker bei der dichterischen Arbeit auch dichterische Entzündung in sich finden, ob er nicht abstrakt aus dem Verstande und fremden dichterischen Erinnerungen seinen Text bilden und dann von dieser Arbeit zu seiner eigentlichen Schöpfungs-Sphäre nur erkaltet vorschreiten werde? — eine Frage, die nicht hier zur Erörterung kommen kann.

Das letzte Unternehmen aus dieser Zeit sei noch erwähnt, weil es Jahrzehnte später wieder aufgetaucht, und dann in ganz veränderter Gestalt vollführt wurde. Schon in Halle nämlich, in meinem fünfzehnten bis achtzehnten Jahre, richtete sich vor meiner Phantasie die hohe Gestalt des Mose empor und wollte nicht von mir lassen, bis ich ihr, nach meiner Kraft und Richtung, genug zu thun versucht hatte.

Damals stellte sich mir der Stoff in rein dramatischer Form, und zwar als Dilogie in zwei zusammengehörigen Opern vor. Ich erinnere mich nur der ersten Scene, die ich bei höchst unzulänglicher Lokalanschauung in den Vorhof eines ägyptischen Tempels verlegt hatte. Ich stellte ihn mir mit Obelisken, Sphinxen, Götterbildern besetzt vor. Nach kurzer Einleitung des Orchesters trat paarweise der Zug der Priester ein und wand sich in feierlichem Umgange um die heiligen Bilder, bis er im Tempel verschwand. Der Gesang der ersten Paare wurde von den folgenden kanonisch nachgeahmt und ich stellte mir die Wirkung dieses kanonischen Gesanges, der ewig dasselbe, dieses Selbe immer verändert vernehmen ließe, sehr feierlich und mystisch vor. Hinter dem letzten Paare schloß sich der Jüngling Mose, der Zögling der Priester, dem Umgang an, blieb aber an der Pforte des Tempels zurück und sprach in zorniger Ungeduld die Unerträglichkeit des Tempeldienstes für seine freie thatdurstige Seele aus. Nur diese Scene hatte ich komponirt; zu welchen Worten, weiß ich nicht mehr. Ich hatte ohne Plan für das Ganze begonnen und mußte auf das Weitere verzichten, wahrscheinlich, weil mir die Unverträglichkeit des Stoffes mit der erwählten Form

fühlbar wurde. Kein Ton des ersten Versuchs ist mir geblieben; nur der Stoff hatte seine Macht über mich behauptet und bewährt.

Damit es ja nicht an Wunderlichkeiten fehle, ward ich, Halbknabe, in derselben Zeit zur ersten theoretischen Arbeit verlockt. Ich hatte nämlich auf Schule und Universität einen Freund neben mir, der auch am Klavier mein beständiger Kamerad war. Er spielte fertiger und sauberer als ich; aber freie Fantasie wollte ihm nicht gelingen und doch war er jedesmal, wenn ich mich auf den Tasten erging, gereizt, es mir nachzuthun. Mir that dies vergebene Trachten, dessen Grund ich nicht begriff, in der Seele weh, und ich hörte nicht auf, nachzugrübeln, was man denn eigentlich thue, wenn man fantasire. Es mögen mir wohl allerlei Vorstellungen von Wiederholung, Versetzung und Veränderung eines Themas vorgeschwebt haben; genug, ich legte mir Papier zurecht und schrieb darauf:

„Anleitung zum Fantasiren."

Das Heftchen ward dem Freunde verehrt, der sein Vergnügen daran hatte. Ob er damit fantasiren gelernt, will ich nicht beschwören.

Seltsam mag es erscheinen, daß neben so unab-

lässigem Streben der Entschluß, mich ganz der Musik zu widmen nicht gefaßt wurde, ja, daß ich Türks wiederholte Voraussetzung: Ich würde doch noch Musiker werden, beharrlich zurückwies. Allein die Sache hing nur gar zu natürlich zusammen. In Halle hatte ich keine andere Anschauung vom Leben des Musikers, als der Hinblick auf einige Organisten, Klavierlehrer, Stadtmusiker und durchreisende Virtuosen gewährte. Das Alles konnte mir nicht zusagen. Auch die Laufbahn Türks schien mir keine Befriedigung zu versprechen. Der Gedanke aber, den Lebensbedarf, — und schon hatte die Verarmung meiner Eltern den Blick des jungen Auges nach dieser Richtung hingezwängt, — durch Komposition zu gewinnen, erschien mir als Entwürdigung der heiligen Kunst, etwa als sollte ein frommer Christ im Abendmahl leibliche Nahrung erblicken. Ich suchte also nach einem Berufe, der mir neben seiner pflichttreuen Verwaltung möglichst viel Muße ließe, jenem andern Berufe, der Kunst, gerecht zu werden. Daß dies wieder ein bedenklicher Irrthum war, daß man nicht zweien Herren dienen kann, und kein würdiger Erfolg zu hoffen ist, wenn man nicht die ganze Kraft auf einen Punkt hinwendet: wie konnte der sechszehn-

jährige, ganz weltfremde und ganz unberathene Jüngling dies erkennen?

Ich widmete mich der Rechtswissenschaft. Sie schien mir lebensvoll, und war mir schon von der Geschichte her als bedeutsame Seite im Leben der Nationen und Staaten entgegengetreten. Zugleich hatte ich gewahren können, daß die Räthe des Stadtgerichts in Halle, damals wenigstens, mit Arbeit nicht überladen seien. Der Vormittag mochte dem Amte gehören, Nachmittags und Abends erwartete sie der Kartentisch, die Gesellschaft, die Jagd. Ich hatte für dergleichen wenig Sinn und durfte hoffen, die reiche Mußezeit nach meinem künstlerischen Begehren zu verwenden. In meinem sechszehnten Jahre war ich der Universität zu Halle einverleibt worden.

---

## Das Weimarische Theater.

Was übrigens in dieser ganzen Zeit, sie umfaßte die letzten Schul-Semester und die ersten Universitätsjahre, mir anregend und bereichernd zu Hülfe kam, war das Erscheinen der Weimarischen Hofschauspieler, welche meine Vaterstadt mehrere Sommer hindurch zu einer Reihe von Darstellungen besuchten. Es war das erste Mal, daß wir uns wahrhaft künstlerischen Darstellungen gegenüber befanden und mancherlei Opern von Paer, Winter, besonders aber von Mozart hörten. Die Wirkung war auf uns, durch kein Residenzleben abgenutzte Jünglinge, eine magische. Wenn in Paer's Kamilla der von Eifersucht und Rachedurst zerquälte Gemahl — es war Strohmeier's, damals des ersten Bassisten, vornehme Gestalt — zuerst in stummer Scene auftrat, einen Brief an die verstoßene und eingekerkerte Ge-

mahlin schrieb, ihr Bild hervorzog, an die Lippen drückte, dann zur Erde schmetterte und im zornigen Dahinschritt sich wieder entfernte; dann fehlte uns Allen der Athem in der Brust und wir fühlten uns erst erlöset, wenn er darauf wieder das Theater betrat, um nun erst mit milder, doch mächtiger Stimme sich in Klagen zu ergießen. Nahte aber endlich der Augenblick der Befreiung, forschte man, in welchem der unterirdischen Gewölbe die unglückliche Schuldlose dem Hungertode entgegenseufze, und rief in den obern Gemächern, auf der Bühne der Chor der Hausgenossen in breitschallenden Akkorden ihren Namen Kamilla! — lange ohne Antwort, endlich von einem schwachen Laute zurechtgeführt, so hätte man wohl auf unserm bleichen Angesicht dieselbe Angst lesen können, die dort auf den Brettern Alles zu ersticken drohte.

Es ist das Unglück der Großstädter, daß sich ihnen von der ersten Jugend an Alles in Ueberfüllung entgegendrängt, daß Alles vorzeitig und obenein gleichgültig hingenommen wird, und den mächtigen Reiz des Neuen, Unerhörten eingebüßt hat, wenn erst die eigentlichen Jahre des Genusses und der Erhebung kommen. Und es ist die unerkannte Wohlthat der kleinen und Mittelstädte, daß die Seltenheit künst-

lerischer Feiergaben sehnsüchtigem Verlangen und unentweihter Empfänglichkeit begegnet; — allerdings geistige Anregsamkeit der Bewohner vorausgesetzt.

Von Gluck kam niemals eine Oper zur Aufführung. Der allgemeine Liebling war Mozart. Was mich betrifft, so lebte und athmete ich nur in ihm. Der holde Zauber seiner so mannigfaltig und doch so innig, so wechselvoll und doch so sanft dahinfließenden Weisen, wiegte uns in süßes Selbstvergessen, trug uns wie die kaum bewegte Meeresfläche sanftschaukelnd in das Land der Träume und traumhaft wechselnder Gefühle. Ich erinnere mich mit Bestimmtheit, daß, wenn ich eines der grünen Hefte, Härtel's Ausgabe der Mozart'schen Werke, am Klavier öffnete, ein ganz eigenthümlicher, süßer Duft mich anzuhauchen schien. Es war das durchaus keine absichtlich hervorgerufene Vorstellung oder ein gemachtes Gleichniß, sondern ein unmittelbares Empfinden, das natürlich seinen Sitz nur in der absichtslos waltenden Phantasie hatte. Was ich damals als Mozart's Wirkung empfand, es wird ewig das Reich sein, in welchem er ohne Nebenbuhler waltet und die Gemüther der Deutschen süß umfangen hält. Ein Anderes, Tieferes war mir damals nicht bewußt.

Allein es waren nicht blos die Opern, die uns beseligten und erhoben; auch die Aufführung der Trauerspiele übte ihre Macht, und das nicht vorübergehend, sondern bleibend für das ganze Leben. Besonders die Schiller'schen Dramen wirkten auf uns Jünglinge, die wir sie auswendig wußten, aber noch nie auf der Bühne gesehen hatten, mit einer Macht, die vielleicht entfernte Verwandtschaft hatte mit der Wirkung Aeschyleischer Tragödien auf die athenäische Jugend. Wenn im Wilhelm Tell schon vor dem Erheben des Vorhangs das ferne Heerdengeläute zu der nicht bedeutenden, aber immerhin bezeichnenden Romberg'schen Musik uns der Gegenwart entrückte und in das ferne Hochland hinzauberte, wo lang' unterdrückte, aber der Freiheit und Menschenrechte nimmer vergessende Hirienvölker sich aus dem Joche der Knechtschaft losrangen: wie schlug da unser jugendliches Herz höher und mächtiger! und damals ward noch aller Orten der wirkliche Wilhelm Tell dargestellt, nicht vermummt in jenen allerunterthänigsten Andreas Hofer, oder gar zu einem wälschen Opernhelden. Und wenn ein andermal der finstere Philipp von Spanien, der Herr zweier Welten mit all' seinen stolzen Granden niederstürzte auf die Kniee wie vom

Blitzstrahl getroffen, wenn die mächtige, unter der Last der Jahrzehnte gekrümmte Gestalt des Großinquisitors von zwei Dominikanern herangeleitet wurde: wie fühlten wir protestantische Knaben im trotzigen Herzen die Ueberlegenheit der Kirchenmacht und zugleich die Demüthigung des Tyrannen, der doch schon jenen Ruf: „Geben Sie Gedankenfreiheit!“ hatte hören müssen. Diese Dramen waren uns lebendig gewordene Geschichte! und wir fühlten, ohne zu klarer Erkenntniß darüber zu kommen, daß Schiller's Macht nicht blos in den einzelnen Gedanken liege, sondern schon in der Anlage großer und mächtig ergreifender Scenen. Seit Aeschylus und Shakespeare hatte ja kein Dichter verstanden, so große Bilder, so erhebende Anschauungen heraufzubeschwören.

Allerdings blieben auch gewisse Wunderlichkeiten nicht aus, die nothwendig zu dem Dasein einer Universitätsstadt gehören, einer Stadt, die großentheils von der Universität und den Studenten lebt und in welcher die Studenten eine gewissermaßen herrschende Stellung einnehmen. So war es herkömmlich geworden, daß bei den Aufführungen der Räuber das ganze Parquet sich mit Studenten füllte, dann, kurz vor dem Anfang der Ouvertüre traten die

Senioren der Landsmannschaften paarweis ein, alle „im Wichs,“ nämlich in der festlichen, wenn auch wunderlichen Tracht, die sie bei studentischen feierlichen Zusammenkünften anlegten: enges Kollet mit Schärpe in den Farben der Landsmannschaft, weißlederne Beinkleider, Steifstiefel, die weit über das Knie hinaufreichten, Kanonen genannt, auf dem Haupte ein hoher, dreieckiger Hut, in meiner Zeit war er schon längst zum zweieckigen geworden, mit wehender Feder, an der Seite den „Hieber,“ unsere Duellwaffe. Auf ein gegebenes Zeichen entblößten sich alle Klingen, die vor uns in den böhmischen Wäldern gelagerten Räuber, welche eben ihr Lied „Ein freies Leben führen wir,“ hätten anstimmen sollen, blieben stumm und statt ihrer erhob sich die ganze Schaar der Burschen und sang feierlich zu Posaunenschall und unter dem Jubel des Orchesters das ganze Lied. Hierauf erst konnte die Vorstellung auf der Bühne ihren Fortgang nehmen. Urtheile man über dieses Zusammenfließen von Publikum und Darstellenden wie man wolle, es gehörte einmal unabweislich in das Hallesche Theater- und Studentenleben. Wir hätten uns alle eher Mann für Mann relegiren lassen, als auf einen einzigen Vers verzichtet. Daß

übrigens an diesen feierlichen Abenden keine der lieblichen Töchter der Stadt im Theater fehlte, versteht sich. Uebrigens hatte damals das Theater eine ganz andere Bedeutung als jetzt. Von Weimar aus war so eben das Zwillingsgestirn Schiller und Goethe über Deutschland emporgestiegen und hatte begonnen, seine zündenden Strahlen über das Vaterland und weit hinaus über dessen Grenzen auszusenden. Jedes Wort der beiden Großen ertönte gleich einem neuen Evangelium und gewann Einkehr und Heimath in dem Herzen aller nach Bildung Strebenden. Welche Macht namentlich Schiller's Entscheidungsworte über das ganze deutsche Volk übten, kann man jetzt kaum sich vorstellen, da sie schon längst jeder Zunge allzugeläufig und jedem Gemüthe eingeboren sind. Es darf kühnlich behauptet werden, daß Schiller, der längst Bestattete, der mächtigste Vorkämpfer gewesen ist in der Erhebung der Deutschen zum Freiheitskampfe gegen den fremden Gewaltiger, und daß dieser sein Einfluß sich stets geäußert hat und stets wieder äußern wird, so oft das Volk sich zur Freiheit, das heißt aber zu höherer Gesittung und Wohlfahrt erheben wird. Jene Weimarischen Schauspieler aber traten gleichsam als unmittelbare Boten der

Dichterfürsten vor uns; denn Schiller und Goethe selbst hatten sie gebildet und in den Sinn der hohen Dichtungen eingeführt. Der erstere, der selber sehr schlecht gelesen haben soll und seinem Wohnsitz und seiner Stellung nach dem Theater ferner stand, wird wohl nur durch Mittheilung seiner hohen Gedanken und seiner Gemüthsmacht eingewirkt haben. Goethe dagegen als Haupt der Bühne und Kundiger, war der eigentliche Erzieher und Lenker des von ihm geschaffenen Künstlervereins. Dabei machte sich übrigens, wenn ich anders von den Schauspielern recht berichtet bin, seine olympische Ruhe öfters eigenthümlich bemerkbar. Wenn in den Proben ein Schauspieler nicht in dem rechten Sinne vortrug, so sprach Goethe, der in der Mitte der Bühne saß, mit unstörbarem Gleichmuth: „Noch einmal!“ ohne ein Wort der Erläuterung oder Zurechtweisung zuzufügen. Dies „Noch einmal!“ ward wiederholt, bis der rechte Ausdruck gefunden war.

Man hat oft Goethe verdacht, so viel Zeit auf das Theaterwesen verwandt zu haben; er selber ist von Zeit zu Zeit dieser Ansicht zugänglich gewesen. Darf ich aus dem Erlebten auf Weiteres schließen, so muß ich dieser Ansicht widersprechen; ich muß an-

nehmen, daß auf jeden Empfänglichen, wie auf mich, die Wirkungen des von Goethe geschaffenen Theaters sich strahlenartig von Geist zu Geist über Zeit und Raum verbreitet und fortgewirkt haben, wie eng auch das Haus in Weimar gewesen. Der Inhalt jener Dichtungen, die Ausführung von Seiten der Einzelnen, unter denen sich hochbegabte Künstler befanden, ich nenne nur Pius Alexander Wolf und seine Gattin, und das Zusammenwirken Aller in edelster Einheit, dann aber das Bewußtsein, daß jenes Dichterpaar selbst die Darstellung geschaffen, wie es kurz zuvor die Dichtungen seinem Volke überreicht hatte, Alles noch warm aus der spendenden Hand, uns gespendet: Das Alles verdichtete sich zu einem elektrischmächtigen Strahle und zündete unvergängliche Begeisterung.

Wir Jungen fühlten und erkannten das. Doch sollte auch der Feier das Satyrspiel nicht fehlen; zum Glück fand es keinen Schauplatz, als die verschlossene Brust der Jünglinge. Wir wußten, wie gesagt, unsern Schiller auswendig. Er war es, der uns begeistert hatte, während uns die goethe'schen Dramen bei weitem nicht gleiche Entzündung mitzutheilen vermochten. Nun kam denn eins der Schiller'schen

Trauerspiele nach dem andern zur Darstellung, und — bald fehlte hier eine halbe, dort eine ganze Scene. Wer hatte das gethan? wer unsern heiligen Dichtertempel angetastet und verstümmelt! — Es konnte Niemand gewesen sein als Goethe. Das stand bei uns fest und sogleich hatten wir in unsern heißen Köpfen den Beweggrund zu dieser herostratischen Frevelthat ausfindig gemacht. Es war der Neid! Der Höfling — so sauste es über unsere unbärtigen Lippen — beneidete den Dramatiker! Hätte der Olympier sich damals in unsere rauchduftende Salzstadt verirrt, ich weiß nicht, was geschehen wäre. Der Himmel war gnädig und gönnte uns Bedenkzeit, erst etwas zu lernen. Aber damals war die Gährung gewaltig und hätte einen Ostracismus in einer oder der andern Form herbeiführen können.

---

## Und abermals Krieg.

Und immer wilder stürmten in die kleinen Wirbel unseres Privatlebens die überwältigenden Wogen des öffentlichen Leben hinein. Es war eben eine Zeit, diese napoleonische, wie man sie sich trotz aller geschichtlichen Kunde jetzt kaum vorstellen kann. Immer und überall Krieg, Heere aus und nach allen Richtungen der Windrose. Hier der Zug der Sieger, dort der der Gefangenen, hier Fürsten, die „zu regieren aufgehört," das heißt, die Napoleon kurzweg beseitigt hatte — dort eine Schaar von neuen Königen und Fürsten, die er aus Advokatensöhnen, ja aus Küchen- und Stall-angehörigen auf den Thron gefördert. Die Haupt-strömung blieb doch die von Westen nach Osten bis Moskau, und dann — zurück! bis Paris, bis zum Sturze des Uebermächtigen, den, wahrlich! nicht Menschenmacht, sondern sichtlich höhere Hand nieder-

gestreckt. Und das Alles sauste vor unserem kleinen Halle vorbei, wie es die große Heeresstraße bedingte.

Schon traten uns die Vorboten der Umkehr vor die Augen. Schon vernahm man die unbegreifliche Nachricht, nach dem Tilsiter Frieden, die Preußen kommen!" und eines Nachts weckte uns Pferdegetrappel und das Durcheinander lebhafter Stimmen in dem hohen Tone und der kurz hervorgestoßenen Redeweise, die so oft stämmigen Pommern und Märkern eigen sind. Reiter mit hellen Soldatenmänteln trieben auf und ab vor unsern Fenstern; sie gehörten zu Schill, dessen Name damals in ganz Deutschland hoch erklang und der allgemein, als „Ritter der Königin Louise" bezeichnet wurde. Sein waghalsiges Unternehmen und sein trübes Ende bewegte alle Herzen; auch aus Halle hatte mancher tüchtige Jüngling sich seiner Schaar angeschlossen.

Und bald vernahmen wir auch von dem glücklichern Zuge des Herzogs von Braunschweig-Oels. Auch er kam durch Halle, um den Sitz seines Vaters und die Wesermündungen zu erreichen, wo die rettenden englischen Schiffe seiner harrten. Seine Reiterschaar in schwarzen kurzen Waffenröcken, die Czako's von schwarzem Filz mit weißmetallenem Todtenkopf

und gekreuztem Gebein bezeichnet, darüber der weit-hinwehende schwarze Roßschweif — und in ihrer Mitte die nicht hohe, aber kräftige Gestalt des Fürsten, der aus dichtem Gelock seines goldblonden Haupthaar's und Bartes mit seinem leuchtend blauen Augenpaar kühn und wild herausschaute, machten einen gewaltigen Eindruck auf uns. Schill hatte die ersten Regungen von Trotz und Haß gegen unsere Besieger erweckt; jetzt richteten sich am Anblicke des deutschen Kriegers, der vom fernen Donaustrande sich durch zwanzigfache Uebermacht durchschlug zur Freiheit, zum erstenmal in uns Jungen die Gedanken an das eine gemeinsame Vaterland auf, an Deutschland; und dieser Gedanke sollte beharren.

Später gelangten dann, zuerst orakelhaft unbestimmt und kaum geglaubt, die Nachrichten vom moskowitischen Umsturze zu uns; und endlich, da zogen die ersten Schwärme der Kosacken heran! wir kannten sie wohl; aus unseren Griechen kannten wir sie, es waren die alten Scythen, mit denen schon der große Macedonier fruchtlos gekämpft; wer das recht lebhaft schauen will, der betrachte das antike in Mosaik aufbewahrte Schlachtbild, den Kampf Alexanders und Darius! Die Umgebung des Perserkönigs mit ihren

langschaftigen Lanzen und kurzen Peitschen, das sind die Urbilder jener knutenführenden Steppenreiter, die auf ihren kleinen feinfüßigen, langmähnigen Rossen, auf hohem Sattel (sie legten die Beute darunter) vor unseren Augen daher trotteten, jetzt ohne sichtbaren Anlaß stockten, jetzt wild dahin jagten. Einer stürzte mit dem Rosse vor unserem Fenster und blieb sogleich todt liegen; er hatte das Genick gebrochen. Von Uniform konnte nicht sonderlich die Rede sein. Bald war ein Schafpelz, bald ein blaues Kollet, bald ein gelblicher oder grauer Kriegsrock, dazu stets weite Beinkleider und eine Tuch- oder kurzgekräuselte Pelzmütze ihr Anzug, ihr Putz aber war der breite Ledergürtel, aus dem häufig zwei oder vier, kostbar mit Silber ausgelegt, Pistolen hervorblitzten, — die Reiter waren eben gegen die Türken im Felde gewesen, stattlich hing bei Vielen ein köstlicher türkischer Säbel nieder, Hauptwaffe blieb aber die Lanze. Wundersam freundlich und doch wieder wild blickten die bärtigen Gesichter auf uns nieder; ich konnte gar manchen Kopf bewundern, der denen auf meiner geliebten Transfiguration nahe verwandt war. Was gab es da nicht zu beschauen! wie viel Schreck und Freude ging von ihnen aus! Hier langte Einer unversehens der jungen

Mutter den Säugling vom Arme (die Kosacken waren wie alle Naturmenschen enthusiastische Kinderfreunde) tändelte mit ihm auf das lieblichste und gab es beschenkt zurück. Dort zog eben ein neuer Pulk vom Don heran; plötzlich warfen sich zwei der früher Gekommenen, ein Jüngling und ein Mann von ihren Rossen und drängten sich laut weinend zu einem der Neuankommenden hin, einem Alten mit schneeweiß herabfließendem Barte. Es waren Vater und Sohn, die, tausend Meilen vom Mutterlande fern, ihren Aeltervater begrüßten. — Hier und da blinkten die hellgeschliffenen Schuppenharnische einzelner Kaukasier durch die Reiterschaaren. Dann wieder lugten tatarische Gestalten mit ächt mongolischer Gesichtsbildung, die Augenwinkel hoch aufwärts geschlitzt, hervor. Auch Baschkiren mit weißen, spitzzugehenden Filzmützen über den bartlosen, halbthierisch grinsenden Gesichtern trotteten dazwischen, viele von ihnen noch mit Bogen und Pfeil gerüstet. Einem kaufte ich einen Pfeil ab; er mochte mit der Zahlung zufrieden sein und drückte mir freundselig die Hand, daß ich sie noch am folgenden Tage nicht wieder zurechtbringen konnte. Auffallend und ärgerlich war mir in meinem knabenhaften Trotze, daß ich auch vor dem Händedruck den Blick des Man-

nes nicht ertragen konnte; sonst hatte ich mein Gefallen daran, Jedem Aug' in Auge ausharren zu können. War es die thierische Wildheit, die mich zurückschreckte?

Zwischendurch erschallten dann an der Spitze dieses oder jenes Pulks, von erlesener Schaar ausgeführt, ihre Kriegsgesänge; andere Musik hatten sie nicht. Man wird es kaum glauben, und doch ist es wahr. Diese Gesänge erklangen oft (gegen die Art vieler russischen Volkslieder) in Dur und — in kanonischem Zweigesang.

In diesem Getümmel war es, wo ich meinen ehrwürdigen Türk zum letzten Mal sah. Von der Neuheit des Anblicks und noch viel mehr von dem Klang der Nationalgesänge war er herbeigezogen worden und drängte sich bald lauschend mit seitwärts vorgebogenem Haupte in die dicksten Reiterschaaren, bald sprang er scheu zurück, sobald ein Huf das Pflaster schlug. Nicht lange darauf ward er in die tiefste Stille versenkt.

Mir hatte er einmal erzählt: er habe sich mit Kapellmeister Reichardt gegenseitig das Wort gegeben, daß der Ueberlebende dem zuerst Geschiedenen eine Musik zur Bestattung schreiben und aufführen sollte. Ich war bei der Zerstreuung aller Türk Zu-

gehörigen der einzige, der daran mahnen konnte. Unbekannt mit Reichardt, von dem ich jedoch Kompositionen goethe'scher Lieder, einen Akt der heroischen Oper Brennus, und die Oper „der Sturm" (nach Shakespeare) kannte, die er einst im Wettkampfe mit Zumstang geschrieben hatte, begab ich mich getrost zu dem berühmten Manne, der in seinem wunderschönen Garten zu Giebichenstein bei Halle, von seinem vielbewegten Leben ausruhte. Ich betrat früh Morgens das Haus und wurde durch eine Halle in den Garten gewiesen, wo ich den Herrn finden würde. Gespannt umherschauend wanderte ich hinein und stieg die ersten Terrassen empor, als plötzlich bei einer Wendung der nicht große, aber hoheitsvolle Greis vor mir stand. Ich bat ihn im Namen der Schüler Türk's, das einst mit diesem Verabredete jetzt in's Werk zu setzen. Er nahm mich und mein Anliegen freundlich auf und sagte: damit wir das besser besprechen, fassen sie hier das Obstkörbchen mit an, langen Sie zu und begleiten mich durch den Garten. So wandelte ich mit dem Hochverehrten dahin und antwortete seinen theilnahmvollen Fragen nach Türk's letzter Zeit und meinem Verhältnisse zu ihm und zur Musik höchst gespannt, aber doch, seiner Milde gegenüber, muthvoll genug.

Er bezeigte seine Bereitwilligkeit für die Gedächtnißfeier, zweifelte aber an deren Ausführbarkeit im Sturm der bewegten Tage. In der That konnte sie nicht statthaben. Die grenzenlose Unruhe, die allgemeine Zerstreuung, die sich in jener Zeit über Alles ausgebreitet hatte, war, so viel ich mich erinnere, hindernd dazwischen getreten. Noch einmal durfte ich den Greis besuchen und er zeigte mir im Entwurf oder Klavierauszug zwei Ouverturen, die er zur Siegesfeier der deutschen Sache geschrieben. Ob sie vollendet und aufgeführt worden, weiß ich nicht. Bekanntlich war Instrumentalkomposition nicht seine Hauptstärke, noch weniger als die seines Vorbildes Gluck; er hatte übrigens bald diesem, bald den ältern Italienern nachgestrebt. Wäre es denkbar gewesen, daß Erinnerung und Bild des Liebenswürdigen und Hoheitvollen nach jenen Stunden erbleichen könnten, so wären doch seine kurzen, aber ganz unschätzbaren Erläuterungen händel'scher Gesänge kräftig genug gewesen, alles Vergessene und Begrabene zu lebendigster Vorstellung wiederzuerwecken. Da sprach Geist zum Geiste! Da war nicht von Noten und schiefmäuligen Quintsextakkorden die Rede, sondern der Geist ward offenbar, der jene Weisen geschaffen hatte

und in ihnen fortlebte. Ohne allen Vergleich mit dem Inhalte der Musikbücher jener Zeit haben sie mir unzweifelhaft einen kräftigen Anstoß gegeben nach der Richtung hin, die später meine eignen Betrachtungen oft genommen.

Das konnte ich damals freilich nicht ahnen; Mein Sinn war noch nicht auf schriftstellerische Thätigkeit, er schien mir ausschließlich auf Komposition gerichtet; und hier war ich ja einem Komponisten, einem wirklichen und gefeierten, gegenüber gestellt!

Warum befragte ich ihn nicht? Warum stürzte ich nicht zu seinen Füßen, um Rath und Hülfe flehend? — Ich hatte nur Ihn im Sinne, mich vergessen.

Still nachträumend kehrte ich zur Stadt zurück. Und schon umfing mich wieder das rauschende Kriegsleben; denn jetzt sollte mir das blutige Waffenspiel ganz nahe treten.

Bei Halle lagen zwei Pulk Kosaken; von Skeuditz aber (Weg von Leipzig) rückte französisch Volk in Uebermacht heran. Es waren Kürassiere der Kaiserin (grüne Uniform, messingne Kürasse und Helme) und Infanterie. Die Kosaken zogen sich plänkelnd langsam zurück; die Franzosen drängten bis zum Petersberge nach und gingen dann ihrerseits zurück; sie

hatten nur rekognoszirеn wollen. Ich mit noch einigen Neugierigen folgte der Bewegung; bald stießen wir auf Sterbende und vernahmen nahe genug das langgezogene Pfeifen, das wie in schnellen Pulsen die Luft durchschnitt.

Ernsthafter ward die Scene, als Preußen und Russen (irr' ich nicht, so war es das Kleist'sche Korps) die Stadt besetzten und dieselbe Stellung an der langen Brücke einnahmen, die 1806 so schwach vertheidigt worden war. Jetzt bewährte sich diese Stellung, denn man machte Ernst. Es waren vor der Brücke stadtwärts Schanzen aufgeworfen und mit Geschütz versehn. Während hier der Kanonendonner schon begonnen hatte, jagte eine russische reitende Batterie — ich sehe noch die offenen Pulverkarren mehr in der Luft als auf dem Pflaster vorbeigaloppiren — über den Markt, zur Stadt wieder hinaus; sie waren, hieß es, auf die Höhen des Steinbruchs befehligt, um von dort aus zu wirken. Ein Funke in die offenen Karren und ein Stadttheil wäre zertrümmert gewesen.

Hier gewahrte ich zum erstenmal, wie der Sinn des Menschen von einem wichtigen Vorgange so ganz ausschließlich eingenommen werden kann, daß er alles

Uebrige nicht bemerkt. — Der weite Marktraum zwischen Rathhaus und Hauptwache war mit einzelnen Soldaten (meist Russen) übersäet. An dieser Stelle hatte ich mich eine Weile aufgehalten, nachdem ich und andere Vorwitzige aus der unmittelbaren Nähe der Schanzen zurückgewiesen worden. Gelangweilt von dem einförmigen Getöse und Anblick war ich endlich heimgekehrt.

Am folgenden Morgen ward ich von jedem mir Begegnenden beglückwünscht, ohne zu wissen weshalb. Endlich erfuhr ich es denn. Dicht neben mir hatte eine verirrte Geschützkugel zwei der zerstreuten Russen niedergeschmettert, und ich — war nichts davon gewahr worden, so ganz hatten die Vorgänge der Kanonade und der Vorbeizüge zum Gefecht meine Achtsamkeit von den kleinen Vorgängen neben mir abgewandt. Auch bei jenem Kugelpfeifen, dem sich mancher tiefer sausende Klang von größeren Geschossen einmischte, war uns nicht der entfernteste Gedanke persönlicher Gefahr gekommen, so ganz blieb unser Sinn dem Verlauf der bedeutenden Vorgänge um uns her zugewandt. Von jener braunrothen Färbung der Umgebung, über die uns Goethe berichtet, bin ich nichts inne geworden. Das goethe'sche Phänomen

hatte vielleicht theilweis in dem hocherweckten Farbensinne des Meisters seinen Ursprung; die innere Erregung rief die entsprechende Farbe hervor, es war eines der psychologischen Farbenphänomene, von denen der Tiefsinnige so Bedeutendes zu berichten weiß. Etwas Aehnliches hatte ich zuvor in der Nähe des Klausthors erlebt, wo die beiderseitigen Batterien ihr Spiel trieben. Der Straßendamm war mit preußischen Soldaten bedeckt, die sich niedergelegt hatten, um den Kugeln möglichst wenig Flächenraum zu bieten; ich hatte mich an ein Haus gelehnt. Plötzlich ward ich mit einer großen Masse von herunterstürzendem Kalk- und Steingerüll überschüttet: eine Kugel hatte nahe über mir eingeschlagen und das Sturzbad bewirkt, ohne daß ich ihr Einschlagen irgend inne geworden wäre.

Die Franzosen (ich glaube das Corps von Lauriston) bewarfen die Stadt heftig mit Granaten und es zündete an mehreren Stellen. So groß aber die Uebermacht der Franzosen war, — die preußische Stellung blieb unerschüttert. Es waren eben andere Krieger, die jetzt die Stellung vertheidigten, es war das Volksheer.

Und endlich vernahmen wir den Geschützdonner

von Leipzig. Straßen und Felder dahin waren vom Volk übersäet; Alles bangte den Nachrichten entgegen, Viele legten sich zu Boden, um genauer zu hören. Der Geschützdonner schien näher zu kommen. Plötzlich füllte dumpfes Rollen, herzzerreißendes Wimmern und Flüche in fremder Sprache die Leipziger (Galg-) Straße. Es nahten breit gebaute Wagen in langsamem Zuge, der kein Ende zu nehmen schien. Von ihnen ging jenes unheimliche Klagegetön aus. Es waren russische Lazarethwagen, auf denen die armen Verletzten und Verstümmelten eng gebettet lagen, das Haupt des Einen, die Füße des Nächsten umschichtig nach beiden Seiten.

Ich hatte mich nach Haus und zur Ruhe begeben. In der ersten Morgendämmerung weckte mich mein Vater mit den Worten: „Erschrick nicht, fasse Dich! Alles ist verloren, die Preußen ziehen sich zurück.“ Im Fluge hatte ich das Thor erreicht. Da gab es einen seltsamen, unheimlichen Anblick. Eine lange Kolonne preußischer Infanterie kam ohne Spiel der Trommeln, still und langsam, in kleinen Trupps und Paaren aus der Richtung von Leipzig gegen die Stadt heran; die Gesichter von Pulverdampf und Staub geschwärzt, zogen sie, offenbar äußerst

ermüdet, sehr ernst und stumm heran; und auch uns erstarb jedes Wort, stockte jeder Gedanke. Was war das? Die verlorene Schlacht? Nein! Reiter sprengten heran, ein ungeheurer Schrei riß sich aus Aller Munde. Die Schlacht war gewonnen! eben waren die Siegesboten eingetroffen, eben wurden Gefangene eingebracht, ein erobertes Geschütz ward von zwei Pferden herbeigezogen, viele sollten ihm folgen.

Wie Viele sich aus Halle und der Umgegend den Kämpfern für Deutschland vor und nach der Schlacht angeschlossen, ich weiß es nicht. Mir war es nicht vergönnt, ich war zu jung und zu unkräftig. Es hatte mir geahnt, und ich hatte Tag und Nacht gearbeitet, mich im Ingenieurfache verwendbar zu machen, es war vergebens. Zwar stellt ich mich in Halberstadt bei, ich weiß nicht welcher Commission, aber ich ward zurückgewiesen. Körner's Lied: „Ein deutsches Mädchen küßt Dich nicht!" — damals auf allen Mädchenlippen, kränkte mich am wenigsten.

---

## Die Universität.

Ich war also aus einem Stadtkind Zugehöriger der Universität Halle geworden.

Es ist ein eigen Ding um eine solche Universitätsstadt. Wie viele Vortheile auch den Universitäten in großen Residenzstädten, wie Berlin, zufließen, — reichere Mittel, berühmtere Namen, größere Anziehungskraft für ausgezeichnete Lehrer in allen Fächern, — Eins bleibt doch den Universitätsstädten vorbehalten: die unmittelbare Einwirkung auf Gemüth und Bildung der Angehörigen und Anwohnenden. Was kann im Grunde einer großen Residenz die Universität gelten? sie ist eine vornehme Körperschaft neben mancher andern: neben den Ministerien, neben der Generalität mit ihrem Heere blank geputzter, leicht einen Schritt voraushabender Offiziere, neben dem Hof und seinem vornehmen Anhange. Und was sind da die Studen-

ten? Junge Leute, von denen man hofft, daß sie etwas lernen und werden. Alle diese Kreise und noch viele andere, die Richterschaft, die Industrie, die Geistlichkeit, sie stehen meist abgesondert, wenigstens ohne nothwendigen innern Zusammenhang, innerhalb der nach Hunderttausenden zählenden Einwohnerschaft. Anders in der eigentlichen Universitätsstadt. Ihr ist die Universität nicht blos vornehmstes Erwerbsmittel, sondern auch vor Allem Quell des geistigen Lebens. Daher nimmt an der Bildung, welche sich von der Universität aus verbreitet, die ganze Stadt bis in die unteren Schichten der Einwohnerschaft ungleich regeren Antheil, als in den Residenzstädten denkbar ist. Bis in den Handwerkerstand kannte zu meiner Zeit jeder Einwohner die hervorragenden Professoren. Wenn die kärgliche, demüthig und etwas schwächlich in sich gekrümmte Gestalt unseres Dogmatikers Knapp einherschlich, oder wenn das runde Haupt hoch erhoben, den Hut wie zu unablässigem Gruß in der Hand vorgehalten, die majestätische Gestalt des Kanzlers Niemeier, des Pädagogen, die Straße herabschritt, da blieben die Bürger aller Stände stehen, um achtungsvoll zu grüßen. Die Professoren ihrerseits blieben den Bürgerkreisen nicht fern; und wenn

von der einen Seite die Bürger alles zu ihrer Ehre thaten, wenn unter andern ein wohlbemittelter Schmiedemeister Uhlich seine Werkstätte verlegte, um dem daneben wohnenden Gelehrten (Knapp) nicht störend zu werden, so ließen die Gelehrten sich gern zu anregenden und belehrenden Gesprächen mit den Bürgern herbei. Es war eben die ganze Stadt eine weite Genossenschaft; man mußte schon zu einander halten, wenn man sich nicht gegenseitig vereinsamen wollte. Daß die Geistlichkeit, die Aerzte, die Beamtenwelt sich der Universität anschlossen, versteht sich.

Innerhalb der Universität war mehr als ein Professor geneigt, sein Haus den Studirenden zu öffnen. Hier aber sollte der spröde Stolz der letztern bisweilen wunderliche Scenen veranlassen. Ein neu angekommener Student hatte dem Geheimrath Schmelzer, der Lehnrecht und Diplomatik vortrug und eine sehr vornehme Haltung bewahrte, einen Empfehlungsbrief zu überreichen. Schmelzer war so gütig, ihn zum Abend in seine Familie einzuladen. Der junge Mann gerieth in Verlegenheit und stieß endlich hervor: „Ich weiß nicht, ob es mir erlaubt sein wird, mit Philistern umzugehn." Philister nämlich hieß bei uns Jeder, der nicht Student war.

Dergleichen Thorheiten wurden gutmüthig hingenommen.

Neben solchen Kindereien und mancher Anmaßung zeigte sich aber unter den Studirenden selber eine Brüderlichkeit und ein Sinn für Ehre, wie sie unter einer Schaar fast aufsichtsloser Jünglinge selten gefunden werden dürfte. Heilig war dem Studenten sein: „Auf's Wort.“ Ein solches Ehrenwort war unverbrüchlich, und die ganze Kommilitonenschaft hielt sich, Einer für Alle, Alle für Einen, dadurch für gebunden. Es ist während meiner Studienjahre nur zweimal vorgekommen, daß Studenten Halle verließen, ohne die unter Verpfändung des Ehrenworts gemachten Schulden zu tilgen. Sogleich aber traten die Landsmannschaften zusammen und zahlten, nicht ohne Schwierigkeit, die Schuld bei Heller und Pfennig, damit Niemand sagen dürfe, daß ein „hallescher Bursch“ sein Wort nicht gehalten habe.

Wie es mit dem Studienfleiß im Allgemeinen gestanden, weiß ich nicht genau zu sagen. Was mich betrifft, so hörte ich hergebrachtermaßen zuerst Logik. Sie ward uns in breitester und langweiligster Weise vorgetragen. In der ersten Stunde hatte ich gewissenhaft von der Anrede: „Hochgeehrteste Herren!“

bis zu den Schlußworten: „In der nächsten Stunde fortfahren," alles Wort für Wort mitgeschrieben. Zu Hause überzeugte ich mich, daß das alles schon wörtlich im Compendium stehe. In der zweiten Stunde notirte ich nur Weniges, was mir eben besonders merkenswerth schien; in der dritten hörte ich blos zu und bald fiel auch das weg. Diese formale Logik überlieferte uns die Gesetze des Denkens in so schattenhafter Weise, und es geschah so gar nichts, uns, die wir schon Plato, Cicero und andere Alte gelesen hatten, für Philosophie anzuregen, daß mein trauriges Verhalten wohl von der großen Mehrzahl getheilt wurde. Ueberhaupt war es mit der Vertretung der Philosophie damals nicht gut bestellt; die Namen Hegel, Schelling, Fichte wurden nicht gehört, schöpferische oder nur selbstständig fortarbeitende Geister fehlten uns in diesem Gebiete. Auch die juristische Fakultät hatte wohl mit den bedeutenden Männern anderer Universitäten, mit einem Hugo, Savigny und Andern nicht Schritt gehalten.

Mir sollten alle Mängel auf die wunderlichste Art ersetzt werden.

Es lebte in Halle der Romanist Woltär in hohem Alter. Lange schon hatte er keine Kollegia mehr zu

Stande gebracht und sich nur noch bei den Rechtsgutachten der Fakultät und bei den Sitzungen des Schöffengerichts betheiligt. Wie ich darauf gekommen, gerade bei ihm Kollegia hören zu wollen, weiß ich nicht; genug, ich meldete mich zu seinen Institutionen und betrat zu festgesetzter Zeit das Auditorium, nach damaliger Sitte in seinem Privathause gelegen. Außer mir hatte sich noch ein einziger Zuhörer eingefunden. Endlich trat Professor Woltär ein, eine kleine behagliche Gestalt, ein friedseliges und doch kluges Gesicht, von spärlichem Silberhaar umflossen. Gänzlich ungekränkt überblickte er den fast leeren Raum und sprach mit gewinnender Freundlichkeit: „Meine Herren, ich bin Ihnen für das Zutrauen, das Sie mir haben erweisen wollen, sehr dankbar, allein Sie kennen das akademische Sprüchwort: Tres faciunt collegium, und werden demnach nicht mißbilligen können, daß die Vorlesung nicht statthaben wird." Hiermit wandte er sich der Thür zu. Vielleicht hatte er in meinen Mienen Betretenheit und Bedauern wahrgenommen. Noch in der Thür winkte er mir mit dem Finger und ich folgte ihm. Er ging die Treppe hinauf in sein Studirzimmer. „Thut es ihnen denn wirklich leid, daß die Vorlesung wegfällt?" so fragte er mich,

den ihm ganz Unbekannten. Ich sprach heftig aus, daß mir damit eine große Hoffnung untergegangen sei. „Nun wohl, so werde ich die Vorlesung Ihnen allein halten.“ Auch der Andere, ein älterer Mann und vorher Offizier bei den polnischen Insurgenten, nahm Theil. Wie sich das mit ihm gemacht, weiß ich nicht, aber das zuvor Erzählte ist bis auf die Redewendungen richtig. Auch schied er lange vor dem Schlusse der Vorlesungen, ich weiß nicht wann und warum.

Diese Vorlesungen, die reinste Liebesgabe, die ich je auf geistigem Gebiet empfangen, waren allerdings eigenthümlich, haben vielleicht niemals ihres Gleichen gehabt. Sie erstreckten sich über fünf Halbjahre. Angekündigt waren sie als „Institutionen,“ bekanntlich eine Art Grundriß des römischen Rechts, wie es unter Kaiser Justinian als Gesetzbuch zusammen- und festgestellt war. Allein in diesen Institutionen war die gründlichste Behandlung der Pandekten (das eigentliche, ausführliche Gesetzbuch, zu dem noch andere Gesetze hinzukamen) und Novellen, und außerdem umfassende Mittheilungen aus der Geschichte des römischen Rechts inbegriffen. Und wie war die Behandlung! Mein ehrwürdiger Wohlthäter, — der

gelegentlich einmal erwähnte: er habe die Pandekten viermal ohne Interpunktion abgeschrieben, um auf die Abschriften, die den alten Handschriften gleichen sollten, ganz unbeirrt von der herkömmlichen Auffassung, seine Kritik des Textes zu gründen, — schaltete in seinem ganz freien Vortrage erst die Anführung der einzelnen Gesetze (ich glaube mich zu erinnern, daß sie in die Hunderttausend gingen) ein, dann theilte er den wörtlichen Inhalt des angeführten Gesetzes mit und schloß daran Auslegung und was sonst noch zu bemerken war. Nicht selten ging er auf die Basiliken (die authentische Uebersetzung des lateinischen Urtextes in das Griechische) über und führte auch sie aus dem Gedächtnisse an. Allerdings hatte es eine gewisse Schwierigkeit, dem Vortrage zu folgen. Es kam wohl vor, daß der ehrwürdige Greis, vollkommen dem wesentlichen Inhalte der Lehre hingegeben, zum Schluß einer Ausführung das schnurgerade Gegentheil von dem aussprach, was aus seiner gründlichen und klaren Ausführung folgte. Besonders waren ihm die Rechnungen verhängnißvoll, die er als Beispiele bei Erbtheilungen u. s. w. anzustellen für nöthig fand. Da sprangen die wunderlichsten Rechnungsfehler immer einer über den andern weg; und seltsam traf

bei den ungeheuerlichsten Verrechnungen das Facit jedesmal auf das Genaueste zu. Ich kann versichern, daß nicht ein einzig Mal die Komik dieser Verirrungen fühlbar wurde, so ganz war der Zuhörer, gewiß jeder, von dem Ernst und Gewicht der Sache und ihrer Behandlung eingenommen.

Ich bin der juridischen Laufbahn nicht treu geblieben, ein Fall, den mein Wohlthäter ohne Zweifel nicht vorausgesehn; er mochte wohl in mir einen künftigen gediegenen Romanisten nach seinem Vorbilde zu erziehen hoffen, — und in der That habe ich das römische Recht mit großem Eifer studirt. Allein die mir erzeigte Wohlthat verlor darum nichts von ihrem Gewicht. Wer mich bis hierher durch das Bunterlei meiner Beschäftigungen begleitet hat und sich dabei vorstellt, wie ganz weltfremd ich in dem vereinsamten Vaterhause, dazu ohne alle Berathung, aufgewachsen war, der wird sich schon gesagt haben, daß ich in Gefahr stand, mich vollständig in das Phantastische zu verlieren, ja aufzulösen. Die Logik hatte mir nichts anhaben können. Jetzt trat die geschichtliche Logik des römischen Rechts, jetzt trat die unerbittliche Praktik und die strenge Ordnung desselben an mich heran und gab mir einen Halt, dessen

ich, wenn mein Leben irgend ein Resultat gewinnen sollte, nicht länger entbehren konnte.

Schon jetzt erfuhr ich in mir eine Umwandlung, die mich auf das Irrthümliche einer doppelten Berufswahl hätte aufmerksam machen können, wäre nur die Möglichkeit sichtbar geworden, den einen oder den anderen Beruf aufzugeben. Die Rechtswissenschaft war mir schon in Woltär's Vorträgen anziehend, bedeutend geworden. Neben ihr verlor die Musik nicht das Mindeste von der Macht, mit der sie mein Gemüth umfangen hatte. Zugleich war ich zu hartnäckiger Art, als daß ich ein Beschlossenes oder Begonnenes so leicht hätte aufgeben mögen. Ich hielt eifervoll am Rechtsstudium fest. Aber mein Sinn wandte sich bald von der reinen Wissenschaft der praktischen Laufbahn zu.

---

## Frühzeitige Anregungen für die Rechtspraxis.

Zwei Erlebnisse früherer Jahre mögen beigetragen haben, mir, der ich meiner Natur und Erziehung nach, eher dem Reingeistigen zugeneigt war, die Wichtigkeit, ja die Heiligkeit des praktischen Rechts in die Seele zu pflanzen. Findet man beide Ereignisse von geringem Gewicht, so kann ich nicht widersprechen. Daß sie aber im geheimen Entwicklungsgange meiner Seele nicht ganz einflußlos gewesen, bezeugt mir die lebhafte Erinnerung, ja Fortempfindung jedes bedeutsamen Moments in denselben. Ich würde noch heute Jakob Aelteste malen können, wenn ich das Handgeschick dazu hätte. — In meiner frühesten Knabenzeit hatte ich einstmals im Garten ein kleines Taschenmesser gefunden und trug dasselbe entzückt zum Vater hinauf, daß er sich an meinem Schatze mit mir erfreue. Das gab ein Unglück. Denn kurz zuvor

war ein Freund des Vaters zum Besuche bei ihm gewesen und kehrte nun wieder, mit der Frage: ob sich nicht bei uns ein Taschenmesser gefunden? er habe das seinige als er zuvor bei uns gewesen, verloren. Meinen Vater ergriff der Argwohn, ich habe das Messer nicht im Garten gefunden, sondern es sei das vom Freunde vermißte und ich habe gelogen, um mir den Besitz und Straflosigkeit zu sichern. Der Freund hatte sich bereits wieder entfernt. Mein Vater drang heftig in mich, zu bekennen und schlug mich hart, um das Geständniß zu erzwingen. Ich blieb bei meiner anfänglichen Behauptung und ward von der mitleidvollen Mutter weinend in's Bett gebracht, wo mich zum erstenmal im Leben der Schlaf floh.

Meinem Vater war der Vorgang und meine vermeintliche Schuld allzu beunruhigend. Noch spät Abends begab er sich mit dem gefundenen Messer zu dem Freunde und dieser trat ihm mit der Nachricht entgegen: sein Messer habe sich gefunden, es sei durch ein Loch aus der Tasche in das Unterfutter geschlüpft. Beide Männer begaben sich (nach zehn Uhr) in unser Haus zurück; sie erklärten meine Unschuld und es geschah alles Mögliche, mich zu begütigen. Vergebens. Nicht der Schmerz der Strafe, sondern das an mir

begangene gewaltsame Unrecht war es, das ich nicht verwinden konnte. Ich bekenne, daß ich manches Jahr lang nicht ohne Bitterkeit desselben habe eingedenk sein können.

Ein zweiter Vorfall (ich hatte zehn bis zwölf Jahre) brachte mir den Anblick feierlicher alterthümlicher Rechtspflege.

Uns gegenüber wohnte ein Arzt, Hofrath Senff, der öfter Geisteskranken Aufnahme in seinem Hause gewährte. Jetzt wieder sahen wir einen solchen öfter aus- und eingehen. Es war ein stiller, in sich gekehrter junger Mann, halb bäuerlich, halb städtisch gekleidet. Er war der Sohn des reichen Gastwirths in Ostrau, wenige Meilen von Halle. Bald war der junge Mann zu seinem Vater zurückgekehrt.

Wir hatten ihn halb vergessen, als die Nachricht einlief: in Ostrau solle eine Hinrichtung stattfinden. Mein Vater beschloß, ihr mit einem Freunde beizuwohnen und nahm mich mit. Wir stiegen im großen Gasthofe ab und vernahmen nun die traurige Geschichte. Der Verurtheilte, Jakob Aelteste hieß er, war sein Leben lang ein stiller, mäßiger und gutartiger Mensch gewesen und hatte als Knecht im Dorfe gedient. Ein angehender Zwanziger, hatte er sich mit

einem jungen Bauermädchen verlobt; beide waren arm und tugendhaft. Indeß in einer einzigen unbewachten Stunde hatten sie sich vergessen. Seine Treue war unerschütterlich, aber es wurde gebieterische Nothwendigkeit, daß die Ehe sogleich folge, wenn nicht das Mädchen seiner Ehre verlustig gehen sollte; und eben jetzt traf den unglücklichen jungen Mann das Loos, Soldat zu werden. Vergebens flehte er den Amtmann (Ostrau gehörte Sachsen zu) um Freigebung an; ihm ward der Bescheid, daß er nur durch Erlegung einer Summe von dreißig Thalern (?) frei werden könne. Wo war diese Summe aufzutreiben? — In völliger Aussichtslosigkeit und in Verzweiflung über das Unglück seiner Verlobten, begiebt sich Aelteste am Sonntag Morgen unter der Kirche in das Haus eines wohlhabenden Mannes, am Ringe des Fleckens wohnhaft, wohl in der Absicht, ihn um Hülfe anzuflehn. Allein eben sieht er denselben aus dem Hause nach der Kirche schreiten, — und die Zeit, innerhalb welcher er loskommen kann, ist fast verstrichen. Da ergreift ihn der Gedanke, einzudringen, sich das Geld zu verschaffen und — das gelobt er sich mit unerschöpflichen Schwüren — es zu ersetzen, abzuarbeiten, sich zu reinigen. Er betritt das Haus durch die offene

Thür, nimmt ein im Flur liegendes Beil zu sich, um damit den Schreibtisch, in dem das baare Geld liegt, zu erbrechen. Alles gelingt. Ungesehen tritt er in das Zimmer des Abwesenden; erbricht (das Haus scheint ganz menschenleer) den Schreibtisch und zählt sich von einer dort liegenden weit größern Summe die nöthigen dreißig Thaler ab. Nun wendet er sich um, das Zimmer zu verlassen, da steht die Jungemagd des Hausherrn vor ihm, die entweder zurückgekehrt oder unbemerkt im Hause zurückgeblieben war und ruft ihm zu: „Aelteste! was machst Du da! Hülfe!" Aelteste, sinnlos vor Schreck bei der unheilvollen Ueberraschung, schwingt das Beil — und entseelt liegt die Unglückliche zu seinen Füßen.

Niemand war Zeuge der grausen That, Niemand, seit das Mädchen erschlagen, Zeuge des Raubes. Aelteste eilt unbemerkt aus dem Hause, unbemerkt aus dem Orte, wo es ihn nicht duldet, in das Freie. Den Tag darauf kehrt er zurück, stellt sich dem Gericht und wird sein eigner Ankläger. Das Gewissen des bis dahin Schuldlosen hatte ihn bezwungen. Er ward zum Tode durch das Schwert verurtheilt. Morgen sollte die Hinrichtung stattfinden.

Mein Vater hatte sich Erlaubniß verschafft, den

Verurtheilten noch heute zu besuchen. Es war ein schöner, heller Tag. Man wies uns nach dem Hause, wo Jakob Aelteste in Haft war. Eine Thür führte von der breiten Dorfgasse in einen Hausflur, eine zweite von da links in ein mittelgroßes Zimmer, in welchem Gensdarmen als Wachen umhersaßen. Ein eigentlicher Posten zur Bewachung des Gefangenen war nicht aufgestellt. Aus diesem Zimmer traten wir durch eine unverschlossene Thür in ein langes, aber schmales, nur durch ein Fenster erhelltes Gemach. Hier saß Aelteste. Seinen einsamen Gedanken war er überlassen, und ihm gegenüber stand eine alte schwerfällige Wanduhr, die mit ihrem lauten Schlage die wenigen Augenblicke seines bald verronnenen Lebens, einen nach dem andern ihm vorzählte. Es war eine nicht hohe aber von Gesundheit zeugende Gestalt, die den Kopf und das melancholische aber ruhige Gesicht trug. Dies schien der beständige Ausdruck desselben zu sein; selten mag lebhaftere Freude und Glücksgefühl es aufgehellt haben. Bei unserm Eintritte richtete er sich auf und warf das hinabfließende braune Haar mit einem schnellen Ruck aus dem Gesichte. Die Fragen meines Vaters beantwortete er still und bescheiden, meist mit Worten aus der Bibel und Gesangbuch-

versen. Ergebung, ja Verlangen, sein Verbrechen zu sühnen, sprach aus seinen Worten und seinem Benehmen, und das ohne alle Schaustellung. Mein Vater wußte es so einzurichten, daß er ihm gleichsam zufällig die Schläfe berührte und wie im Händedrucke den Puls faßte. Er erzählte uns nachher, daß der Puls vollkommen gleichmäßig, nur etwas matt geschlagen habe, die Stirn aber von kaltem Schweiße feucht gewesen sei. Wir verließen ihn und kehrten nach dem Gasthofe zurück.

Am folgenden Morgen sollte, wie gesagt, die Hinrichtung stattfinden, vorher aber das hochnothpeinliche Halsgericht gehalten werden. Dieses Halsgericht war eine Form, die in Sachsen und andern Ländern als Ueberrest der ehemaligen „Geschwornen" oder Schöffengerichte stehen geblieben war. Die Untersuchung wurde durch den vom Staat angestellten Richter geführt. Die geschlossnen Akten zur Einholung des Urtelspruches an das höhere Spruchkollegium versandt. Nun aber trat jene Form, die nur noch Form war und doch so bedeutsam und erschütternd, in den wirklichen Rechtslauf ein. Es wurde ein Gericht von zwölf Schöffen, Männern aus dem Volke, die das Recht finden oder „schöpfen" sollten,

im Freien vor allem Volke zusammenberufen und ihr Ausspruch erst sollte als letzte Entscheidung gelten.

In der Nacht wurden die zahlreichen Fremden, die sich im Gasthofe zusammen gefunden hatten, durch ein unheimliches Getöse und Wehegeschrei aus dem Schlafe aufgeschreckt. Zweierlei Nachrichten drangen zu uns. Noch am vorigen Abend hatte Aelteste in dem Bedürfnisse frische Luft zu athmen, sein Gemach verlassen, war im Vorzimmer über die schlafenden Gensdarmen hinweg durch Hausflur und Hof — alle Thüren standen offen — in das Freie gelangt. Eine halbe Stunde von da war die Grenze, die Nacht mild und mondhell, kein Beobachter rings umher; erreichte er die Grenze, und dem stand nichts im Wege, so war er frei. Er trat hinaus, schaute sich lang um, athmete die erfrischende Luft und den Frieden der Nacht — und kehrte in sein Gefängniß zurück. Er „wollte sein Recht!“ wie das Volk sich ausdrückt.

Schwerer klang die andre Kunde. In derselben verhängnißvollen Nacht hatte sich der Sohn des Wirthes, — derselbe junge Mann, den wir in Halle als Gemüthskranken in der Behandlung des Hofrath Senff gesehen, auf grause Weise um das

Leben gebracht; er hatte sich mit einer stumpfen Baumsäge den Hals durchschnitten und vorher ausgerufen: „Er müsse dem Jakob Aelteste voraneilen, um ihn an Gottes Thron anzuklagen. Nun erst erfuhren wir, daß jenes erschlagene Mädchen die Geliebte des reichen Wirthssohnes gewesen und ein Pfand seiner Liebe unter ihrem Herzen getragen habe.

Am frühen Morgen wandten wir uns der Stätte zu, wo das hochnothpeinliche Halsgericht gehalten werden sollte. Es war eine steinerne, ziemlich breite Brücke, die über einen Burggraben in den Hof von Schloß Ostrau führte.

In Ermangelung von Militair hatten die umliegenden Dörfer Hunderte junger Männer und Bursche gestellt, die statt der Waffen lange starke Stäbe in der Hand trugen und dem Ganzen einen feierlichen Anblick verliehen. Ein Theil derselben umgab den Gefangenen als Wachtschaar, die große Mehrzahl bildete Spalier, innerhalb dessen derselbe freien Weg durch die Tausende der Zuschauer fand, welche den weiten ebenen Raum vor dem Eingang der Brücke füllten.

Wir hatten Zutritt auf die Brücke selbst und fanden uns den Schöffen gegenüber. Ein greiser

Mann in schwarzer Kleidung, von breiter schwerer Gestalt, hatte den Vorsitz; die andern elf trugen die gewöhnlichen bäuerlichen Sonntagsröcke. Seitwärts vom Schöffengericht hatten der Gerichtshalter und dessen Aktuar ihre Sitze gefunden. Der Aktuar las einen kurzen Bericht über die stattgehabte Kriminaluntersuchung ab und forderte das Schöffengericht auf seines Amtes zu pflegen. Es lagerte sich athemlose Stille und Bewegungslosigkeit über die dicht zusammen gedrängten Tausende.

Jetzt erhob sich langsam und offenbar mühselig der Vorsitzende. Es war unser Gastwirth, der Vater des jungen Mannes, der seinem Leben vor wenig Stunden auf so grausenhafte Weise ein Ende gemacht und ausgerufen hatte: er müsse dem Aelteste vorangehen, um ihn vor Gottes Throne anzuklagen. Mit eintöniger Stimme, oft abbrechend, sprach der Greis die herkömmliche Formel: sie, die Schöffen der Landschaft, seien zusammengekommen unter Gottes freiem Himmel und vor den Augen des ganzen geladenen Volkes, Gericht zu halten im Namen Gottes und unter Genehmigung des Landesherrn, um das Recht zu schützen und das Verbrechen zu strafen und zu sühnen. Wer Klage zu erheben habe, der trete

vor. Aelteste war in der Kleidung, die sein Sterbegewand sein sollte, — Latz und Beinkleider von weißem Linnen mit schwarzem Band eingefaßt und mit schwarzen Schleifen zusammengehalten, eine gleiche Mütze auf dem Kopfe, — herbeigeführt und dem Vorsitzenden gegenübergestellt worden. Offenbar hatte er von dem, was vorging, kein helles Bewußtsein.

Die Frage des Oberschöffen blieb unbeantwortet. Sie wurde wiederholt und nochmals wiederholt. Da endlich erscholl hinter Aelteste mit lauter, harter Stimmme: „Ich klage." Ein Schauer faßte Jeden, es war ein großer starker Mann, in lang herabfließendem Mantel, der gesprochen hatte, es war der Henker. Bei dem ersten Worte wandte sich Aelteste mit einem sterbenden Blicke nach dem Kläger um; es war die erste und die letzte lebhaftere Bewegung.

Jetzt wurde in kargen, schwertreffenden Worten die Anklage auf Raub und Mord gegen Aelteste gesprochen. Das Beil wurde ihm vorgewiesen, er bekannte sich schuldig. Nun erfolgte der Todesspruch und das weiße Stäbchen, das den bald gebrochenen Leib und die Unwiderruflichkeit des Spruchs bedeuten sollte, ward über dem Haupte des Unseligen gebrochen.

Der Schall des brechenden Holzes drang vielleicht schärfer in unser Aller Nerven, als in die des Verurtheilten, der seit jenem Umblicke nach dem Kläger wenig Bewußtsein wahrnehmen ließ.

Jetzt setzte sich der Zug von der Brücke nach der ziemlich entfernten Richtstätte in Bewegung. Voran schritten die Schulkinder aller umliegenden Dörfer, unter dem Absingen der Sterbelieder, die weit hinausschallten über die morgendliche, sonnüberglänzte, stille Flur. Ihnen folgte — mitsingend — der Verurtheilte, vor oder nach ihnen das Gericht. In schauerlicher Erinnerung ist mir der Augenblick geblieben, als das Haupt auf einen leichten Schwung des breiten, dünnen Richtschwerts fiel und das nahe gedrängte Volk dem gelungenen Streiche — Beifall klatschte.

---

## Der Rechtspraktiker.

Mein ehrwürdiger Lehrer Woltär war aus dem Leben geschieden. Er hatte den Tod seiner Gattin, mit der er oft in Verstimmung und Unfrieden gelebt, doch nicht überdauern können, war ihr fast unmittelbar in das Grab gefolgt. Ich hatte gestrebt, auf seinem Pfade mich im römischen Rechte einheimisch zu machen und galt für einen guten Romanisten, — natürlich, so weit man das von einem jungen Studenten sagen kann. Dies sollte mich in ein nicht ungefährliches Abenteuer führen.

Ich hatte in dem Hause des damaligen Land- und Stadtgerichtsdirektors Schwarz gütige Aufnahme gefunden. Nun sollte mein Examen zur Auskultatur und zwar vor zwei Räthen stattfinden. Schwarz, ein sehr gutmüthiger, dabei geistreicher, nur bisweilen unbedachter Lebemann

fragte mich, ob ich mich nicht fürchte. Das schien mir bei meinem damaligen Ehrgeiz ein Angriff auf meine zwanzigjährige Würde. „Im Gegentheil," erwiederte ich vorlaut, „ich wünsche mir ein recht strenges Examen." Schwarz, ohne die mindeste böse Absicht, sagt meinen Examinatoren: „Nehmt Euch vor dem in Acht, der giebt Euch was zu rathen auf." Natürlich war dieser Scherz jenen würdigen Männern, einem Knaben gegenüber, nicht angenehm und so mag es gekommen sein, daß der erste Examinator (ein Justizrath Niewandt, der sich mir später äußerst gütig erwiesen) mir die Prüfung im römischen Rechte nicht gerade erleichtern wollte. „Herr Kandidat," war seine erste Frage, „welches ist der Inhalt der Lex Julia Papia Popaea?" Eine solche lex enthält bekanntlich mehrere, oft sehr viele Gesetzesbestimmungen, die ohne sonderliche Ordnung für die verschiedensten Rechtszweige ertheilt werden. Dies ist besonders bei der oben genannten lex der Fall, in welcher sich Hunderte (wenn ich nicht irre) von Bestimmungen aus dem Erbrechte, Kriminalrechte &c. friedlich zusammenfinden und mischen. Ich hatte diesen Gesetzabschnitt ernstlich studirt und war einem Examen darüber gar wohl gewachsen. Allein, wie es

wohl zu geschehen pflegt, im Augenblicke jener Frage wußte ich nicht gleich die treffende Antwort. Natürlich mochte ich um keinen Preis, auch nur durch augenblickliches Stocken eine Blöße geben. Um Zeit zu gewinnen, begann ich also ungesäumt: „Heineccius (ein Rechtsgelehrter des 18. Jahrhunderts) zählt von dieser lex 33 (?) Kapitel.“ Diese Ausholung mochte bedenklich erscheinen; der Examinator unterbrach mich und ging sogleich zu andern Fragen über. Hätte er eine Minute länger Geduld gehabt, ich weiß nicht, wie ich mir ungesäumt hätte weiter helfen können. Dies zum Trost und Fingerzeig für Examinanden, wohlverständlich für gut vorbereitete.

Das Examen war glücklich bestanden und ich hatte damit die erste Würde in der juridischen Laufbahn, die eines Auskultators errungen, — ich werde mich wohl hüten über die Leiden und Freuden dieser Laufbahn ausführlich zu sein. Der Begriff, die Idee des Rechts und ihnen gegenüber die unmeßbar breite Ausübung, das ist zweierlei. Wohl wär' ich frühzeitiger inne geworden, daß mein wirklicher Antheil nur so lange dauere, als sich mir neue Anschauungen und neue Gelegenheit, etwas zu lernen, darboten, und daß der Antheil des Praktikers sich nicht hierbei be-

ruhigen dürfe, sondern der unablässigen Ausübung des Erlernten gewachsen sein müsse. Dies aber ist um so schwieriger, da die große Mehrzahl der Rechtsfälle sich im engen Kreise bewegt, — Schuldsachen, Erb- und Ehesachen ꝛc., in denen sich ewig dieselbe Aufgabe nur mit wechselnden Zahlen und Namen wiederholt. Mir und manchem meiner jungen Kollegen fiel doppelte Last auf die Schultern: die amtlichen Arbeiten und neben ihnen andere, die ich für Rechtsanwälte übernehmen mußte, um meinen Lebensunterhalt zu gewinnen. Was dagegen den Eifer auffrischte, das war die selbstthätige Verwendung der Zuverlässigern unter uns, die auch mir in Halle und später bei dem Oberlandesgericht in Naumburg zu Theil ward. Man vertraute uns Berichterstattung über den Gang schwebender Prozesse und den Vortrag über fernere Beschlußfassung (Dezernat), so wie die Untersuchung (Instruktion) von Prozessen selbstständig, ohne Beitritt eines Raths an. Dies lief wider die Bestimmungen der Prozeßordnung, zumal wir uns nach dem Vorbilde der Räthe erlaubten, bei dem öffentlichen Vortrage die unbedenklichen Vorlagen ohne weiteres Eingehen als „unbedenkliche“ nur anzuführen, nicht zu erörtern. Allein die Rechtsbeamten, wenigstens in

den genannten Kollegien, waren damals in der That mit Arbeit so überbürdet, daß sie unserer Hülfsarbeiterschaft nicht wohl entrathen konnten. Jedenfalls war für uns diese Einrichtung unschätzbar; sie gab uns Selbstgefühl und dabei höchsten Eifer und Gewissenhaftigkeit, um das uns geschenkte Vertrauen zu rechtfertigen. Wir hatten damals einen so hohen Begriff von der Würde eines preußischen Juristen, daß wir sicherlich Jemanden, der eine Rechtsbeugung zu Gunsten eines Ministers oder seines Systems mit dem Namen eines preußischen Rechtsbeamten verträglich erklärt hätte, zu blutiger Rechenschaft gefodert haben würden.

Die Privatarbeiten, die ich bei Justizkommissaren übernehmen mußte, waren eine zweite Last und keine geringe; denn ich hatte nicht blos für mich zu sorgen, schon war es auch nöthig geworden, die Eltern zu unterstützen. Doch gereichten mir diese Arbeiten durch die oft anziehenden Aufgaben, die sich mir stellten, auch zu geistiger Auffrischung. Ich will nur der Vertheidigung eines jungen Landmädchens (13 bis 15 Jahr) gedenken, die ich für einen Justizkommissar Räpprich und unter dessen Namen übernommen hatte. Es waren kurz nach einander in dem Bezirke,

wo das Mädchen wohnte, mehrere Feuersbrünste ausgebrochen, die offenbar auf Brandstiftung hindeuteten. Anonyme Anzeigen und zuletzt Ertappung auf der That bezeichneten jenes junge Mädchen als Thäterin. Darüber war kein Zweifel möglich, obgleich es an jedem Fingerzeig über ihre Beweggründe durchaus fehlte. Ich weiß nicht mehr, welcher Spur ich folgte; kurz ich sprach, auf medizinische Autoritäten gestützt, aus: „die Schuldige sei willenlos dem Antriebe einer Monomanie (Brandstiftungstrieb benannt) gefolgt, die sich bisweilen, wenn auch selten, in den Entwickelungsjahren einstellt. Das Physikat wies meine Annahme zurück. Ich aber (d. h. Räpprich) hielt sie aufrecht; das Gutachten des Ober-Medizinal-Kollegiums in Berlin ward eingeholt, und dies entschied für mich. Die Unglückliche war gerettet; von ihrem sonstigen Schicksal weiß ich nichts.

Der letzte Rechtsfall, den ich in Halle bearbeiten sollte, gewährt einen eigenthümlichen Einblick in den Weg, der manchem Menschen, wunderlich genug, vorgezeichnet scheint.

In Halle lebte ein französischer Sprachlehrer, Nicolas Douel, von Geburt ein Franzose. Ich hatte ihn im Hause meines Freundes Schwarz

kennen gelernt; wir waren uns durch gemeinsames Gefallen an der Musik näher getreten.

Dieser Douel war in seiner Jugend Novize in einem französischen Kloster gewesen. Dasselbe war in Folge der Revolution aufgehoben und der Novize als Klarinettist einem neuen Regimente zugesellt worden. Als dasselbe nach Belgien abrücken sollte, mißfiel die Aussicht auf Schlachtfelder dem ehemaligen Klosterinsassen höchlich; er mochte mit Schiller (ohne denselben zu kennen) denken:

„Macht man dem Tode hier Musik?“

Kurz, er desertirte nach den Niederlanden. Nicht lange, so rückten die republikanischen Armeen nach, er mußte von einem Puncte zum andern entweichen, zuletzt nach Westfalen übersetzen und auch hier vor der Ausbreitung der französischen Waffen entfliehen. Mehrere Jahre trieb ihn so die Gefahr, erkannt und als Ausreißer bestraft zu werden, flüchtig vor den französischen Heeren von Ort zu Ort. Zuletzt war er nach Halle gelangt. Hier durfte er sich sicher fühlen und seine Verhältnisse gestalteten sich, wenigstens nach seinen bescheidenen Ansprüchen, auf das Erwünschteste. Er hatte einträgliche Privatstunden und fand sogar Anstellung bei einer Schule.

Allein nun stürzte seine gallische Natur ihn in's Verderben.

Gegen eine seiner Privatschülerinnen, ein unmündiges Mädchen, gestattete er sich unerlaubte Liebesbezeigungen. Die Sache kam, ich weiß nicht wie, zu polizeilicher Kenntnißnahme. In Folge derselben ward die Kriminaluntersuchung eröffnet und Donel zu achtjährigem Gefängniß verurtheilt. Er legte das Rechtsmittel der weitern Vertheidigung (Appellation) ein und wählte mich zum Vertheidiger. Ich nahm den Antrag an, die Akten wurden mir mitgetheilt und der Besuch des Inquisiten in seinem Gefängnisse mir gestattet. Nachdem ich die Sache durchdacht, begab ich mich zu ihm, den ich tief gebeugt fand, und erklärte ihm, ich habe Hoffnung, ihn frei zu machen. Für nicht juridische Leser will ich hier bemerken, daß es Amtspflicht des Vertheidigers ist, alles, was gesetzlich und aktenmäßig zu Gunsten des Angeklagten sprechen kann, zu seinem Vortheil geltend zu machen.

Mein Vertheidigungsgrund war ein einfacher, aber wie ich noch jetzt glaube, ein unabweisbarer. Solche Verbrechen nämlich, wie das hier begangene,

deren Veröffentlichung die Ehre der Beleidigten verletzen, sollen nach gesetzlicher Vorschrift nur auf den ausdrücklichen Antrag der Beleidigten oder ihrer natürlichen Vormünder zu gerichtlicher Kenntnißnahme kommen. Ein solcher Antrag war nicht erfolgt; vielmehr hatten die Eltern des Mädchens im Laufe der Untersuchung gutmüthig erklärt: sie wollten dem Unglücklichen christlich verzeihen und begehrten seine Bestrafung nicht. Folglich — schloß ich weiter — hätte die Untersuchung gar nicht eröffnet werden dürfen, folglich sei sie mit Unrecht eröffnet und geführt und es habe auf dieselbe kein gültiger Rechtsspruch gegründet werden können. Noch jetzt, gestehe ich, scheint mir diese Schlußfolge unantastbar. Ich trug auf völlige Freisprechung an. Bald nach Einreichung meiner Vertheidigungsschrift mußte ich zum Oberlandesgericht in Naumburg übergehen, um dort mein zweites, das Referendariatsexamen zu machen und später Anstellung zu erwarten. Doch sollte sich zuvor eine echt französische Wendung an jenen Rechtsfall knüpfen.

Eines Tages nämlich wurden mir Gerichtsakten zugeschickt, und als ich das Bündel öffnete, fand ich schön geschrieben:

Douze valses,
composées et dédiées à Mr. Marx
par Nicolas Douel.

Der Seltsame hatte die Walzer im Gefängnisse komponirt; wie sie den Weg zu den Gerichtsakten und zu mir gefunden, weiß ich nicht.

In der ersten Session, der ich in Naumburg beiwohnte, kam der Fall zum Spruche. Der Referent erklärte, daß nach seinem Dafürhalten Freisprechung aus dem von mir angeführten Grunde unerläßlich, dieser Ausgang aber, nachdem das Verbrechen einmal zu gerichtlicher Erörterung gekommen, ein wahres Aergerniß sei. Lange wurde hin und her gestritten und endlich glaubte man einen Ausweg darin zu finden, daß man das Verbrechen unter den Gesichtspunkt polizeilich zu bestrafender Unsittlichkeit stellte. Aber — so muß ich noch heut' einwenden — hier lag ja kein polizeilicher, sondern ein Kriminalfall vor! und die Polizeistrafe für Unsittlichkeiten, nämlich solche, die öffentlich verübt, zum Aergerniß für das Publikum werden, ist ja eine ungleich geringere! Wie dem auch sei, es wurde auf vierjährige Festungshaft erkannt. Ich hatte hier und sonst noch öfter zu lernen, wie die eigene Ueberzeugung sich vor dem Beschlusse der

Mehrheit beugen muß. Douel aber sollte seinem Unstern doch nicht entgehen. Er wurde nach Magdeburg zur Büßung seiner Strafe geschickt; allein im Begleitschreiben schlich sich durch ein arges Versehen für das Wort „Festungshaft" die Bezeichnung „Festungsstrafe" ein. Als er zum erstenmal die Karre auf den Wall neben dem wassertiefen Graben schob, warf er sich hinab und endete sein Leben.

---

## Von Halle nach Naumburg.

Die geographische Entfernung zwischen Naumburg und Halle ist gering, fünf kleine Meilen; aber der Abstand beider Orte war für mich wenigstens ein gar weiter. Halle, die Universitätsstadt, war in allen Adern durchzogen von geistigem Leben; Naumburg war Handelsstadt und besonders Weinproduzentin. Es liegt in einem drei- und vierfachen Gürtel von Rebenhügeln, jeder von einem behaglichen Land- oder Winzerhaus gekrönt, in denen besonders zur Zeit der Weinlese das vergnüglichste und gastlichste Leben pulsirt und die halben Nächte mit Trinkgelagen, ländlichem Tanze und Feuerwerken durchrauscht. Man hätte sich an den Rhein versetzt meinen können, wären nur die Rebenhügel nicht so winzig und der Wein nicht gar zu anzüglich und kalkhaltig gewesen, und hätte nicht die stattliche Kette der rheinischen Städte und die

höhere Selbstständigkeit und Freisinnigkeit der Rheinbewohner gefehlt. Doch waren die Naumburger Kaufleute eine höchst ehrenwerthe Klasse der Bewohner. Ihnen stand die zahlreiche Beamtenschaar des Ober-Landesgerichts gegenüber, voll jenes steifen Beamtenstolzes, der sich in den preußischen Staatsdienern so leicht einnistet. Wo diese Beamtenwelt sich abgeschlossen hielt, oder wenigstens den Vortritt behauptete, färbte sie selbst die harmlosesten Vergnügungen nach ihrer eigenthümlichen Weise. Wie oft konnte ich beobachten, daß auf Bällen eine nicht kleine Zahl von Räthen und Anwälten, behagliche Vierziger mit achtungswürdigem Embonpoint, sich in die Schaar der jüngern Tänzer mischte, jeder natürlich mit seiner jugendlichen Tänzerin! Und von hüben und drüben, was vernahm man? — Diesen höchst interessanten Prozeß, jene ganz unbegreifliche Entscheidung — und was dergleichen Delikatessen aus der modrigen Registratur mehr waren. Das Völkchen der Referendare mußte wohl oder übel „wie die Alten sungen," mitspielen, wenigstens von Zeit zu Zeit. Und die jungen Schönen mußten sich drein ergeben.

Das Alles mochte für den Liebhaber ganz artig sein; mir fehlte dazu die leichtlebige Natur, und vom

Geiste (was ich darunter begriff) fand ich nicht eine Spur. Namentlich der Musik schien ich abgestorben; hatte ich doch nicht einmal ein Instrument zu meiner Verfügung! es war keins zu miethen, hätte ich auch Geld dazu gehabt. Mein Leben schien versumpfen zu sollen; nur die juristische Ader mochte fortpulsiren.

Hier aber kam mir Rettung von einer seltsamen Persönlichkeit. Johann Gottlieb Schulz! dein Name soll nicht vergessen sein, wenn von meinem Leben die Rede ist.

Schulz war der Sohn eines armen Bauern in der Lausitz, früh mußte er die kleine Heerde seines Vaters nach Feld und Wiesen hinausführen. Allein schon hatte er vom Schulmeister des Dorfes mehr Unterricht genossen, als sonst für Bauernkinder, zumal arme, rathsam befunden wird. Dadurch angereizt, hatte er sich ein Buch verschafft, das einzige, dessen er habhaft werden konnte. Es war — eine lateinische Grammatik. Sie begleitete ihn in seine Einsamkeit auf Felder und Wiesen. Da kam einstmals zu Pferd oder Wagen ein „vornehmer Herr" bei ihm vorüber, es war der Rektor des Gymnasiums zu Sorau. „Was hast Du da für ein Buch, mein Sohn?" Schulz, ganz betroffen, reichte zitternd das

Buch hin. Der fremde Herr ist erstaunt, bei einem zerlumpten Hirtenbuben eine lateinische Grammatik zu finden. Er examinirt und der Knabe besteht ganz gut. „Warum gehst Du nicht in die Stadtschule?" Schulz erbleicht, erröthet, er ist wie vom Donner gerührt, bricht in einen Thränenstrom aus und ruft endlich: das wäre ja das Glück seines Lebens, aber es sei ganz unmöglich, sein Vater sei zu arm. Das Unmögliche sollte doch möglich werden. Der biedere Rektor zog den Knaben nach Sorau, gab ihm eine Freistelle und einige Unterstützung. Kaum war Schulz auf dem Gymnasium einheimisch geworden, so unterrichtete er seine Mitschüler, um den nothdürftigen Unterhalt zu gewinnen. Allmälig fand sich Gelegenheit zu größerem Erwerb durch Stundengeben in der Stadt. Schulz konnte sich nach und nach eine Bibliothek zusammenkaufen, die bei seiner Uebersiedelung nach Naumburg auf mehrere hundert Bände angewachsen war. Zugleich hatte er, noch in Sorau, ein paar hundert Thaler erspart, mit denen er eine Universität zu beziehen gedachte.

Mittlerweile war jedoch ein jüngerer Bruder, dessen Sinn auf das Apothekergeschäft gestellt war, so weit herangewachsen, daß er in die Lehre treten

konnte. Nur fehlten auch ihm die Mittel. Mein Freund Schulz gab das sauer erworbene Geld, das ihm die Universität erschließen sollte, für den Bruder hin und — hat nie eine Universität bezogen. Er führte von da eine Art Wanderleben, indem er bald hier, bald dort als Lehrer und Hofmeister wirkte. Seine wachsende Bibliothek mit sich herumziehend, wie eine Schnecke ihr Haus, Tag und Nacht studirend, arbeitete er weiter. Was? das ist schwer zu sagen; denn er hatte kein bestimmtes Ziel. Studiren, Denken, um des Studirens und des Denkens willen, das war der Inhalt seines Lebens. Erinnerte man ihn, daß dies nur die eine Hälfte der Lebensaufgabe sein dürfe, die andere heiße Wirken: so entgegnete er getrost, wo eine Kraft sei, da bleibe die Wirkung nicht aus; es müsse Kräfte geben, die in bestimmter Richtung, und andere, die sporadisch wirkten, bald dahin, bald dorthin, verloren gehe nichts. Daß eine Kraft sich auch zersplittern könne, wollte er im geistigen Gebiete ein für allemal nicht anerkennen. Hier stand ich nun einem wirklichen Polyhistor gegenüber, wie mein Vater aus mir hätte machen mögen. Die klassischen Sprachen, dazu italienisch, französisch, ein wenig spanisch, gründlich (wie ich von Kennern hörte) hebräisch.

Durch diese letztere Sprache sollte er mir für viel spätere Zeit eine seltsame Anregung geben. Ihn über sie, über ihre Macht und Tiefe reden hören, war erhebend. Er wurde dabei gelegentlich grob. Wenn es zur Sprache kam, daß ich hebräischen Stammes und doch der Sprache ganz unkundig sei, so schalt er: „Kinder, was seid ihr dumm!“ — Und ich ließ es mir gern gefallen, denn nun verbreitete er sich in erhebenden Mittheilungen über die Sprache, von der er merken ließ, daß er sie für die höchste und wahrscheinlich primitive halte. Daß sie statt der modernen Adjektiven Substantiv an Substantiv setze, nannte er urmächtig. Gern führte er als Beispiel das Wort bathkoll an, „Tochter der Stimme“ heiße das und bedeute Weissagung; der Donner, der durch die Himmel rolle, sei die Stimme Gottes, und der Sinn, den der Höchste darin auskündige, sei die Tochter der Stimme. Für mein überall hinlauschend Ohr war schon der hebräische Wortklang, in seinem Munde Musik. „Was will,“ sprach er, „ener kleinlich Fünkchen: und es ward Licht! bedeuten? So soll die Stimme des Schöpfers erklungen sein? — wägehi ör! — hat er gerufen! und es flammte eine Welt von Lichtmeer auf! unabsehbare Flammen wehten,

loderten hörbar empor*) — Was wollt ihr mit eurem Lichtstümpfchen."

In solchem Sinne las er mir den urmächtigen Psalm 1, 37 vor. Bei dem Ausrufe:

ärū! ärū! āt hajesōt bā!

(reinab! reinab! bis auf ihren Boden!) rollte seine Stimme in alttestamentarischer Entzündung. Viel später, in Berlin mußte ich das Vergeltungslied der Gefangenen in Babel komponiren, es hatte mich nicht wieder loslassen wollen. Allerdings fehlte ihm die Milde und Demuth des löweschen Gesangs, der sich der Lied- und Choralweise der Kirche angeschlossen.

Zu den Sprachstudien trat ununterbrochen ernstliche Beschäftigung mit Naturwissenschaften, die ihm einen angelegentlichen Briefwechsel mit dem genialen Naturkundigen Oken im benachbarten Jena vermittelte.

Bezeichnend für sein Ueberallhinstreben und zugleich für seine beständige Mittellosigkeit war, daß er, im Mittelpunkte von Jena, Halle, Leipzig sitzend,

---

*) Und hat nicht unser Göthe dieselbe Anschauung gehabt? wenn er in seinem Faust sagt: „Ungeheures Getöse verkündet das Herannahen der Sonne."

nach allen diesen Universitäten für hülfsbedürftige Bewerber um den Doktorhut, oder die Magisterwürde Dissertationen in allen vier Fakultäten für Honorar ausarbeitete.

Daneben fand er noch Zeit zu Schul- und Privatunterricht, der ungeachtet manches Befremdlichen in Erscheinen und Benehmen, sehr gesucht war, ja sogar zu Poesien (ein Bändchen Gedichte, Maja nannte er die Sammlung, ist in Naumburg herausgekommen) und zur Redaktion des „Naumburger Wochenblatts," in dem auch ich meinen Erstling (über Don Juan) gedruckt sehen sollte.

Schulz hatte dennoch geirrt. Seine Thätigkeiten konnten, von keiner amtlichen Stellung gehalten, nicht dauernde Sicherheit gewähren. Durch meinen Abgang nach Berlin verlor er den einzigen Freund, dem er sich geistesverwandt fühlen mochte; seine Briefe verriethen dies, ohne der Thatsache irgend eine Bedeutung zuzugestehn. Es gelang mir, ihm für Berlin eine Lehrerwirksamkeit mit auskömmlichem Honorar anbieten zu können. Er nahm freudig an, aber für unbestimmt spätere Zeit; denn vorerst habe er einem hülfsbedürftigen Schulkollegen seinen Beistand für Gründung einer Pensions- und Unterrichts-

anstalt zugesichert. Später einmal kehrte ich im Abenddunkel nach Hause zurück und begab mich ohne Licht auf mein Zimmer. Da richtete sich vom Sopha eine Gestalt auf: „Bist Du Marx?" ertönte eine müde tiefe Stimme, „ich bin Schulz." Erst betroffen, dann freudig nahm ich ihn auf, ohne ihm sogleich wieder eine sichernde Stellung ausmitteln zu können. Nach wenig Tagen verließ er Berlin, um nach Sorau zurückzukehren. Dort soll der Lebensmüde ein trübes Ende gefunden haben.

Mag denn das ihm beschiedene Schicksal und die frühe Unberathenheit ihn auf Irrwegen haben scheitern lassen; Vielen war er Helfer und Freund geworden. Auch mir. In seiner Nähe, im Naumburger Exil, ward ich zum Manne, denn in Halle war ich nichts gewesen, als der verweichlichte Sprößling einer israelitischen Familie, verweichlicht, trotz des Fechtbodens, in körperlicher Beziehung, verzogen in geistiger, weil mir alles, was ich begehrte, mühelos zufiel. Hatte ich mir doch in Halle mit meiner Malerei und Musik einen gewissen Stadtruf errungen! hatte ich doch in den letzten Jahren dort zwei Singvereine um mich versammeln können, einen für Opernaufführungen,

den andern für Kirchenmusik. Der letztere, in dem Mozart's Requiem, Händel's Messias u. A. zur Aufführung kamen, war eigenthümlicher Art. Es waren nur vier Singende, welche jene Werke im stillen Saale des Staatsrath von Jakob ausführten. Uns gegenüber hingen Originalgemälde von Francesco di Francia und andern Meistern. Einzige Zuhörerin war die zweite Tochter des Hauses, Therese, die sich unter dem Namen Talvy durch Novellen und die meisterliche Uebersetzung serbischer Volkslieder bekannt gemacht, später den Professor Robinson aus Amerika geheirathet hat. Unter den Singenden waren Löwe als unvergleichlicher Tenorist, und Julie, die jüngste Tochter des Hauses, später seine Gattin. Wie wir uns bei den fünfstimmigen Sätzen des Messias geholfen, weiß ich nicht mehr. Schon damals war uns übrigens klar, daß besonders händel'sche Chöre Massenwirkung fodern. Auch hätten wir leicht zahlreiche Besetzung erlangen können, da schon der Opernverein an 40 Mitglieder zählte. Allein unser Sinn war darauf gestellt, uns auf das Nothdürftigste einzuschränken, damit Niemand unsrer künstlerischen Andacht beiwohne, als der sich ihr mit ganzer Seele hingebe. Wir trachteten dann durch treffendste Aus-

führung, bis in's Einzelne hinein, zu ersetzen, was wir mit der Massenwirkung aufgegeben.

Das Alles, und manches innigere Verhältniß war nun geopfert und dahin. In Naumburg fand ich manch' trefflichen Mann und unter den Themisjüngern viel Strebsamkeit, aber nur für den künftigen Amtsberuf. Der einzige freiere Geist war Schulz. Seine gediegnere Mannhaftigkeit trat meiner Weichmüthigkeit stählend gegenüber. Sogar eins seiner Gedichte (in jener Sammlung) richtete sich an mich. So:

„Geliebter Freund, nur keine Trenodien!
Das ganze Glück ist keiner Thräne werth;
Laß, was nicht dauern mag, entfliehen:
Was gilt Dem Gluck, der Ewiges begehrt!"

begann das Gedicht; kräftiger wirkte auf mich sein unbeugsames nnd unaufhaltsames Vorwärtsdringen gegen alle Ungunst des Schicksals. Dies zeigte sich zuvörderst in wohlthätiger Weise an einer wesentlichen Umbildung meines Charakters.

In Halle war mir kein Wunsch unerfüllt geblieben; auch die der Jugend eigenen Gelüste hatte meine übergute Mutter so viel als möglich zu befriedigen getrachtet. Jetzt war Alles, was ich geliebt, dahin. Ja ich brachte den ersten Winter in wahrer

Dürftigkeit zu; nach den Verhältnissen der Stadt und meiner Kasse konnte ich wöchentlich nur zwei bis drei Mal warm essen. Die übrigen Tage war Brot (ich ließ es ein paar Tage alt werden, um nicht mehr, als nöthig war, zu verzehren) meine Nahrung, zu dem ich wechselnd ein wenig Butter, oder Käse, oder eine Gurke zuthat. Ach, und jener leidige Vers:

„Des Sängers Trank ist Wiesenquell!"

ward nun doch Wahrheit, und an mir selber. Die letzten Wochen mußte ich im Bette liegend arbeiten, weil ich kein Geld mehr für Heizung hatte.

Und von diesen lukullischen Mahlen, die ich bei verschlossenen Thüren feierte, gerade von ihnen her wandelte sich mein Charakter. Bis dahin war ich weichlich, begehrlich, gerade in den Aeußerlichkeiten selten befriedigt gewesen. Jetzt, auf mich allein gestellt, in engster Schranke eingezwängt, fand ich Elastizität der Seele, trotzigen Muth und jene Heiterkeit, die bis heute durch gute und schlimme Tage der Grundton meines Wesens geblieben ist. Ich fühlte mich, war die Thür verschlossen, so sicher, so mir selbst genug! Ich war Mann geworden.

Endlich sollte auch die Musik nicht länger versäumt werden. Ich unterrichtete den Sohn eines

mir wohlwollenden Hauses (schon in Halle hatte ich mich hierin versucht), im Klavierspiel; und als ich ihn einst durch die Erzählungen E. T. A. Hoffmann's „Nußknacker und Mausekönig“ sehr ergötzt hatte, schrieb ich zu seiner Ermunterung auch mein „Nußknacker und Mausekönig,“ ein großes Schlachtgemälde für das Klavier nach Art der „Schlachten Austerlitz, Jena“ u. s. w., in dem der Quiekmarsch (Grenadiermarsch) der Mäuse und der große Triumphmarsch der Truppen hervorglänzten; — wenigstens war das das unumstößliche Urtheil aller spielenden und hörenden Knaben. Auch einer Canzona erinnere ich mich, die zu phantastisch willkürlich gebildeten Worten halb italienischen, halb spanischen Klanges (Freund Schulz hatte geholfen) in italienischer Manier gesetzt war. Ich mußte wohl zu dem seltsamen Auskunftsmittel greifen; denn einen wirklichen italienischen Text hatte ich nicht, hätte ihn auch nicht verstanden.

Dazu machte ich die Bekanntschaft eines jungen Kollegen aus Berlin, der mir bald lieber werden sollte, als alle Uebrigen. Es war Gustav Nikolai, der später durch seine „Reisen nach Italien,“ seinen „Kantor von Fichtenhagen,“ einen komischen Musikroman u. s. w. bekannt geworden ist. Er war im Besitz

des einzigen verleihbaren Pianoforte, hatte eine große Sammlung vierhändiger Ouvertüren mitgebracht und strömte über von enthusiastischer Aufwallung für Cherubini, besonders aber für Spontini, von dem ich noch gar nichts kannte.

Noch wichtiger war mir die vertrautere Bekanntschaft mit Gluck. Schon in Halle hatte ich Einiges von seinen Kompositionen kennen gelernt. Allein, versunken in Mozart's süße Romantik und ganz fremd mit dem Begriffe musikalischer Dramatik, hatte ich diesen in rein musikalischer Beziehung so ungleich-ärmeren Kompositionen keinen Geschmack abgewinnen können. Jetzt kam mir Iphigenie auf Tauris in die Hände, und war auf längere Zeit mein einziges musikalisches Besitzthum. Ich spielte, ich sang mich mit völliger Hingebung hinein. Wie oft irrte ich in den einsamen Buchenwäldern umher, rezitirte den finstern Thoas, die Verzweiflungsscenen des von Erynnien umhergetriebenen Orest! Wer mich belauscht hätte, mußte mich für wahnsinnig oder, mild beurtheilt, für einen exzentrischen Bühnenhelden nehmen, so losgebunden von aller Rücksicht und Mäßigung strömte ich jene gewaltigen Laute aus, spielte in höchster Leidenschaft, warf mich, wenn der Sturm der Verzweiflung den unglücklichen Helden

dahinriß, zu Boden. Der Beobachter möchte gelächelt oder gelacht haben; gleichviel! Mir ging dabei das Verständniß des großen Tragikers auf. Ich ahnte erst, dann erkannte ich: daß er nicht Melodie zu den Worten gemacht, daß vielmehr das Wort ihm Gesang geworden und daß dieser Gesang nichts sei, als höhere Sprache, unmittelbarer Ausdruck des Vorgangs bis in jeden einzelnen Moment, bis in jedes Wort, in jede Sylbe hinein, — ja, daß in der Musik selbst jede Bewegung, die ganze Mimik der Handelnden lebendig geworden, vorgezeichnet sei. Ohne es zu wissen, hatte ich — wenigstens ist dies noch jetzt meine ernstliche Meinung — den tiefsinnigen Meister genau von jenem Punkte zu erfassen getrachtet, von dem seine Macht und Bedeutung einzig erfaßt werden kann. Wohl darf ich sagen, daß in jenen Buchenwäldern die Grundlinien zu meinem so viel spätern Werke „Gluck und die Oper“ gezogen worden sind. So gewiß ich in meinen Kompositionen Gluck nie nachgeahmt habe, so leuchtete doch sein erhabenes Vorbild über meiner ganzen künstlerischen Laufbahn.

---

## Nach Berlin.

Eins mußte mir in Naumburg klar werden: daß ich in kleinen Städten kein befriedigendes Leben finden würde. Unter ihnen wäre Naumburg vielleicht die angenehmste gewesen. Man muß dieses Städtchen an seinem Festtage geschaut haben, am Hussiten- oder Kirschfeste, um es gebührend zu würdigen. Die bekannte Sage ist von Kotzebue's allmächtiger Bühnenhand weit genug verbreitet worden. Der Hussitenführer Procopius soll mit seinen Schaaren gegen das wehrlose Naumburg vorgedrungen, und der Viertelsmeister Wolf an der Spitze aller Kinder der Stadt, sie alle in Sterbekleidern, ihm entgegengezogen sein, um Gnade zu erflehen, die denn der Gefürchtete bewilligt habe. Dies erzählt man als Anlaß des Festes.

Am frühen Morgen durchzieht mit hohlem Klange

die Trommel alle Straßen. Unter der Führung ihrer Lehrer wallen nun Züge aller kleinen Mädchen, in ihren blauen oder rothen Kleidchen glänzend und mit seidenen Bändern noch zierlicher ausgeputzt, nach der Schützenwiese. Diese bietet einen weiten Raum, amphitheatralisch von einer niedrigen Hügelkette umzogen und vom Schützenhause beschlossen. Dort wird mancher Becher geleert und Abends getanzt. Um die Wiese herum aber sind Lustzelte aufgeschlagen, in denen sich die Familien gesellschaftlich versammeln und an der fröhlichen Schaar der spielenden und tanzenden Kinder auf der Wiese ihr Gefallen haben. Noch schallt der Refrain des Kindesliedes

Ei ja freilich,
Wie ich bin, so bleil' ich,
Bleil' ich, wie ich bin,
Ein gutes Kin(d)!

(die Umlautung einiger Worte — bleil' für bleib', Kin für Kind, ist authentisch) mir im Gedächtnisse.

Das liebliche Fest, die anmuthige, beinahe romantische Gegend, der Saalfluß, den ich freilich bei Halle viel strömender gekannt, das heitere Winzerleben, — das Alles hätte mich, sobald der Reiz der Neuheit vorüber war, nicht fesseln, das geistigere Leben der Universitätsstadt nicht vergessen machen können; über

alle diese Städtchen hinaus flog mein Sehnen einzig nach Halle, dem höchsten Ziele, das ich bis dahin erspäht. Zwar hatte ich schon manche scheltende Mahnung vernommen: der Beamte, besonders der Jurist müsse seine Befriedigung einzig im Amte finden. Allein ich hatte auch bereits erkannt, daß diese Mahnung Täuschung sei. Die pflichttreuesten Arbeiter versagten sich nicht, neben dem Amte jeden Reiz des Lebens mitzunehmen, der ihnen irgend erlangbar und gemäß war. Die Lust der Feste, des Bechers, der reichen Jagd um Naumburg herum, Alles ward aus dem Vollen genossen. Ach! mir, nach meinem besonderen Sinne, konnten diese Freuden nichts gelten, ich blieb ihnen fern. Wohl mag ich den Andern, besonders auch den Mitgliedern des Kollegiums als ein Fremdling erschienen sein. Ich hatte es damals nicht gerade zu empfinden; allein später, bei ruhigem Rückblicke, mußte ich mir es gestehen und konnte die Schuld, wenn hier von Schuld die Rede sein kann, nur mir beimessen.

Es hatte sich eine Spaltung gezeigt, — kaum bemerkbar, war sie doch vorhanden. — Ich gehörte nicht mehr ganz meinem erkornen Berufe, seit ich die Mehrzahl der Stellungen, die er mir bot, abzulehnen

mich gedrungen fühlte. Und noch wußte ich nicht einmal, daß unser Präsident, Freiherr von Gärtner, grundsätzlich, nicht ohne Ausnahme, wie sich bald zeigen sollte, Niemanden gern in seiner Vaterstadt anstellte; das gäbe leicht störende oder Argwohn erweckende Beziehungen.

War hierin nicht von Schuld zu reden, so konnte doch ferner nicht ausbleiben, daß ich nach anderer Seite hin auch manche Schuld auf mich lud. Vor allen Dingen war die Hülfsarbeiterschaft bei Justiz-Kommissaren, die übrigens hier und anderwärts gar viele meiner jungen Kollegen mit mir theilten, keineswegs gesetzlich; das Präsidium wußte gleichwohl darum und ließ sie stillschweigend geschehn, da uns Unbemittelte und Unbesoldete die Noth dazu zwang. Oder sollte etwa das Richteramt nur den Bemittelten zugänglich sein? —

Nahmen diese Nebenarbeiten einen ansehnlichen Theil meiner Zeit und Kraft in Anspruch, so wollte, ich kann es nicht leugnen, auch die Musik ihr Recht haben. Mancherlei ward neben den Akten geschrieben, unter andern mein erster Symphoniesatz, — so unerfahren und formfremd, daß erst Löwe's spätere Erinnerung mich bewegen konnte, die Reprise zuzufügen.

Löwe beschwor mich, hierin nachzugeben; die Symphonie komme ihm vor, wie ein Riese, dem ein Arm fehle. Ach, der arme kleine Riese!

Warum aber hatte ich nicht aus eigenem Entschlusse diese Lücke ausgefüllt, da jede Sonate, jede Symphonie oder Ouvertüre mir das Vorbild der Form vorgehalten haben mußte? — Der Grund lag in einer Eigenthümlichkeit meines Charakters. Es war mir stets fast unmöglich gewesen, anders als aus eignem, innerlichstem Gefühl heraus, oder aus innerster Ueberzeugung meine Tongebilde zu schaffen, Vorbilder, Muster, Autorität, selbst der höchsten Namen, galten mir daneben gar nichts. Auch damals hatte Löwe's Zuspruch mich nicht eigentlich belehrt und überzeugt, als vielmehr durch die warme Theilnahme, die aus ihm sprach, gewonnen.

Allerdings mußte, wenn dergleichen fremde Arbeiten die amtlichen zurückgedrängt hatten, für diese Rath geschafft werden. So ging mir einmal eine schriftliche Mahnung des Präsidenten zu, verspätete Arbeiten schnell zu vollenden. Schuldig, wie ich mich vor mir selber bekennen mußte, dabei wahrhaft betrübt, weil ich den Präsidenten hoch verehrte, und er sich mir stets gewogen bezeigt hatte, arbeitete ich drei

Nächte und die dazwischen liegenden Tage, packte die vollendeten Arbeiten zur Versendung an den Präsidenten ein und sank bewußtlos vom Stuhle. Nach vierundzwanzigstündigem Schlafe konnte ich mich wieder erheben, ohne Schaden zu empfinden. Doch habe ich nie wieder dergleichen gewagt.

Wunderlich hing sich an das Schuldbare mancherlei Unverschuldetes. So hatte ich einmal den größern Theil der Arbeiten eines abberufenen Assessors, darunter einen Konkursprozeß zu übernehmen gehabt. Nach wenig Tagen kehrte der Assessor unerwartet in seine Stellung zurück und der Präsident verfügte, daß jenem seine Arbeiten zurückzugeben seien. Lernbegierig, wie ich jeder neuen Aufgabe gegenüber war, schrieb ich an den Präsidenten: ich hätte, seiner Bestimmung gemäß, die Arbeiten zurückgeliefert, bäte ihn aber um die Gunst, den Konkursprozeß behalten zu dürfen, da ich einen solchen noch nicht bearbeitet hätte. Der Präsident winkte mich in der Session heran und sagte: „Der Konkursprozeß muß an den Assessor zurückgegeben werden, aber Arbeit sollen Sie haben." Offenbar hatte er meine Bitte mißverstanden und ihr den Beweggrund untergeschoben, meinen Eifer zur Schau zu tragen. Nun regnete es überhäufte Arbei-

ten auf den schon dreifach Beladenen herab. — Wie sollte ich Allem gerecht werden?

Unter meinen Arbeiten war ein Prozeß, zu dem zahlreiche Betheiligte ihr Anrecht (legitimatio ad causam) nachweisen mußten; der Legitimationspunkt war höchst lastend auszuführen. Ich, als Instruent, setzte Termin auf Termin an, schlug sogar den drei Anwälten vor, täglich zwei Termine abzuhalten. Dessen ungeachtet war noch kein Ende abzusehen. Der Präsident war abwesend; der Vicepräsident, ein trefflicher, nur in den preußischen Formen nicht vollkommen eingeweihter Mann, er war eben aus sächsischem Dienst herübergekommen, hielt dafür, daß der Prozeß nicht eifrig genug geführt werde. Er erließ ein Dekret, wodurch er mir aufgab, mehr Termine anzusetzen und die Beschleunigung nicht fernerhin zu versäumen. Den Vorwurf, so unverdient er war, hätte ich schweigend hingenommen. Unglücklicherweise folgte aber nun im Dekrete die Nachbestimmung: Abschrift den Parteien! Somit würde der mir ertheilte Verweis in die Hände der zahlreichen Parteien, das heißt des Publikums, gelangt sein; und das wäre, selbst wenn der Verweis ein verdienter, nicht zulässig gewesen. Ich bat also um Zurücknahme der

Verfügung und legte zu meiner Rechtfertigung die schriftliche Erklärung der Anwälte bei, daß sie selber sich der Ansetzung überhäufter Termine aus Rücksicht auf ihre sonstigen Arbeiten hätten widersetzen müssen.

Gerade jetzt kehrte der Präsident zurück. Die von mir beantragte Zurücknahme eines Präsidial-Dekrets erschien ihm mit der Würde eines Gerichts durchaus unvereinbar und er erklärte: daß ungeachtet alles Angeführten mich der Vorwurf säumigen Prozeß-ganges treffe.

Unmittelbar nach diesem Ereignisse war eine Richterstelle in Halle erledigt. Nicht sie, sondern eine geringere sollte mir zu Theil werden, während jene einem Sohne des Bürgermeisters Streiber in Halle zu Theil ward, einem jüngern Referendar, der gar nicht in Naumburg gearbeitet hatte, sondern bei dem Oberlandesgericht von Magdeburg. Ich war damals auf Kommission zur Stellvertretung eines Rathes in Halle. Unverzagt richtete ich meine Beschwerde an den Justizminister und legte ihr zum Ausweis meines Standpunktes eine theoretische Abhandlung bei, in der ich gegen die Schrift Savigny's „Ueber den Beruf unserer Zeit zur Gesetzgebung," darzulegen suchte, daß jede Zeit zu der ihr nothwen-

digen Gesetzgebung auch den erforderlichen Beruf habe und haben müsse. Das Ministerium entschied günstig für mich: ich solle die nächste offene Richterstelle erhalten. Ich kehrte nach Naumburg zurück und trachtete, den Präsidenten gegen meinen Schritt als einen nothgedrungenen, versöhnlich zu stimmen. Der Präsident trug mir eine Richterstelle in Wittenberg (?) an; ich hielt für gerathen, sie dankbar anzunehmen. Von ihm in mein Absteigequartier zurückgekehrt, fand ich meinen Vater, der mir nachgeeilt war, mit der Nachricht: soeben sei eine zweite Stelle in Halle erledigt worden. Jetzt war ich entschlossen. Ich schrieb sogleich an den Präsidenten, verzichtete auf Wittenberg und bat um den Posten in Halle. Hiermit aber war meine Stellung in Naumburg wenigstens in Bezug auf meinen Wunsch, in Halle angestellt zu werden, aussichtslos geworden. Ich erschien (oder wurde dargestellt) in dem Lichte eines nicht zufrieden zu Stellenden; und nun wurde die Entscheidung über meine Anstellung vom Ministerium absolut dem Präsidenten anheimgegeben. Ich reichte meine Entlassung ein, um von Naumburg an das Kammergericht überzugehn.

---

## Berlin.

Es dünkte mich nichts Kleines, nach Berlin überzusiedeln. Noch nie hatte ich eine größere Stadt als Halle betreten; und nun wartete meiner dieses Berlin, das ich noch nicht einmal durch zeitgenössische Schilderungen kannte. Noch waren mir Lessing's und Jean Paul's beißende Witzworte unbekannt; der Eine hatte Berlin bekanntlich ein Zwangsarbeitshaus, der Andere eine Strafgaleere genannt. Goethe's „Musen und Grazien in der Mark" waren mir bekannt und hatten mich vergnügt, ohne weiter Nachdenken zu erwecken. Mir und allen nicht näher Belehrten stand Berlin nur in dem Lichte vor Augen, das der „alte Fritz", und vor ihm der große Kurfürst über dasselbe ergossen hatten, — verhängnißvolle Gunst, wenn die Nachkommen sich verleiten ließen, nicht rüstig und heldenkühn vorwärts zu schreiten, wie

Jene zu ihrer Zeit gethan. Dann war aber auch dieses Berlin Preußens Hauptstadt, und Preußen galt mir, wie Allen, als die Schutzmacht, unter deren Führung Deutschland sich zusammenfinden sollte, als der „Staat der Intelligenz," in dem das geistige Leben freieste Entwickelung und günstigste Förderung finden müßte. Dazu kam die Aussicht, den reichen Kunstanstalten und dem Wirkenskreise so vieler ausgezeichneter Männer zu nahen.

Ich hielt dafür, daß es unerläßlich sei, mir Mittel zu verschaffen, welche mir den Zutritt möglich machten. Vierundzwanzig Empfehlungsbriefe, nicht mehr, nicht weniger, waren meine Ausstattung; dazu fünfzig Thaler, die ein großmüthig Vertrauender mir geliehen hatte. Der Grundstock meines Vermögens betrug also: minus 50 Thaler. Das Kostbarste war aber eine Förderung, die mir in der letzten Zeit meines halleschen Aufenthalts werden sollte.

Damals lebte in Halle die berühmte Hendel-Schütz als Gattin des Professor Schütz. Sie war bekanntlich in etwas früherer Zeit eine der ersten Zierden der deutschen Bühne gewesen. Während unsere Bühnenköniginnen meistens noch in spätern Jahren mit verzweifelter Erpichtheit die Rollen jugend-

licher Liebhaberinnen festzuhalten trachten, hatte sie im Glanze höchster jugendlicher Schönheit mit Vorliebe ältere Rollen erkoren, z. B. die der Mutter Koriolan's. Später war sie Kunstgenossin und Nachfolgerin der wunderschönen Lady Hamilton geworden und hatte die „lebenden Bilder" in Deutschland eingeführt. Jetzt ruhte sie von ihrer stürmischen, an Thaten und Erlebnissen so reichen Laufbahn. Im Hause ihres Schwiegervaters, des damals höchst angesehenen Philologen Hofrath Schütz, hatte sie eine stattliche Wohnung, die in einen Garten von seltsamer Schönheit auslief. Derselbe war ein Theil des Stadtzwingers, des ehemaligen Festungsgrabens. Er lagerte sich auf der einen Seite des jetzt zierlich mit Bäumen und Buschwerk überzogenen Walles; ein Stück breiter Stadtmauer schloß ihn, trug aber noch auf seinem stattlichen Rücken eine luftige Laube und den Weg dahin hoch empor.

Bei dieser Dame ward ich durch den Mathematiker Professor Mensing eingeführt. Sie schritt aus dem ersten Zimmer, wo sie uns empfangen, dem Einführenden und mir in die folgenden Gemächer voran. Durch den Anblick einer herrlichen Marmorbüste gefesselt, blieb ich zurück. Sie wendete sich und lud

mich abermals ein, ihr zu folgen. „Verzeihung," fragte ich, noch immer weilend, „ist dies eine Diana, oder der Kopf einer Nymphe?"

„Es ist mein Bild," entgegnete sie, „freilich aus früheren Jahren." Sie fühlte, daß ich ihr keineswegs eine Artigkeit habe sagen wollen, sondern in allem Ernste bewundert und gefragt habe. Wir wurden herzlich befreundet, natürlich sie als geistspendende Gönnerin, ich begierig der geistigen Gabe. Bald fesselte die angeregte Unterhaltung den Kreis, der sich um sie und den geistig regen Gatten gebildet, bald erging man sich in dichterischen Improvisationen, bildete nach Art der Troubadours einen Liebeshof, bald erzählte sie früher Erlebtes, oder führte uns gern Folgende hinaus in den Garten, den sie scherzweis ihre „hängenden Gärten" zu nennen liebte. Oft, indem wir noch unten wandelten, erschien oben ein wundersam schöner Kopf, halb griechischer, halb römischer Bildung, mit braunem, herabfließendem Haar. Es war Sappho, ihre fünfzehnjährige Tochter, auf deren Schulter sich gelegentlich ein prachtvoller Papagei wiegte. Ob sie je gedichtet, weiß ich nicht; aber sie machte dichterisch, und das ist ja wohl der lieblichste Beruf weiblicher Jugend.

Als mein Abgang nach Berlin nahe bevorstand, sprach die würdige Freundin zu mir: „Nun will ich Ihnen Ihre Ausstattung für die Residenz nach meiner Weise geben. Und sie erzählte mir von den großen Balleten, die sie ehedem (es mag zu Ende des vorigen Jahrhunderts gewesen sein) in Kopenhagen gesehn. Vielleicht hatte sie auch mitgewirkt, denn eine Zeitlang war sie, blos um ihr Organ und ihre Haltung auf der Bühne vollständig durchzubilden, Mitglied des Singchors und des Ballets gewesen. — Es waren unvergeßliche Stunden, und weit hinaus in das Leben fortwirkende, in denen sie mir den Blick in Vergangenes, wohl nimmer Wiederkehrendes eröffnete. Denn jene Ballete waren etwas wesentlich Anderes, als die französischer Abkunft, welche unsern Tagen gemäß erscheinen. Es wehte etwas dem Geiste der antiken Pantomime Verwändtes darin, so fern auch Stoff und Durchführung von jeder Anlehnung an das Alterthum blieben. Galeotti war der Schöpfer dieser Ballete, die ich jetzt kennen lernte; Schall hatte die Musik geschrieben. An einem kleinen Klavierchen mußte ich vor Schall's Noten Platz nehmen und spielen. Sie saß erzählend und beschreibend neben mir. Bei jedem sie anregenden

Momente der Handlung erhob sie sich und stellte den Vorgang pantomimisch dar. Im vertrauten Wohnzimmer, am kleinen, gar nicht mächtigen Instrumente, sie meist in ihrem dunkelfarbigen Hauskleide, — man sieht, daß da von irgend einer Illusion keine Rede sein konnte. Und doch war der Eindruck ein mächtiger und nachhaltiger. Nur zwei der Pantomimen habe ich kennen gelernt.

Die erste war — Romeo und Julie, Shakespeare nachgebildet. Daß diese hohe Dichtung in eine Pantomime verwandelt, daß all' die hohen und herzbewegenden Worte des Dichters erstickt worden, daß die durch und durch beseelten Persönlichkeiten Stumme geworden, war vielleicht noch ein Schritt weiter abwärts von dem Leben des Volkes neben seinen Dichtern, als die Verschnittenheit dieser Tragödie und anderer gleich hoher zu gleißnerischen Opern. Gleichwohl bezeugt der Fehlgriff selber, wieviel höher das Trachten gewesen im Vergleich zu den kindischen und dabei grenzenlos unschönen Balleten, welche die Folgezeit bis heute von den Franzosen angenommen hat. Ließ man sich einmal die Wahl des Stoffes gefallen, so war die Ausführung durchaus lobenswerth. Das Drama begann, für ein Ballet wohlbedacht, mit

der Ballnacht im Palaste der Capuleti, ein wahrhaft großartig und vornehm-ernst geschriebener Tanz (C-moll, unsern langsamen Walzer vergleichbar), führte die lange Reihe der tanzenden Paare durch den Umkreis des Saales; Julie, Romeo und die andern näher betheiligten Personen entwickelten pantomimisch den besondern Vorgang: das Erblicken, das Fliehen, das Finden der Liebenden, den spähenden Argwohn des Paris u. s. w. Während ich mit hin- und herfliegendem Auge den Tanz spielte, schaltete sie die Hauptzüge der Handlung pantomimisch ein. — Fast entseelend griff ihr Spiel in das Gemüth, wenn in der spätern Scene der gutherzige Pater Lorenzo grübelnd sagt: es gebe vielleicht noch Rettung. Sie lehnte beide bebende Hände auf meinen Arm und faßte mich mit einem Blicke der mächtigen Augen, der die Seele aus der Brust hinweg zu trinken schien.

Das war Sie. Galeotti erschien mir in dem zweiten Ballet, Blaubart, schöpferischer. Es ist die bekannte Sage; Ritter Blaubart hat zur Strafe ihrer Neugier eine seiner Frauen nach der andern ermordet, bis bei der letzten die Vergeltung ihn ereilt. Wenn der Vorhang sich hebt, blickt man in das fürstlich aufgeschmückte Schlafgemach des Ritters. In der

Mitte steht das breite, prachtvolle Ruhebett. Er liegt, von kostbarer Purpurdecke übergossen, in tiefem Schlummer; die Scene ist in Dunkel gehüllt. Da taucht, man weiß nicht woher, in schleppendem Leichengewande der Geist der ersten Gemordeten auf und hebt drohend die leichenbleiche Hand gegen den Schlummernden, der von entsetzlichem Traumgefühle gequält scheint. Und es folgt die zweite, die dritte der Ermordeten; die lange Reihe der Erscheinungen umkreiset in feierlich drohendem Reigen das Lager. Der Gequälte scheint sich aufraffen zu wollen, — da ist Alles verschwunden; sein Schlummer wird ruhig, wie Todeserstarrung.

Nun plötzlich, in geisterhaftem Halbschimmer, kehren alle sieben Geister gleichzeitig zurück. Sie locken, sie drängen ein achtes Luftgebilde gegen den Schlummernden heran. Es ist das Bild der Neuerkornen; das bluttriefende Beil, das ihrer harrt, schwebt vor ihren Augen. In erneuter grimmvoller Qual windet sich der Schlafende. Dann erwacht er. Ein Augenblick der Betäubung, einer der Sammlung — und er wirft die Purpurdecke ab, erhebt sich und schellt den Dienern, ihn zur Brautfahrt zu rüsten.

Das war die Ausstattung, die ich der Unvergeß-

lichen verdanke. — Ein Hauderer hatte die Ehre, mich in die Residenz zu führen. Bis zur Elbe war ich mit der Fata Morgana des mir Bevorstehenden hinlänglich beschäftigt, um nichts zu sehen. Endlich schleppte sich der gar nicht beflügelte Wagen durch die unabsehbar gleichmäßige Ebene der Mark. Ich, der ich aus den saftigen Fluren meiner Vaterstadt herkam, in denen der Wanderer hinter den wogenden Weizenfeldern verschwindet, der ich den freundlichen Kranz der Naumburger Rebenhügel und die schrofferen Felshänge bei Halle um mich zu sehen gewohnt war, machte doch ein krauses Gesicht dieser, wie mir schien, nach dem Lineal zugeschnittenen Gegend, diesen dürftig bestandenen Feldern, diesen dürren Gäulen, die mit ihren dünnstäbigen Ackerwagen vorbeizogen, — so weit abstehend von den schweren Ackerwagen und stattlichen Rossen der Magdeburger und thüringischen Lande. Daß diese Mark auch liebliche und fruchtbare Punkte in sich trüge, blieb mir damals verborgen. Allein auch die Dürftigkeit des Anblicks focht mich nicht sonderlich an; nur das Ziel hatt' ich im Sinne. Vorerst rächte ich mich an der Gegend durch ein wunderlich Bild. Ich zeichnete sie, — den Weg und die Aussicht, die endlosen Pappelreihen und

die leicht zu zählenden Getreidehalme, Wagen, Pferde, und im Uebermuth sogar die Menschen durchweg nach dem Lineal. Denn in der That, die gerade Linie beherrschte gleich einer fixen Idee Alles.

Wegerichtung und Zufall trugen neckisch bei, meine überspannte Erwartung zu steigern. Zunächst gelangten wir nach Potsdam. Die erste Säulenreihe (am Palais) trat mir, der ich dergleichen bisher nur auf Bildern geschaut, in Wirklichkeit vor's Auge; hier war ja die Architektur als absolut freie Kunst thätig gewesen! was das einem Kleinstädter bedeutet, der niemals bisher dergleichen gesehen und doch die Kenntniß jener Kunst in sich angepflanzt hatte, vermag der nicht zu ermessen, welcher nicht in gleicher Beschränkung aufgewachsen ist. —

Nun bog gar unser Wagenlenker vom Potsdamer Thore (ich weiß nicht auf welche Veranlassung) längs der Mauer nach dem Brandenburger Thore. Hier, unter dem Abbilde der Propyläen — freilich in nüchternem Sandstein, statt des pentelischen Marmors, freilich auf der ewigen Ebene gelegen, statt auf dem Felsabhange der Akropolis — zogen wir in die Prachtstraße „Unter den Linden“ ein; es war heller Vollmond, der die architektonischen Massen magisch be-

leuchtete. Unser Ziel war, so hatte der Wagenführer bestimmt, eins der ersten Gasthäuser in der — Roßstraße*). Ein gütiges Geschick aber wollte, daß die Schloßfreiheit wegen Pflasterung gesperrt war, und so rollte unser Gefährt majestätisch-langsam durch den vorderen Schloßhof nach dem Schloßplatze. Noch lebte ja in mir aus meinem Girtanner die Erinnerung an die Tuillerien, an die Volksmassen, die einst in sie hineingeströmt waren! Hier war nun eine solche Schloßpforte, ein solcher Schloßhof; die Vorstellung jener Ereignisse an der Seine trat in ein helleres, wenngleich erborgtes Licht und bewegte mich tiefer, als das Buch ohne diese Illustration vermocht hatte.

Vorerst hatte ich durch Vermittelung einer Verwandten ein bescheidenes Unterkommen gefunden, in der Ladenstube eines Schuhmachers. Oft, wenn ich meinen poetisch-musikalischen Träumereien nachhing (ich war schon wieder in der Abfassung einer Oper begriffen, von der mir nur erinnerlich ist, daß darin ein wahnsinniger König auftrat), schallten aus dem Laden allerlei diplomatische Verhandlungen — wie: „. . . ganz neu befleckt . . . mehr wie 9 Groschen

*) Eine abgelegene Nebenstraße.

kann ich nicht geben!" — in mein Heiligthum hinein; oder: wenn ich am Klavier den wahnsinnigen König tragirte, stiegen ein paar Mitglieder der berühmten berliner Straßenjugend auf das niedrige Fenstersims und tanzten zu meiner Musik. Zuletzt mußte ich bei hellem Tage die Fensterladen schließen und Licht brennen. Der Anfang war, wie man sieht, nicht allzu glänzend. Aber was kümmerte das mich? In Naumburgs Hungerstube und neben meinem Schulz hatte ich gelernt, Unwesentliches gering zu schätzen. In dieser Schusterstube gelobte ich mir: von der Stelle aus solle sich mein Schicksal entscheiden.

Einstweilen war ich auf dem Kammergericht eingetreten, hatte auch wieder Arbeiten bei einem Justizkommissar übernommen. Diese letztern wurden sehr bald für immer eingestellt. Mein Justizkommissar hatte mir auf halbe Gebühren die Vertheidigung eines Fabrikanten übertragen, eines reichen und bis dahin angesehenen Mannes. In erster Instanz war er, angeschuldigt wegen betrüglicher Handlungen, zu mehrjähriger Zuchthaus- und zu Geldstrafe verurtheilt worden. Die Geldstrafe war dem reichen Manne wenig drückend; aber die Gefängnißstrafe würde ihn der bürgerlichen Ehre verlustig und unfähig gemacht

haben, seine Fabrik fortzuführen. Der Beweis gegen ihn erschien keineswegs vollgültig; es gelang mir, in zweiter Instanz das erste Urtheil in eine „Freisprechung von der Instanz" verwandelt zu sehen. Diese Freisprechung erfolgte bekanntlich nach damaligem preußischem Rechte, wenn der Beweis zu einer Bestrafung nicht hinreichte, der Verdacht aber keineswegs entkräftet war. Natürlich mußte unser Klient sich sehr glücklich fühlen; was galten ihm in so mißlicher Lage einige hundert Thaler Prozeßkosten?

Wenige Tage nach erfolgtem Spruche ward ich zum Justizkommissar berufen, der mir zu meinem Erfolge Glück wünschte und mir dabei acht Friedrichsd'or in die Hand drückte. Ich ging sehr glücklich über solchen Reichthum davon. Allein im Vorzimmer hielt mich der Bureauchef an und fragte mich: ob ich zufrieden sei, wieviel ich denn erhalten? Ich zeigte meinen Schatz. Da fuhr er zornvoll auf und schalt die Handlungsweise des Prinzipals geradezu eine betrügerische; derselbe habe achtzig Friedrichsd'or erhalten, mir also vierzig zu zahlen gehabt. Was sollte ich thun? eine bloße Vorhaltung konnte keinen Erfolg haben, da der Justizkommissar die Verkürzung unmöglich eingestanden hätte, als die Entlassung des

Bureauchefs. Prozeß war möglich und der Beweis sicher zu führen. Allein dies mußte mir als Vertrauensbruch erscheinen, da die Uebertragung solcher Arbeiten den Justizkommissaren ebenso unzuständig ist als die Annahme den Referendaren. Ich schwieg, habe aber nie wieder seine Schwelle betreten, oder anderswo dergleichen Arbeiten übernommen.

Auf dem Kammergerichte fand sich damals ein eigenes Konventikel junger Rechtskandidaten zusammen. Ich war keineswegs der Einzige, der neben der amtlichen Laufbahn noch eine andere im Auge hatte. Neben mir war der nachherige Professor Sietze, dessen Trachten nicht auf die Praxis, sondern auf eine wissenschaftliche Laufbahn gerichtet war, und der später auch mit Schriften hervortrat, vornehmlich mit der über den Geist des preußischen Staats und Rechts. Dieses Buch hat durch seine allerdings weit gehende Schätzung des preußischen Wesens vor allem den Spott leichter Köpfe erregt und ist bei Seite gelegt worden. Gerechter und vortheilhafter wäre es gewesen, über jene Schwäche hinwegzusehen und den echten Grundgehalt hervorzuheben. Neben Sietze stand Häring, der bald mit seinem „Walladmor" hervortrat und sich unter dem Namen Wilibald Alexis

weithin bekannt gemacht hat. An ihm konnte ich zuerst jene eigenthümliche Menschenklasse beobachten, denen neben reicher Begabung Kraft oder Muth bestimmter Gesinnung fehlt. Häring's Bilder aus dem siebenjährigen Kriege (in seinen ersten Novellen: „der Feldwebel“ und in seinem „Kabanis“) sind voll Leben und tragen die Farben jener Zeit, wie keine andere Dichtung. Dabei aber war ihm keine Stimmung, kein Gefühl seiner Personen Ernst. Sie liebten, sie haßten, aber beides war ihm selber nur Schein. Wenn wir Freunde in ihn drangen, sich für Eins oder das Andere zu entscheiden, so wiegte er sein lächelndes Haupt und sprach aus: das sei ja eben die Feinheit der Anlage, daß nicht Liebe nicht Haß walteten. Dichter und Dichtung erhöben sich über beide und alle sonstigen Triebfedern des gemeinen Lebens, und spielten nur damit und darüber hin; das nenne man „Ironie“. Später strafte sich das Wort an ihm. Er hatte ein Lustspiel auf die Bühne gebracht: „Der verwunschene Prinz.“ Das Publikum fand keinen Anlaß im Lustspiel zu lachen, flugs änderte der Dichter den Titel und nannte sein Drama Schauspiel. Nun hieß es wieder, man wisse nicht, ob man lachen solle oder weinen. Also wurde das

Schauspiel in Trauerspiel umgetauft. Leider half auch dies nicht.

Ich möchte mich selber, angesichts dieser Erinnerung, einen Undankbaren schelten, so werth war mir der Verfasser mit seinen Dichtungen und so freundschaftlich mir verbunden; hat er mir doch sogar — als ich mich endlich überzeugt hatte, daß es mit dem Selbstdichten meiner Opernversuche nichts sei und ich nun wie ein Wegelagerer Jedem auflauerte, der wie ein Dichter aussah, — einen Operntext geschrieben (nach Zschokke's „Abenteuer in der Neujahrsnacht"), der nur nicht zur Komposition gelangte, weil der Dichter nicht zu einigen nöthigen Aenderungen zu bewegen war. Nun, sein Ansehen ist nachmals hoch genug gestiegen, daß jener Vorgang mit dem Lust-, Schau-, Trauerspiel ihm nichts anhaben kann, und jetzt lächelt er voraussetzlich von hoch oben auf all' diese Spiele ruhig herab.

---

## Fata Morgana.

Ueberhaupt drängten sich in dieser Zeit Träume, Wünsche, Plane aller Art durch meinen Geist. Ihnen allen war Verwirklichung nicht beschieden; einige gaukelten mit dem verlockenden Schimmer und der luftigen Hohlheit der Seifenblasen vorüber; bei andern kam es zu festen Entwürfen, ja zu dichterischer Gestaltung, zu der mir die freundschaftliche Theilnahme La Motte Fouqué's, Stieglitz's, Droysen's, Sietze's und Anderer verhalf. Wieder andere gelangten bis zu musikalischer Ausführung, nicht aber zur Vollendung. Schon meine ökonomisch-bedrängte Lage gewährte mir dazu nicht die nöthige Ruhe. Ich hatte für mich, für meine Eltern zu erwerben, — und noch war ich nicht aus der juristischen Laufbahn geschieden. Die Zeit für vollendete Werke war für mich noch nicht gekommen.

Waren diese zerflatternden Gestalten nur müßiges Spiel der Phantasie? waren sie unfruchtbare Spannungen des Geistes? Ich darf Beides verneinen. Jedem Unternehmen hatte ich mich mit vollem Ernste zugewandt. Nicht irgend eine klügliche Spekulation, sondern innerste Begeisterung, für den jedesmaligen Gegenstand, war mir Antrieb gewesen. Die Klugheit, nämlich die scharfsichtige Abwägung der Verhältnisse, — wenn sie mir beigewohnt hätte, — würde mich vielmehr von Unternehmungen abgewendet haben, für die sich, unter den damaligen Verhältnissen und für meine gänzliche Hülflosigkeit, keine Aussicht auf Darstellung vor der Welt erblicken ließ.

Also waren sie durchaus fruchtlos! — Nach außen, ja. Allein jedes Unternehmen, dem sich unser Geist mit ernstem Verlangen und mit Inbrunst zuwendet, trägt wenigstens innere Frucht, wäre es auch nur für den unsichtbar bleibenden Schatz des Geistes. Diese Unternehmungen übten die schöpferische Phantasie und die Urtheilskraft in dem Hervorheben günstiger Stoffe und ihrer dichterischen Gestaltung. Wenn jemals die deutsche Oper zu einer des deutschen Geistes würdigen Vollendung kommen, wenn das Oratorium jemals für unsere Zeit, — der sich die Kirche zur

heiligen Weltbühne erweitert hat, — wieder eine Wahrheit werden soll, wie es für eine ganz andere Zeit und ganz andere Verhältnisse in Sebastian Bach's Matthäischer Passion gewesen ist: so müssen diese beiden Kräfte von den Komponisten ganz anders ausgebildet werden, als meist geschieht. So lange man dieser Wahrheit sich verschließt, wird man sich gefallen lassen müssen, daß Hunderte, ich sage Hunderte von Opern talentvoller Komponisten zu Grunde gehn, wie wir lange genug in Deutschland erlebt haben. Denn gerade deßwegen, weil dem Deutschen Idealität, künstlerisches Vermögen, Vertiefung und Treue verliehen sind, mehr als den westlichen Nachbarn und den Italienern, die erst jetzt dazu gelangen, mit der Freiheit zugleich den Boden für Nationalität zu erringen und damit für sittliche und künstlerische Macht, — ist uns nicht gestattet, mit unserm Drama so leichtfertiges Spiel zu treiben, als unsern Nachbarn wohlansteht.

Daß mir bei jenen Entwürfen der Sinn auf Ernstes gerichtet war, dafür wüßte ich nichts als die Entwürfe selbst als Beweise vorzulegen. Nur zweien derselben sei ein bescheidener Raum vergönnt.

Der erste dieser beiden Entwürfe war „Frau

Venus", auf dieselbe Sage gegründet, der Wagner's Tannhäuser entsprossen ist. Mein Absehn ging nicht auf eine Oper, sondern auf ein dramatisches Gedicht, dessen Darstellung dem Konzertsaale zugehören sollte. Das, die Phantasie unendlich Anregende in jener Sage liegt, wie man erkennt, darin, daß hellenisches Götterthum zu zweitem Leben erwacht und seine Stelle im christlichen Mittelalter einnimmt. Der damaligen christlichen Anschauung waren die alten Gottheiten keineswegs entschwunden, aber sie galten als die Widersacher des Christus, der sie überwunden und in den ewigen Abgrund gestürzt hatte. Von hier kehrten sie dämonisch zurück, die Götter (nach dem Volksausdrucke) als Teufel, die Göttinnen als Teufelinnen. Eine solche Teufelin war nach der mittelalterlichen Vorstellung „Frau Venus", die mit dem Zauberreiz einer Schönheit, in der sich die gesunde Pracht des Alterthums mit dem überzierten Reize des Ritterthums wunderseltsam mischte, die Helden und Minnesänger an sich lockte, zum Verderben ihres unsterblichen Theils. Eine Oper konnte Frau Venus nach meinem Sinne nicht werden. Dämonische Gestalten können vielleicht in flüchtigem Erscheinen und Verschwinden die Bühne überschreiten, nicht aber auf ihr bleibend

verharren, wenn sie nicht selber den Glauben an ihre Uebernatürlichkeit zerstören sollen. Wagner's Oper hat nicht Frau Venus, sondern den Tannhäuser als Mittelpunkt und jene demselben als Widermacht entgegengestellt. Der Venusberg öffnet unserm Auge seinen zauberhaften Abgrund, von magischen Lichtern durchschimmert, mit Gruppen Liebender in zärtlicher Umarmung bevölkert. Dies giebt für die Bühne ein wundersames Schauspiel und bietet dem Musiker die Aufgabe, den Ton der Liebe im unheimlich räthselhaftem Geflüster aus der Dämonenwelt hervorhallen zu lassen. Mir dagegen, der ich von Anfang an der Bühne mich abgewandt hatte, ward Frau Venus Mittelpunkt des Tongedichts. Allerdings mußte ich neben dem, was Gedicht und Musik gaben, auf die mitthätige Phantasie der Hörer rechnen; ihr, hoffte ich, würden jene Zaubergestalten bei dem weckenden und anregenden Klang des tonbeflügelten Wortes schaubar gegenübertreten. Mein Plan war folgender:

Venus ruft die Ihrigen in der stillen, kühlen Mondnacht auf der Trümmerhöhe des Berges beschwörungsartig auf. Sie, auf weißem Hirsche voran, setzt den fabelhaften Zug in Bewegung, im Gefolge der Göttin, Nymphen und Helden des Alterthums

(ihre Lieblinge: Adonis, Alexandros u. A.), ihnen wunderlich zugesellte Ritter und Minnesänger, abenteuerlich hintrabende, übermüthige Kentauren. Aus der Betäubung des langen Schlafs rufen die blutlos kalten Schemen einander zu, ziehen sie die taumelnden Rosse, die kurzgehörnten Kampfstiere zum Ritt herbei, proben den Klang der verbogenen Hifthörner und Tuben, wecken das Echo. So geht es unter den verlockenden treibenden Rufen der Göttlichen den Trümmerhang hinab. Dieser phantasische Zug sollte gleichsam der Faden sein, an den sich die einzelnen Tonbilder reiheten; die ganze erste Partie stellte sich mir balladenhaft vor, jeder einzelne Vers hielt dieselbe Grundmelodie fest, aber in feinster Variation; herrschend drang durch das Ganze der Gesang der Göttin. Ihr Zuruf spornt zu kühnerm Reiten. So geht es in den Fichtenwald hinein, das Himmelsgewölk selber folgt der tollen Flucht unter ihm, der Sturm zauset die Fichtenbärte, grüßt die Eule, die scheu im Astloch duckt ruft die Nixen und Waldweiber herzu. Mächtig schallt der Chor der Männer in wilder, üppiger losgebundener Lust des vollsaftigsten hellenisch-mittelalterlichen, Lebens. Hier der leuchtende Glutgipfel des Ganzen.

Jetzt wendet sich der beruhigtere Zug stillerem

Gefilde, dem befriedeten Buchwalde zu, mit den weißen, weich-gebogenen Aesten; des Laubes Schatten zittert auf dem Moosgrund, die Nachtigall flötet einsam. So vernehmen wir aus dem Munde der Göttin, der Chor der Begleitenden schließt sich in träumerischen Behagen an. Vor ihnen breitet sich mondheller Wiesengrund aus; von der Höhe drüben, vom Kloster, zur Wiese hinab blinkt der einsame Kerzenschein, wo der Jüngling die schönen Nächte durchseufzt, nach dem strengen Werke des Tages. Harret hier am Waldsaum stille, spricht die Göttin, ich rette ihn zu uns heraus.

Hier sollte sich ein Wechselgesang der Göttin und des Jünglings bilden, der im Kloster Vergessenheit gesucht und ewiges Erinnern an die Geliebte gefunden, die der Tod ihm entzogen.

Venus singt den höchsten Preis der Schönheit, Jugend, Liebeslust; ihm ist alle Lust gestorben. Deine Liebe bin ja ich, singt sie, wie könnte Liebe sterben? ich bin alle Liebe. Er widersteht schwächer, sie dringt sieghafter ein.

Da erschallt von dem Chor der Klosterkirche herab der Brüdergesang, das uralte Salve redemptor gentium.

So viel lese ich aus Andeutungen zusammen, die damals für einen hülfsbereiten Freund notirt worden (ich mag auch jetzt Lücken und den leicht zu errathenden Schluß nicht ergänzen) und später zu gleichem Zweck in die Hand einer Dichterin gelangten, jetzt „verreist, weit, weit fort von hier.“

Beide Gedichte gestalteten sich trefflich, ließen aber für die Musik keinen Raum. So geschieht es stets, wenn der Dichter Alles für sich vorweg nimmt, die Grenzlinie zwischen dem Zuviel und Zuwenig ist die Hauptschwierigkeit für das musikalische Gedicht. Die Schuld fällt ohne Widerrede dem Musiker zur Last, der entweder nicht fähig oder nicht sorglich genug gewesen, den Dichter über das Vermögen und Bedürfniß der Musik aufzuklären, denn das vermag nur der Musiker. Ich war später Zeuge eines solchen Verfehlens. Felix Mendelssohn vertraute mir, in der Zeit unseres intimen Verhältnisses, einmal: er habe die Absicht, eine Oper zu schreiben; Stoff und Dichter seien schon gefunden. Natürlich empfand ich die freudigste Theilnahme. Zwar wurde diese merklich abgekühlt, als er mir Stoff und Dichter nannte. Jener war — der Sturm von Shakespeare. Obgleich er schon einigemal für Opern benutzt wor-

den war, so hielt ich doch dafür, daß derselbe wenigstens für ein ernstliches Unternehmen nicht geeignet sei. In den Adern des liebenden Paares fließt nicht Blut, das unter der Glut der Leidenschaft aufgährt und die mächtigsten Accente der Melodie hervortreibt; es ist der krystallklare Ichor rein geistiger Wesen, der sie belebt und niemals aus süßer, frommer Ruhe heraustreten läßt. Der größte Dichter der Welt konnte sie aus seinem Geiste schaffen; der Musiker, je tiefer er sich mit ihrem Wesen erfüllt, steht um so thatloser ihnen gegenüber. Dann der Dichter; es sollte — Immermann sein. Ich kannte ihn aus seinen Dichtungen (auch aus einer juridisch-politischen Schrift, die er schon als Student in Halle veröffentlicht) und persönlich. Aber eben deßwegen war mir unbegreiflich, wie der treffliche, gedankenreiche, aber kühle Mann von der Verstandesseite hinüber treten sollte zu musikalischer Dichtung. Ich verschwieg, um nicht zu stören, beide Bedenken. Nach einiger Zeit kam Mendelssohn wieder zu mir und berichtete kleinlaut: „Immermann's Gedicht sei angelangt." — „Nun, und Du sagst das in einem Tone, als hätte Dir Dein Mädchen abgeschrieben!" — „Die Sache ist," erwiederte er, „ich kann es nicht brauchen."

Vergebens drang ich jetzt in ihn: da er Stoff und Dichter sich angemessen gefunden, die Sache nicht bei dem ersten Anstoß aufzugeben. Ich theilte ihm jetzt meine Bedenken mit, fügte aber hinzu, daß die Anschauungsweise des Einen nicht für den Andern maßgebend sein könne, und drang in ihn, den Text für sich allein oder mit mir zu prüfen; hoffentlich würden sich noch Wege zu glücklicher Durchführung finden lassen. Alles war vergebens; Mendelssohn blieb dabei stehen, die Sache sei einmal verfehlt und nicht wieder herzustellen.

Genau dasselbe hatte sein Lehrer, Zelter, früher erlebt. Er hatte Goethe gewonnen, ihm den Text zu einer Reformationsfeier zu dichten, hatte seiner Bitte die Bemerkung zugefügt, daß das Unternehmen aus äußern Gründen für ihn von höchster Wichtigkeit sei. Goethe war bereitwillig darauf eingegangen und hatte umgehend einen Entwurf zu dem Gedichte beigefügt. Allein es zeigte sich, wie in Goethe's Operngedichten, daß der große Dichter unbekannt sei mit den Bedingungen eines Musiktextes. Der Entwurf holte so weit aus, umfaßte so viel Lebensmomente, daß die ausgeführte Musik wenigstens drei Tage und drei Nächte ausgefüllt haben müßte. Sehr

leicht war zu helfen; sehr leicht wär' es dem Dichter gewesen, die Einleitung, eine Art Vorgeschichte der Reformation, fallen zu lassen. Allein — Zelter verstummte und das Unternehmen war in hohle Luft aufgegangen.

Der zweite meiner Entwürfe war „Otto III.", den ich mir für eine Oper auserſehen hatte.

Sie sollte mit dem Sturm des jungen Kaisers auf Rom beginnen. Die Scene ist, wenn der Vorhang sich hebt, in Rom selber, nach dem Hintergrunde von einem Abschnitt der Festungsmauer begrenzt; Führer der Römer ist Crescentio, der Gemahl jener Constanze, die den jungen Helden verderben sollte. Die Rufe und das Getöse des Kampfes dringen von außen herein; vergebens widerstehen die Römer, vergebens läßt der Papst, sie zu ermuthigen, auf hohem Sessel sich herbeitragen. Die Stürmenden dringen ein, der erste ist Otto, noch in der Zornesgluth des Kampfes gebietet er, Crescentio zum Tode zu führen, hört nicht Constanze, die zu seinen Füßen um das Leben des Gemahls fleht. Erst, wenn es zu spät, gewahrt er sie und fühlt sein jugendlich Herz von dem Anblick der Schönen, der Verzweifelnden, unauflöslich umstrickt. Sie aber schwört ihm den

Tod und wird den Gemahl an seinem Besieger durch langsam schleichendes Gift rächen. Ich versprach mir viel von dem Bilde des Helden, der, von deutschem Vater, von griechischer Mutter geboren, nach römischer Herrschaft strebt; besonders hoffte ich große Wirkung davon, daß das Spiel im Getöse des Schlachtensturmes, mit dem Gegeneinander der Doppelchöre der Stürmenden und Vertheidigenden, mit der Aufführung der einander bekämpfenden höchsten Mächte auf Erden — des Kaisers und des Papstes — begönne, zuletzt aber ganz in der unheimlichen Stille am Siechbette des sterbenden Kaisers schlösse, dem in den letzten Augenblicken nur Constanze nahe bliebe und ihm, nun Rettung nicht mehr möglich ist, ihr Rachegelübde und die vollzogene That offenbart.

Wohl wußte ich, daß derselbe Stoff von mehr als einem Dichter behandelt worden, und niemals glücklich. Allein ich meinte (und noch jetzt bin ich derselben Ansicht), daß es Stoffe gebe, die absolut für die Oper und nicht für das rein dichterische Drama geeignet seien; zu diesen schien mir Otto und Inez del Castro (die bekanntlich ebenfalls mehrmals und nie mit Glück behandelt worden) zu gehören. Den grausamen Schluß, meinte ich, könne ebenfalls

die Oper, nicht das gesprochene Drama, erträglich machen. Ob mir übrigens damals gegenwärtig gewesen, daß Goethe in seinem Egmont sich ebenfalls aus dem Lärm und Getümmel des fröhlichsten Lebens in die Stille des Kerkers zurückzieht, aus dem sein Held nur den einen Weg, nach dem Blutgerüst, offen findet, ist mir nicht erinnerlich.

Ich kann mich von dem Rückblick auf die einstigen Plane nicht abwenden, ohne ihnen ein paar flüchtige Betrachtungen nachzusenden.

Die erste gilt dem Unterschiede, der sich oben zwischen Aufgaben des gesprochenen und gesungenen Drama's herausgestellt hat. Warum ist Otto für die Oper, und nicht für das Drama mit Wort-Diktion geeignet?—welche Personen und welche Handlungen gehören der einen oder der andern Gattung mit Nothwendigkeit an? — man sieht, es sind dies Fragen, die nur aus dem Wesen der nachbarlichen Künste oder Kunstgattungen beantwortet werden können. Schon Lessing hat in seinem Laokoon über die Gränzen und Angehörigkeiten der Künste Unvergeßliches gesprochen. Ihm diente der Laokoon des Dichters und der des Plastikers als Anknüpfung. Auch ich habe mich veranlaßt gesehn, in meinem „Gluck“

zu erörtern, wie derselbe Stoff, — die Eumeniden — sich unter den Händen des Plastikers, im Geiste des Dichters, im Gemüthe des Musikers dreifach verschieden gestalten müsse. Jetzt kehrt dieselbe Grundfrage wieder; irre ich nicht, in gewichtvollerer Bedeutsamkeit, wenngleich bisher arg genug versäumt.

Der Entscheidungsgrund kann, wie gesagt, nur im Wesen der Kunstgattungen liegen.

Das gesprochene Wort hat vor dem in Melodie gleichsam zerlassenen hingeschmolzenen und verschleierten die ungleich höhere Bestimmtheit und dazu die ungleich schnellere, schlagkräftigere Verständigung voraus. Zwei Worte des Dichters (ich liebe, — ich hasse) sprechen eine ganze Stimmung aus, während der Gesang ein weites Gespinnst von Tönen ausbreiten muß, um die Seele des Hörenden gleichsam einzufangen, um in ihr gleiche Stimmungen, und aus ihnen endlich Verständniß und Mitleben hervorzuzaubern. Zum Ersatz ist der Musik dann gewährt, die ganze Fülle des Seelenlebens auszubreiten und in die Seele des Lauschenden zum Mitgenuß zu ergießen. Die Poesie giebt den gehärteten Kern; die Musik löset ihn zu gasartiger Flüssigkeit und Flüchtigkeit auf.

Ist das hier Angedeutete begründet, so folgt daraus:

alles Kernhafte zu schneller Entscheidung Drängende fodert mit Nothwendigkeit das reine Wort; Musik würde nicht blos das Wort hemmen und verschleiern, sondern auch die vordringende Persönlichkeit und Handlung.

Charaktere und Handlungen, die in sich selber nicht kernhaft, nicht auf schnelle thatkräftige Entscheidung gestellt sind, vertragen nicht blos, sie fodern das schwanke, wellenartig sich hebende und senkende Element der Musik.

Nun also! Otto ist zum Helden und Herrscher geboren, aber er ist es nimmer geworden. Die Biegsamkeit der Jugend, die griechische Mutter, der allzu schnelle Sieg, die auflodernde Leidenschaft, Alles vereint sich den Helden in ihm zu tödten, ehe noch der Giftbecher die heimlich heranschleichende, nicht als schlagkräftige That hervorspringende letzte Entscheidung bringt. Derselbe Charakter ist allen Personen und Vorgängen dieses Drama's aufgeprägt.

Will man ein Beispiel für das Gegentheil, so blicke man auf Wallenstein.

Die andere Betrachtung trifft den für

Otto beabsichtigten Gang und dieselbe Grundzeichnung in Goethe's Egmont.

Die Führung, welche der Dichter seinem Drama zueignet, ist durchaus keine willkürliche; sie wird durch Inhalt und Grundidee des Gedichts mit Unabänderlichkeit bestimmt. Dies darf Niemandem erst noch bewiesen werden, der im Kunstwerke mehr als ein Spiel der Phantasie, der in ihm die herrschkräftige Macht der Idee erkennt — und im Dichter oder Künstler den getreuen Diener dieser Idee.

Beide oben bezeichneten Stoffe haben das Gemeinsame, daß der Held, seiner Aufgabe nicht gewachsen, von dem Schauplatze der unternommenen That hinweg gedrängt wird und nun, jeder Bestimmung ledig, mit sich und dem Tode allein bleibt. Das eben ist das schauervolle Gericht, daß über beide Helden gehalten wird und unsere Seele zum tiefsten Mitgefühl bewegt.

Für den Musiker, der gar zu gern aus dem Vollen wirkt, um sinnlich wie geistig zu erschüttern, wäre die Umkehr, aus Doppelchören und mächtigem Orchester in die Stille des Einzel-Gesanges zu sinken, allerdings nicht unbedenklich gewesen. Gluck hat das in seiner Armida gewagt.

---

## Persönliche Beziehungen.

Aber wo waren meine Empfehlungsbriefe geblieben?

Einer, von der Hendel-Schütz, war an das edle Künstlerpaar Wolf gerichtet. Ich hatte sie bereits in Halle bewundert; damals gehörten sie den Weimaranern an, jetzt waren sie an der Berliner Bühne angestellt. Ja, ich hatte sogar in Halle schon eine persönliche Beziehung zu ihnen gefunden, wie sie nur in der Atmosphäre der dortigen Universität entstehen konnte.

Die allgemein verehrte Künstlerin, die Alles so oft entzückt und von Allen die wärmsten Huldigungen entgegen genommen hatte, hielt sich einmal — gleichviel ob mit Recht oder Unrecht — in irgend einer Rolle vom Publikum für vernachlässigt. Am nächsten Abend trat sie zwar pflichtgemäß auf, spielte aber mit

vollkommner Theilnahmlosigkeit; so am zweiten Abend. Dies war mehr als der heißblütige Bruder Studio ertragen konnte; es wurde beschlossen, sie, wenn sie wieder so nachlässig aufträte, solenniter — auszutrommeln. Einen andern Beschluß, sie gleich so zu empfangen, hatte ich mit Hülfe meiner Freunde abgewendet. Sie trat auf, ohne Ahnung des Beschlusses und spielte eiskalt. Mit äußerster Mühe gelang es, den Ausbruch noch einmal zu verhindern. Nun aber eilte ich auf das Theater und begehrte ungestüm, die Künstlerin zu sprechen. Erstaunt und etwas ungehalten ließ sie mich vor und ich beschwor sie, indem ich das Bevorstehende ihr enthüllte, ihre Handlungsweise zu ändern und uns Allen, auch den Empörten, die ja ihre heißesten Verehrer seien, die große Künstlerin zurückzugeben. Was sie geantwortet, weiß ich nicht; wohl aber sehe ich noch den tragischen Niobenblick, den ihre dunklen Augen emporsandten. Sie spielte unvergleichlich und ward mit berauschendsten Huldigungen überschüttet. Meinen Namen hatte sie erfahren; weitere Folgen hatte das Abenteuer nicht gehabt.

Nun trat ich als Empfohlener bei dem Künstlerpaar ein, ward gütig aufgenommen und wiederholt um meine Wohnung befragt. Sehr deutlich buch-

stabirte ich Straße und Hausnummer vor; daß man in solchem Falle seine Karte mit der notirten Wohnung abgiebt, davon wußte ich nichts. Die natürliche Folge war, daß ich keine Einladung empfing. Ein zweiter Brief, vom Direktor Schwarz, führte mich zu dem berühmten E. T. A. Hoffmann, damals Kammergerichtsrath. Ich fand ihn nicht zu Hause und gab meinen Brief ab. In der nächsten Session winkte er mich seitwärts und fragte: ob ich eine Stelle in preußisch Polen annehmen wolle. Ich dankte, erklärte aber, daß meine Absichten vorläufig gar nicht auf eine Anstellung hinausliefen, sondern zunächst auf die Ausführung gewisser künstlerischer und wissenschaftlicher Pläne. Er sah mich verwundert an und bat gütig um meinen Besuch. Allein so oft ich in seiner Wohnung nach ihm fragte, erhielt ich den Bescheid, er sei nicht zu Hause. Endlich klärte Häring mich auf; „Sie müssen ihn gar nicht in seinem Hause suchen," sprach er, „sondern bei Lutter u. Wegener in der Weinstube, da bringt er seine arbeitsfreie Zeit zu." Dies widerstand mir und ich habe ihn nie wieder gesehn; ohnehin faßte ihn kurze Zeit darauf seine letzte Krankheit und der Tod.

Glücklichern Erfolg hatte ich bei der Generalin

v. Helwig. Sie hatte früher als Amalie v. Imhoff in Weimar gelebt, dort als junge Dichterin Beliebtheit und Ruf gewonnen und, wie ich mehr aus fremden als ihren eignen Aeußerungen errathen konnte, sich dort der Geneigtheit Goethe's zu erfreuen gehabt. Jetzt, in der Mitte der Jahre, die Anmuth der Jugend mit der Würde des reifern Alters zu einem holden Bilde verschmelzend, lebte sie an der Seite des hochgeehrten Generals, dem man große Verdienste um seine Waffe zuschrieb, sie, an allem Schönen, was die Künste darboten, belebenden Antheil nehmend, er weniger nach dieser Seite, als nach mathematischen und andern streng wissenschaftlichen Beschäftigungen hinneigend, nicht häufig und meist nur spät dem Kreise sich zugesellend, der sich um sie versammelte. Zu diesem Kreise gehörten der Bildhauer Rauch und neben ihm General Gneisenau. Jüngere Künstler, Maler und Bildhauer, schlossen sich an. Auch ich, der einzige, der sich zur Musik bekannte, durfte hinzutreten. Die glücklichsten Stunden für mich waren aber die, welche ich bei der würdigen Dame und ihrer blonden jugendlich reizenden Nichte zubringen durfte, ihrer bereichernden und beseelenden Mittheilungen froh.

Ich erinnere mich eines solchen Abends, an dem sie mir eine Reihe von einem indischen Künstler gemalter Bilder vorlegte; die Ausführung schien halb Gouache, halb flüssige Wasserfarbe. Dergleichen habe ich allerdings weder vor- noch nachher jemals gesehen.

Die Bilder waren von der Größe eines halben Schreibbogens. Schon das unterschied sie von andern Gemälden, daß der Rahmen (oder, wenn man will der Rand) gleich vom Künstler hinzu gemacht war. Bei einigen war dieser Rand, fast zollbreit, mit einem Gemenge der kleinsten bunten Blumen und Knospen gefüllt; anderswo war der Rand mit einem tiefen Blau überzogen, aus dem unzählige goldene Sterne bald einzeln, bald in Sternenbilder geordnet, mit metallischem Glanze hervorfunkelten. Das Kostbarste und Bewundernswertheste waren aber die Gemälde selbst; man erwäge bei den nachfolgenden Beschreibungen, daß die einzelnen Figuren kaum die Höhe von zwei Zoll überragten. Auf einem dieser Bilder erblickte man den nächsten Vordergrund durch kreidige Felsspitzen abgesondert. Hier barg sich links vom Beschauer hinter Stein und Gestrüpp ein angstvoll umschauender Mann, seiner Kleidung und Haltung

nach dürftig und gemein. Auf der andern Seite hatte er ein prachtvoll aufgeschirrtes Roß verborgen. Was war hier vorgegangen? — Der Mittelgrund des Bildes, der über die Felsspitzen hinweg sichtbar ward, gab darüber Auskunft. Da lag in seinem Blute hingestreckt ein Erschlagener; man ward am entblößten Haupte die Todeswunde gewahr. Ihn hatte jener im Vordergrund Verborgene überfallen und sein Roß hinweggeführt. Aber der Erschlagene war nicht verlassen; um ihn hatten sich einige jugendliche Frauen geschaart, und man meinte in der einen Verzweifelnden die geliebteste Gattin zu errathen, die der Leiche auf den Scheiterhaufen folgen wird. Ueber diese Hauptgruppe hinweg konnte das Auge im Hintergrunde eine Stadt erblicken mit sorglos geöffnetem Thore. Es war also im Frieden eine Frevelthat von Mörderhand verübt. —

Ein anderes Blatt zeigte den Rundtanz nackter weiblicher Gestalten. Körper, Glieder und das Haupt, Alles war auf das Lieblichste dargestellt; ich äußerte ungefähr in diesen Ausdrücken mein Wohlgefallen. „Aber Sie sehen ja nicht!“ rief die Generalin mir zu. Ich blickte etwas bestürzt wieder auf das Blatt und entdeckte nun, daß der große Zeh der nackten

zarten Füßchen mit Goldreifen geschmückt war, aus denen grün oder rothe Steinchen hervorblitzten, ich erwähnte es. „Aber Sie sehen ja nicht!“ tönte es zum zweitenmal — und nun erst bei geschärftem Hinblicke fand ich, daß die Tanzenden gar nicht nackt, sondern von weißen Schleiergewanden, durchsichtig fast wie Luft, überhüllt waren, die sich nur da deutlicher zeichneten, wo sie im Wehen eine Falte bildeten und der Stoff zwei-, dreifach übereinander gerieth; im Uebrigen gewährten sie den Anblick der zarten Körper.

Mein Lieblingsbild war wieder ganz eigner Art. Es zeigte einen Wiesengrund, eng und dicht umschlossen von zartem Buschwerk, das keinen Fernblick gestattete; darüber hin zog das tiefblaue Himmelszelt, von weißen Wölkchen überhaucht. Es schien die stillste friedvollste Zuflucht, dahin das Geräusch und der Andrang der tosenden Welt draußen nicht langte. Mitten auf dem Wiesenplan saß ein holdes Mädchen, Arme und Hände spielend zärtlich ausgebreitet. Und zu ihren Füßen lagerte Tiger und Leu, Lamm und Reh in stiller Eintracht neben einander hingestreckt.

Wer verlieh den Geschöpfen diesen Frieden? wer verbürgte den Zarten, Wehrlosen neben den Ge-

waltthätigen Leben und ungefährdetes Dasein? — Da gewahrt man im tiefsten Dunkel, in der Mitte des Gezweiges, im Schatten kaum wahrnehmbar, einen wunderseltsamen Vogel, ruhend, und mit aufgerichtetem Kopfe niederblickend auf das Mädchen und den Kreis der Geschöpfe um sie her. —

Ist das Zauber? eines der Wundergeschöpfe braminischer Dichtung? ich weiß es nicht; ich erzähle, was ich gesehn.

Die Gütige, der ich den Einblick in eine ungeahnte Zauberwelt dankte, hatte die Bilder von ihrem Großoheim empfangen, der Statthalter in einer indischen Provinz gewesen war. Sie erzählte von seinem Prunk und den Hunderten von Sklaven, die er ausschließlich zur Bedienung seiner Person verwandt hatte; man meinte sich in eines der Märchen aus „Tausend und eine Nacht" versetzt. Allein für die Tabakspfeife des Herrn waren zwanzig Sklaven geschäftig.

An einem dieser schönen Abende war es, ich hatte mich eben an das Klavier gesetzt, daß Bettina (Frau von Arnim) gemeldet wurde. Noch kannte ich sie nicht, wußte nichts von ihr; doch trat ich sogleich vom Klavier hinweg. Die Generalin ging ihr

entgegen und der gewöhnliche Austausch vertraulicher Empfangsredensarten floß dahin, ohne daß ich darauf achtete. Plötzlich schallte, noch von der Thür her Bettinens Stimme zu mir herüber: „Ach, Sie sind ja wohl der . . . der die hübschen Lieder gemacht hat!“ Ich hatte nämlich der Generalin gelegentlich ein paar neu entstandene Lieder vorgesungen. Vielleicht hätte die Aufmerksamkeit der später so viel genannten Frau mir schmeichelhaft sein sollen. Spröde aber, wie ich damals in Kunstsachen war, berührte die unerwartete Ansprache der Fremden mich unendlich unangenehm. Ich verbeugte mich pflichtschuldigst, mein Mund blieb verschlossen. Die geistreiche Lebendigkeit Bettinens und die milde Freundlichkeit unserer Wirthin halfen leicht über den Mißklang dieser ersten Begegnung hinweg. Bettina legte ihre Zeichnung vor, die sie zu einem Denkmal Goethe's entworfen; es war die mir wohlbekannte Gestalt des phidiatischen Zeus, dem der Kopf — leider der etwas gealterte — Goethe's aufgesetzt war. Goethe's Haupt war selbst im spätern Alter ehrwürdig und schön; das Haupt eines Zeus hatte ihm nicht erwachsen können. Gleichwohl blieb über Absicht und talentvolle Ausführung noch viel zu rühmen.

Nun wandte sie sich wieder zu mir mit den Worten: „ich will Ihnen nun mal ein Lied von mir vorsingen." Und sie sang es mit selten schöner Stimme. Hätte sie nach der ersten oder zweiten Strophe geschlossen, so würde ich ihr viel Angenehmes haben sagen können. Aber es folgte Strophe auf Strophe und ich hatte schon aufgehört, achtsam zu sein, als mich plötzlich die Frage weckte: „Sie langweilen sich wohl?" O, das nicht! stieß ich abbrechend hervor. Was hätte sich auch bei bestem Willen über eine kleine Melodie sagen lassen, die sich endlos zu jeder Strophe wiederholte? Nur der Grundton der Stimmung kann in solcher Behandlung, wenn sie glücklich ist, durchklingen; Vertiefung und Darlegung des besondern Seelenzustandes läßt diese Form nicht zu.

Bettina hatte mich zu sich eingeladen, ich besuchte sie und sie sang mir mit eigenthümlich ansprechendem Vortrage Solosätze, besonders rezitativischer Form aus den Psalmen des Benedetto Marcello vor. Ich kannte sie bereits, folgte aber mit neuem und warmen Antheil der geistvollen Darstellung.

Oefter habe ich die Dame nicht besucht. Bei

ihr und noch viel mehr bei der vielgerühmten Rahel (Frau Varnhagen), die ich später kennen lernte, widerstand mir die bekannte Manier so mancher weiblichen „Größe" Berlins. Diese Damen, — die immerhin geistige Anlagen mit Bildung vereinen, hauptsächlich aber von dem zehren, was sie in „der Gesellschaft," im Umgange mit geistvollen und wahrhaft unterrichteten Männern aufgelesen und die im Vertrauen auf die dem Geschlecht schuldige Rücksicht und Schonung hierhin und dahin ein keckes Wort, einen gewagten Ausspruch „lanciren," ohne die angeflogenen Funken zu schöpferischer Flamme zusammenwachsen zu lassen, — nehmen sehr leicht das Ansehn und den Ton der Ueberlegenen, gönnerhaft Entscheidenden an. Und gerade das empfand ich als das Unleidliche, den Mann Entwürdigende. Sie leben von unsern Brosamen, sagte ich, — aber wahrlich nicht an mich dabei denkend, sondern nur an die Gereiften und Hochvermögenden, — und wollen sich in den Schein hüllen, als ginge all' das Erhaschte von ihnen aus? — Früher und später hatte ich in ganz andern Frauen wahrhaft gestaltende, schöpferische Kraft kennen gelernt, — zuerst in der Staël, später in der George Sand (ihren national-französischen Standpunkt ein-

mal zugegeben), als sie so tapfer rang, das weibliche Geschlecht zu höherer Würdigkeit zu fördern, desgleichen in der großen Dichtung „Von Geschlecht zu Geschlecht“ der Frau Fanny Lewald-Stahr. Das sind arbeitende Geister.

Ein anderer Kreis von Bekanntschaften öffnete sich mir im Hause des Dichters Stieglitz.

Heinrich Stieglitz, damals als Dichter der Griechenlieder sehr wohl bei den Freunden des hellenischen Befreiungskampfes angeschrieben und in weiteren Kreisen beliebt, hatte in Berlin eine Gymnasialstellung und bekleidete zugleich das Amt eines Kustoden an der königlichen Bibliothek. Seine Hauptthätigkeit wendete er aber fortwährend dichterischen Arbeiten zu, wie denn in der ersten Zeit unserer Bekanntschaft seine „Bilder des Orients“ entstanden sind. Unterstützt ward er dabei durch die großartige Freigebigkeit seines Oheims, des reichen Banquiers Stieglitz in Petersburg. Allein gerade das Uebermaß von Glück ward, wie es öfter geschieht, sein Verderben.

Denn — er war ja kein Dichter! er war nur ein überaus geschickter, allzeit bereiter Verskünstler. Zum Dichter fehlte ihm nichts weiter als — der

Gehalt, jeder greifbare Inhalt. Wie oft habe ich ihn, die nicht große, aber jugendlich-kräftige Gestalt, mit dem reichen, wild und wirr das Haupt umkränzenden braunen Lockenhaar, die glühenden Augen dorthin und dahin wälzen sehen, um die boshaft entfliehenden Gedankenbilder zu fassen und zu halten! Wie oft hat er von mir oder andern Freunden den oder jenen Vorschlag gierig aufgehascht und in stattlichem Versbau vor unsern verwunderten Augen vorübergeführt! Manche dieser Erzeugnisse sind den Bildern des Orients einverleibt; aus ihnen habe ich „Nahid und Omar," eine musikalische Novelle gebildet, einen dramatischen Vorgang, nicht zu bühnenhafter Darstellung bestimmt, sondern nur in den lyrischen Hauptmomenten erfaßt, die zu einander in innere Beziehung treten und so ein zusammenhängendes Ganzes bilden.

Stieglitz hatte zu all' seinen Glücksgütern das köstlichste sich gewonnen, ein Weib, dessen Reiz nur der Wiederschein eines tiefbewegten Gemüths und eines hellen Geistes war. Hell blickte dieser Geist aus den selenvollen Augen; nur in einer Richtung war er geblendet und irr'. Sie schaute im geliebten Gatten — den Dichter. Und als die Dichtung, je

v. Helwig. Sie hatte früher als Amalie v. Imhoff in Weimar gelebt, dort als junge Dichterin Beliebtheit und Ruf gewonnen und, wie ich mehr aus fremden als ihren eignen Aeußerungen errathen konnte, sich dort der Geneigtheit Goethe's zu erfreuen gehabt. Jetzt, in der Mitte der Jahre, die Anmuth der Jugend mit der Würde des reifern Alters zu einem holden Bilde verschmelzend, lebte sie an der Seite des hochgeehrten Generals, dem man große Verdienste um seine Waffe zuschrieb, sie, an allem Schönen, was die Künste darboten, belebenden Antheil nehmend, er weniger nach dieser Seite, als nach mathematischen und andern streng wissenschaftlichen Beschäftigungen hinneigend, nicht häufig und meist nur spät dem Kreise sich zugesellend, der sich um sie versammelte. Zu diesem Kreise gehörten der Bildhauer Rauch und neben ihm General Gneisenau. Jüngere Künstler, Maler und Bildhauer, schlossen sich an. Auch ich, der einzige, der sich zur Musik bekannte, durfte hinzutreten. Die glücklichsten Stunden für mich waren aber die, welche ich bei der würdigen Dame und ihrer blonden jugendlich reizenden Nichte zubringen durfte, ihrer bereichernden und beseelenden Mittheilungen froh.

Ich erinnere mich eines solchen Abends, an dem sie mir eine Reihe von einem indischen Künstler gemalter Bilder vorlegte; die Ausführung schien halb Gouache, halb flüssige Wasserfarbe. Dergleichen habe ich allerdings weder vor- noch nachher jemals gesehen.

Die Bilder waren von der Größe eines halben Schreibbogens. Schon das unterschied sie von andern Gemälden, daß der Rahmen (oder, wenn man will der Rand) gleich vom Künstler hinzu gemacht war. Bei einigen war dieser Rand, fast zollbreit, mit einem Gemenge der kleinsten bunten Blumen und Knospen gefüllt; anderswo war der Rand mit einem tiefen Blau überzogen, aus dem unzählige goldene Sterne bald einzeln, bald in Sternenbilder geordnet, mit metallischem Glanze hervorfunkelten. Das Kostbarste und Bewundernswertheste waren aber die Gemälde selbst; man erwäge bei den nachfolgenden Beschreibungen, daß die einzelnen Figuren kaum die Höhe von zwei Zoll überragten. Auf einem dieser Bilder erblickte man den nächsten Vordergrund durch kreidige Felsspitzen abgesondert. Hier barg sich links vom Beschauer hinter Stein und Gestrüpp ein angstvoll umschauender Mann, seiner Kleidung und Haltung

her „Major Blücher,“ der nachmalige Feldmarschall, mit einem geringen Trupp Husaren heranritt und überrascht hielt, die Zwölfpfünder hier zu finden. Er ließ sogleich seinen ganzen Trupp zur Bedeckung — allerdings zu sehr unzulänglicher — bei den Geschützen und ritt allein die Versenkung hinab, um zu rekognosciren. Und in der That, sobald er hinabgekommen war, sprengten hinter den Büschen auf beiden Seiten des Weges Franzosen hervor, die es offenbar auf die Batterie abgesehen hatten, und umzingelten Blücher.

Da tritt der junge Voß zum Kommandirenden und fragt: „Herr Hauptmann, darf ich? . . .“ Kaum ist die Frage geschehen, die Antwort noch nicht beendet, so richtet er sein Geschütz geradezu auf Blücher's Person und läßt losbrennen. Der Schuß donnert hinüber, Blücher sitzt hoch zu Roß, die Franzosen stieben nach beiden Seiten auseinander, die Batterie ist vorerst gerettet.

„Wer hat den Schuß gethan!?“ donnert Blücher's Stimme schon von Weitem, indem er zur Batterie hinaufsprengt. Der Hauptmann zögert einen Augenblick mit der Antwort, denn in Wahrheit, die That des jungen Voß war doppelt bedenklich. Wie

leicht konnte sein Schuß den preußischen Offizier niederschmettern! Wie leicht, wenn dies auch nicht geschah, konnte der Verdacht von äußerstem Leichtsinn oder gar Verrath erwachen! — Der junge Mann trat fest vor Blücher und sprach salutirend: „Herr Major, ich habe geschossen.“ „Das werd' ich Ihnen nie vergessen,“ antwortete Blücher freud'erglühend. Und er hielt Wort. Die That war der Anstoß zu Boß's günstiger Laufbahn.

Und dieser heldenfeste Mann hatte das zarteste Gemüth, den feinsten geheimsten Berührungen offen. Schon vor den jetzigen Tagen hatte er dem armen Dichter Stieglitz eine Probe des seltsamen Seherblicks abgelegt, mit dem er begabt war. Stieglitz hatte seine Charlotte noch nicht heimgeführt und lebte einsam in Berlin; das junge Mädchen aber weilte bei der Mutter in Leipzig. Beide hatten eine kleine Reise zu einem nahegelegenen Orte unternommen. So viel wußte Stieglitz. Aber nun waren die erwarteten Briefe schon länger ausgeblieben; er fühlte sich sehr beunruhigt und klagte dies dem ältern Freunde. Boß schaute vor sich hin, gleichsam in die Ferne, und sprach in Absätzen: „Ihr Lottchen ist auf der Reise, — sie ist von einem Fieber befallen, — aber,

es hat keine Gefahr. — Sie sind in einem Dorfwirthshause abgetreten; — Ihr Lottchen ist in ein Bett gebracht mit solchen (Beschreibung) Vorhängen. Die Wirthin bereitet eben einen Thee von . . . er wird die Kranke wieder herstellen." Und am zweiten oder dritten Tage langte der Brief an, der Voß's Aussage bestätigte.

Man frage mich nicht, ob das Wahrheit sei? Ich hab'e genau berichtet, was Stieglitz und seine Gattin mir mehrmals erzählt. Man frage mich nicht, ob ich dergleichen überhaupt glaube? Natürlich können solche Hergänge reine Erdichtung sein, oder auf Selbsttäuschung beruhen. Allein, wie oft dies auch der Fall sei, aus allen Zeiten, von allen Völkern und Kulturstufen sind dergleichen Ueberlieferungen vorhanden. Sollten sie alle, alle nichts als Täuschung und Erdichtung sein? Sind wir über die Gränze der Geisteskraft im Menschen so gar genau unterrichtet, um bestimmen zu können: dies Eine ist ihm erreichbar, dies Andere schlechterdings nicht? Trägt der platte, das heißt grundlose Unglaube höhere Berechtigung in sich, als der ebenso platte Aberglaube? Oder endlich, ist dieser gefahrdrohender, als jener?

Man frage mich nicht, ob ich selber an derglei-

chen Wahrnehmungen glaube. Welches Gewicht hat der Glaube oder Unglaube eines Einzelnen? Indeß, ich spreche unbedenklich aus: ja, ich halte sie für möglich; ich muß wohl. Denn ich selber habe dergleichen mehr als einmal erlebt, und zwar seltsamer Weise nie an mir selber, sondern — als unparteiischer Zeuge bei dem Erlebniß Anderer. Nur zwei Fälle führ' ich hier an.

Mein Jugendfreund Schwarz hatte einen Vetter Heinrich, den ich wohl kannte, zu dem ich aber durchaus in keiner nähern Beziehung stand. Heinrich war brustkrank, sein Tod galt als unabwendbar und nahe bevorstehend; eben in jener Zeit lebte er zurückgezogen zu Gräfintonna in Thüringen; Nachrichten fehlten seit einiger Zeit. Spät Abends saß ich mit Schwarz auf einem niedrigen Sopha, gegenüber seinem aufzuklappenden Schreibtisch, der einen Bücherrück mit gepreßt stehenden, schnurgerade geordneten Büchern trug. Wir waren allein in ruhigem Gespräch; irre ich nicht, so erwähnte Schwarz seines kranken Vetters. Tiefste Ruhe waltete im Zimmer, im ganzen Hause, auf der Straße. Plötzlich stürzt aus einer Bücherreihe ein Buch herab, schlägt auf die Tischplatte und fällt zu Schwarzens Füßen

nieder. Schwarz, der seinen Muth auf der Mensur erprobt und sich stets unerschrocken bewiesen, verfärbt sich und stößt unverständliche Worte vor. Ich sprang zuerst und sogleich an den Bücherrück; weder hier, noch sonst zeigte sich ein Anlaß zum Ereigniß. Ich hob das Buch auf und es war ein Horaz, den Heinrich seinem Vetter geschenkt und mit den Worten „Zum Andenken" u. s. w. beschrieben hatte. Im Fallen hatte sich die Ode

Linquenda tellus . . . .

(Verlassen mußt Du die Flur und das Haus und die gefällige Gattin . . . .)

aufgeschlagen. Ich verbarg den Eindruck, den der seltsame Vorfall auf mich gemacht, und suchte Schwarz darüber hinaus zu helfen. — Wenige Tage darauf traf ein Brief aus Gräfintonna ein mit der Nachricht, daß Heinrich an jenem Tage in derselben Stunde (zwischen 9 und 10 Uhr) gestorben sei.

Und abermals in Berlin fand ich eine nahe Verwandte, Sophie Lossmann, eine begabte und feinsinnige Frau. Ihre Mutter lebte in Dessau, jetzt eben bedenklich erkrankt; die Tochter war sehr beunruhigt, nur mit Mühe gelang es ihrem Gatten und mir, sie zu einem Spaziergang in einen wenig besuch-

ten Garten zu bewegen. Zum Glück war eben ein ausführlicher Brief von der Hand der Mutter angelangt, welcher die Krankheit und zugleich eingetretene bedeutende Besserung, ja nahe Genesung meldete. Heiter und ganz beruhigt trat Sophie den Weg mit uns an. Allein im Garten ward sie stiller, in sich gekehrt, zuletzt auf das Leidenschaftlichste bewegt. Den grünen Schleier mit den Worten: „Ich darf nicht Grün, ich muß Trauer tragen," vom Hute reißend, brach sie in laute Wehklage aus; wir mußten sie heimführen. In denselben Stunden (so meldete nach wenig Tagen ein Brief) war die scheinbar Genesene gestorben.

Nun wird man ermessen, welchen Eindruck jene Worte: „Nicht Er, Sie stirbt!" auf mich gemacht. Und sie bestätigten sich furchtbar.

An einem der nächsten Morgen trat ein gemeinsamer Bekannter, Buchhändler Lehfeldt, mit dem ich damals noch in keiner nähern Verbindung stand, in mein Zimmer, bat mich, die Trauerbotschaft, deren Ueberbringer er sei, mit Fassung zu vernehmen, und verkündete: die Doktor Stieglitz habe geendet, geendet durch Selbstmord. „Sie sagen," rief ich, „der Doktor Stieglitz habe geendet!" „Nein," war die

Antwort, „nicht er, nein, Sie hat sich den Tod gegeben.“

Und so war es. Rettungslos sah sie den geliebten Gatten immer tiefer in die Nacht geistiger Ohnmacht versinken und dem Grabe zutaumeln. Da wähnte sie, die in ihrer Seele niemals der Lüge und Selbsttäuschung Eingang gestattet: ein furchtbarer Schlag könne den Unglücklichen mit elektrischer Kraft aufschrecken und neu beseelen. Wohl mag sie den Nebengedanken gehegt haben, daß, wenn auch diese Hülfe versage, das Leben nur noch eine Last sei. Sie wußte ihn und die Dienerin aus der Wohnung zu entfernen, kleidete sich in weißes Nachtgewand, legte sich in ihrem Bett nieder und drückte den Dolch, den sie mitgenommen, so still und so sicher in das Herz, daß kaum ein paar Tropfen Blut nach außen drangen. Dann hüllte sie sich schamhaft in die Decke.

So traf sie der nicht lange nachher aus dem Theater heimkehrende Gatte, schon entseelt, aber noch nicht erkaltet.

Theodor Mundt hat der Charlotte Stieglitz ein rührend edles Denkmal in ihrem „Lebensbilde“ gestiftet.

Meine „Nahid und Omar“ habe ich für ihre

holdselige Stimme, für ihre, edelsten Gesanges volle Seele geschrieben. Sie war für Nahid die erste und eigenste Sängerin, so schön ich es auch später von berühmtern Sängerinnen gehört.

Noch einmal wende ich mich zu Theodor Mundt zurück. Damals fühlten ich und alle Freunde der unglücklichen Charlotte uns dankbar zu ihm, dem tiefbewegten Biographen derselben, hingeneigt. Später hat er sich bekanntlich nach den verschiedensten Richtungen, durch seine Literaturgeschichte, seinen Macchiavell und zahlreiche andere Werke bethätigt. Eine Reihe von Jahren, bis zu seinem Lebensende, pflog ich mit ihm freundschaftlichen Verkehr. Neben ihm und seiner bis in den Tod aufopfernd treuen Gattin, Clara Mühlbach-Mundt, traten mir der geistvolle Gutzkow, der gewandte Dramaturg Laube gegenüber, desgleichen der Romandichter Mügge, der elegant schreibende Feodor Wehl und Andre. Auch Mundt's Arzt, Dr. Schlemm, lernte ich da kennen, der auch mich in schwerer Krankheit mit wahrhaft freundschaftlicher Theilnahme und glücklichstem Erfolg behandelt hat.

Ungefähr in derselben Zeit begegnete ich dem blickenden, um Wahrheit und Schönheit rastlos

und erfolgreich ringenden Adolf Stahr und seiner Gattin Fanny Lewald-Stahr, welche neuerdings in ihrer Biographie bei dem werthvollsten Inhalt eine wahrhaft heldenthümliche Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit, Allen zum Vorbild, an den Tag gelegt hat. Zwischen ihnen beiden und mir mit meiner Gattin knüpfte sich später das Band herzlichsten Vereins.

---

## Die Berliner Oper auf ihrer Höhe.

Als der Beschluß gefaßt war, nach Berlin überzusiedeln, setzte ich mir vor: ich wolle nicht eher das dortige Opernhaus betreten, als bis eine Gluck'sche Oper sich mir darböte. Und siehe, gleich für den ersten Abend kündigten die Anschlagzettel „Alceste von Gluck“ an.

Ich hatte schon das Opernhaus gesehn. In der Nacht meiner Ankunft hatte die Erwartung alles Bevorstehenden mich viel zu tief erregt, als daß ich sogleich zur Ruhe gekommen wäre. Noch einmal wanderte ich durch die mondübergossenen Straßen bei dem Schlosse, bei dem Zeughause vorbei, betrachtete nun erst den seltsamen, aber durchaus großartigen

Bau des Universitätsgebäudes*), ohne Ahnung, daß nach nicht vielen Jahren dort eine Stellung für mich gegründet werden solle. Von da wandte sich mein Blick links; und da lag es vor mir, das Opernhaus! — Man wird, äußerlich genommen, den Vergleich wenig passend finden, wenn ich sage: der schlanke, in einer Linie hingestreckte Bau erschien mir gleich eine der Sphinxe, die Aegypten seit Jahrtausenden für unsern staunenden Blick hingelagert.

Am folgenden Abend wanderte ich denn mit meinem schon am frühen Morgen gelösten Billet hin und fand meinen Sitz in dem noch fast leeren Parquet. Neben mir nahm eine Dame in mittlern Jahren Platz, natürlich mir unbekannt. Das Haus füllte sich.

Ich muß hier eine Schwäche bekennen, über die viele meiner Fachgenossen lächeln werden. Ich höre nämlich gern das Einstimmen der Instrumente. Den Meisten ist dies unzusammenhängende, inhaltlose Getön lästig, es stört ihnen, wie sie sagen, die Illusion.

---

*) Der alte Fritz hatte bekanntlich von diesem Gebäude, damals der Palast des Prinzen Heinrich, geurtheilt: das Parterre scheine ihm eine Festung, das Hauptgeschoß eine Kirche, das höhere ein Magazin zu sein.

Auf mich wirkt es anders. Das Stimmen der Instrumente stimmt mich mit, die Geister der Töne werden in meinem Innern wie aus duftigem Schlummer lind erweckt, die Erwartung wird mehr und mehr gespannt, und der erste Akkord trifft mich schon in erhobener Stimmung.

Niemals hatte ich ein solches Orchester mir gegenüber gehabt! Sieben oder neun Kontrabässe, vierundzwanzig Violinen, wenn nicht mehr, ich bin der Zahlen nicht ganz sicher, hatten sich geschaart; ihr erstes Tremolo packte mich mit schauerlicher Macht. Noch unter dem mächtigen Hinausschreiten der Ouvertüre hob sich der Vorhang, und da lag vor dem Palast, in Besorgniß und Trauer um den geliebten König geschaart, auf Knieen hingestreckt, die geöffneten Hände emporlangend nach dem Sitz der Götter, das Volk der Hellenen, und sein Ruf, von dem mächtigen Hall der Posaunen, des Orchesters durchschüttert, drang hinauf zu den grausam versagenden Olympiern.

Natürlich war mir Gluck's Werk Note für Note gegenwärtig; es lebte in mir so, wie ich es aus der Partitur mir beseelt hatte. Nicht lange, so schien mir irgend ein Satz zu unbelebt, zu schleppend, und halb unbewußt schlug ich dringender den Takt, natür-

lich im Verborgenen. Bald wiederholte sich das zum zweiten-, zum drittenmal, und nun ward ich gewahr, daß in meiner Nachbarin Gleiches vorgehen müsse; auch sie taktirte verborgen, aber um so leidenschaftlicher. Im Zwischenakte wagte ich sie anzureden, sie schaute nicht unfreundlich, aber fragend nach mir auf. Ich wiederholte meine Anrede, und nun sprach eine fremde Männerstimme französisch zu mir: seine Gattin verstehe nicht deutsch, ich müsse sie französisch anreden. Schnell flog mein Blick nach dem Anredenden hin, und wen sah ich? — es war Napoleon's Gesicht, von Halle her mir wohl erinnerlich, das mir begegnete. Napoleon's Gesicht, so würde die Mehrzahl Aller, die ihn je gesehen, mit mir gesagt haben; erst bei längerem Anschauen mußte sich dann freilich der unermeßliche Unterschied der Begeistung herausstellen zwischen dem Antlitze des Imperators und dem Gesichte eines immerhin ehrenwerthen Sterblichen aus ganz anderer Sphäre. Die beiden Fremden wechselten einige Worte, von denen ich nur ihre halblaute Aeußerung: „Il écoute bien," vernahm. Er lud mich dann gütig auf morgen Abend zum Thee ein, und ich, ohne in meiner Hast die Nennung des Namens abzuwarten, lehnte bedauernd ab: ich müsse

morgen den berühmten Boucher hören. „Mais Boucher, c'est moi!" Es war der berühmte Geiger Alexandre Boucher, der damals wegen seiner Aehnlichkeit mit Napoleon Schwierigkeiten fand, in Paris unter der Bourbonenherrschaft aufzutreten. Und die Dame war die eben so berühmte Harfen- und Pianospielerin. Natürlich war die Einladung nach französischem Zeitmaß, nach dem Konzert, verstanden.

Es ist nicht meine Absicht, der erhabenen Dichtung und ihrer damaligen Darstellung zu folgen. Nur eines Momentes will ich gedenken, der in besonderer Lebendigkeit vor mir steht; er gehört dem Ballet an, das ich hier zum erstenmal erblickte. Die Nachricht von der wunderschnellen Genesung des Königs hat sich verbreitet und — zu der schwungvollen Weise des großen Lebensmalers fliegt in beglückender Neubeseelung die Schaar der Dienenden und Angehörigen herbei, der Balletchor in weiten schwebenden Schritten, mehr in der Luft, als die Erde berührend. Das war Freudentanz, dichterischer Schwung der Bewegung und Erscheinung! Nachher folgten denn die Solotänze mit ihren Kunststücken, mit ihren fast unmöglichen Verrenkungen, mit ihren rechtwinkligen Hebun-

gen, der querstangenartig in gerader Linie gesenkten Beine und Arme, dem ganzen natur- und schönheits-widrigen Gequäle des französischen Ballets! O, meine Gönnerin und Lehrerin! wie Anderes hattest Du mir in Halle gezeigt! Ich mochte wohl wieder ungeberdig oder gar laut geworden sein; denn meine Pariser Nachbarin flüsterte mir zu: „Mais ils dansent assez bien!“ Sie hatte es in Paris auch nicht anders gesehen, — und unser hochsinniger Gluck hatte das Unwesen dort auch nicht niederkämpfen können.

Es war ein günstiges Vorzeichen, daß mein Verlangen nach einer Gluck'schen Oper sogleich in Erfüllung ging. Ueberhaupt war ich zu glücklicher Stunde nach Berlin gekommen. Noch stand das Theater in einer Bedeutsamkeit da, die es später nicht wieder erlangt hat; noch fühlte man die Nachwirkung von Iffland's Leitung und Schule, noch zählte es in den Reihen seiner Künstler mehr als einen Zögling jenes Mannes, den man nicht nach seinen Bühnendichtungen, sondern nach seiner persönlichen Leistung auf den Brettern beurtheilen darf. Zu jenem Bestande war in neuester Zeit das edle Künstlerpaar, Wolf und seine Gattin, getreten, er als Hamlet, sie als Lady Macbeth unvergeßlich. Neben ihnen stand

Devrient, er unter allen Schauspielern, die ich gesehen, der einzig Unvergleichbare.

Drei Devrient's haben die Hochschätzung des Publikums errungen. Der eine, Emil, die Zierde des Dresdener Theaters; der andere, Eduard, durch seine dramaturgischen Schriften (Geschichte des deutschen Theaters u. s. w.) höchst verdient. Der, von dem ich zu reden habe, hieß allgemein der alte oder der große Devrient.

Der Schauspieler wirkt unmittelbar durch Anblick und Bethätigung seiner Person; seine Schöpfung ist unablöslich an dieselbe geknüpft. So hat Devrient wohl Nacheiferer und Nachahmer gefunden, und zum Theil höchst ausgezeichnete. Was er aber gewesen, ist ohne Gleichen geblieben, und mußte es; denn es war von einer durchaus unvergleichbaren Persönlichkeit bedingt. Schon der Beginn seiner Laufbahn unterschied ihn wesentlich von der großen Mehrzahl der Mimen unserer Zeit; er hatte keine eigentliche Schule gemacht, war nicht unter den Vorbildern aufgewachsen, welche große Bühnen darbieten. Seine ersten Thaten, seine Schule fiel in den lockern Kreis einer herumziehenden Truppe (so wenigstens ward damals vernommen) und damit war bedingt,

daß er selber sein Ein und Alles sein müßte. Dieses sein absolutes Ich hatte er nun bis zu der Zeit, wo ich ihn sah, zu einer wahrhaft dämonischen Gewalt erwachsen lassen, zu einer Gewalt, wie ich ihr nur noch zweimal, aber auf ganz anderem Felde, begegnet bin, in Paganini und Lißt.

Devrient's Gestalt, eher klein als mittelgroß, mager und für jegliche Bewegung lenksam, hatte nichts von dem, was man gewinnend oder edel zu nennen pflegt. Sein Gesicht mit nicht großen, aber brennenden schwarzen Augen, trug den Stempel, welchen Klopstock den Engeln leiht, die vom Blitzstrahl des Allmächtigen zur Hölle niedergeschmettert und für ewig gezeichnet sind. Es war eben der Widerschein jener dämonischen Künstlergewalt, die in ihm waltete und unablässig rang, nicht ohne Qual, hervorzubrechen; denn er ward und war, was er an sich darzustellen hatte. Und das trat denn leibhaftig aus ihm heraus, ohne daß man begreifen konnte, wie er mit seiner heiseren klangarmen Stimme, mit seinen, von der Gicht krallenartig zusammengezogenen Händen, es möglich mache. Und diese, von unverlöschlichem Stempel gezeichnete Figur gab sich zu den entgegengesetztesten Gestalten her. Er war der entsprungene, von den

Schergen bis in den Tod gejagte Galeerensträfling; er gab in den „Drillingen“ die drei Brüder, den Schiffskapitän in der brutalen Verhärtung, die das Salzwasser hinterläßt; ihm gegenüber den blonden Jüngsten, das ewige Kind, — den dritten Bruder hab' ich vergessen. Jubel und Lust weckte sein Falstaff. Da war nichts Possenhaftes, nichts Gemeines; er war und blieb durchaus Ritter, Gentleman, auch wo er sich zu Frau Hurtig und zu den Spießgesellen herabließ. Bei den Worten:

„So lag ich und so — führt' ich meine Klinge!“

war er durchaus schulgerechter und eleganter Fechter; man lachte nicht über die unförmliche Beleibtheit, man bedauerte sie, als wäre sie nur entstellende, gar nicht zugehörige Kleidung. Unvergleichlich gab er die dreimal wechselnde Scene, in der er mit Heinz rollenwechselnd erst den König und dann den Prinzen nach dem Leben darstellte. Diesem zog er das letzte hofmännische Prunkgewand ab, daß nur die Liederlichkeit übrig blieb, das nackte Wesen des Prinzen, — wie er damals war. Der König wurde von dem trefflichen, nicht mehr jungen und etwas umständlich gewordenen Lemm gegeben; es gab kaum einen größern

Abstand, als zwischen seiner und Devrient's Erscheinung. Und siehe, in jener Scene ward Devrient vor unsern Augen, nach Sprache, Bewegung und Gestalt zum leibhaftigen Lemm.

Unbegreiflich, daß ich mich fast scheue, die Wahrheit niederzuschreiben, war sein Spiel in zwei Momenten Richard's des Dritten. In jener Scene, wo die Geister der Erschlagenen zwischen die Schlummerstätte der beiden Nebenbuhler treten und dem Richard ihr ewiges „Verzweifl' und stirb!" zurufen, packt den Mörder auf seinen hohen Ruhepolstern das Entsetzen. In kreisender Bewegung — ich finde kein zutreffender Gleichniß, als das Knabenspiel, wo ein kurzes daliegendes Hölzchen um seinen Mittelpunkt gewirbelt wird — wirbelt er, wie von unsichtbarer Gewalt willens- und widerstandlos hernieder zu Boden, erwacht, und bleibt todtengleich hingestreckt, während die Augen entsetzenvoll umherspähen. Und dann, wenn er, von Allem verlassen, nur von dem Bewußtsein seiner Helden- und Herrscherkraft nicht, jene Verzweiflungsworte ruft: „Ein Königreich für ein Pferd!" da eilt der Hinkende über das Schlachtfeld, wie Knaben thun, den Tritt des Galopps andeutend. Der kluge, unbetheiligte Leser mag lächeln, mag kaum ein

„Kindisch!“ zurückhalten. Uns Schauenden war sehr ernst und bang und schauervoll zu Muthe.

Mir war der Gipfel all' dieser Darstellungen des großen Mimen jener Moment in König Lear, wo der arme Greis durch eigenen Fehl und die ruchlose Schuld seiner Nächsten in den Wald gejagt wird, in den unerbittlichen Nachtsturm, in den Wahnsinn. Anfangs ist er nur verzweifelnd, nicht wahnsinnig. Wann hat ihn der Wahnsinn gepackt? Shakespeare hat darauf nicht geantwortet, aber er hat seinen Ausleger gefunden in Devrient. Unter der Pein der Verzweiflung, die in Stimme und Geberde wühlt, tritt ein Augenblick der Erstarrung und Todtenstille ein. Wie viel tausend Stimmen haben in der einen Minute im wirren Durcheinander ihm Verwünschungen zugeraunt und unvernehmbare Gebete ihm zugehaucht! — Und nun starrt der Greis hinaus in die leere Luft, nach dem Zuschauerraum, und beginnt in entsetzenvoller Hast ein Meer von unverstandenen bedeutungslosen Worten hinauszuströmen in die leere Luft! — da ist der Wahnsinn.

Ich habe hier nur zwei Meisterwerke namhaft gemacht. Allein jene Zeit stand auch den großen deutschen Dichtern nahe genug, um an ihnen lebhaftern

Antheil zu nehmen, als die Folgezeit, — wenigstens hinsichts des Theaters. Goethe's, besonders aber Schiller's Dramen fanden noch großen Anklang und wurden dem Publikum weit häufiger vorgeführt, als später und jetzt. Dabei machte sich aber doch der Charakter des „Hoftheaters" und die den Berlinern ebenfalls vom Hofe her angeeignete Schaulust, die Lust am Gepränge oft seltsam genug geltend. Der Krönungszug in der Jungfrau von Orleans währte mit seiner Aufführung all' dieser Fürsten und Ritter, Würdenträger und Trabanten, Kinder, Jungfrauen, geistlichen Brüderschaften und was sonst noch vorübergeführt wurde, unglaublich lange, (man behauptete eine halbe Stunde) und wurde dadurch gewissermaßen das Hauptereigniß des Drama's, wenigstens für einen großen Theil des Publikums; auch für den Grafen Brühl, damaligen Generalintendanten. Dieser treffliche, gebildete und wahrhaft vornehme Hofmann hatte nämlich sein Hauptaugenmerk auf das Kostüm gerichtet, Alles sollte in möglichster historischer Treue und dabei in einer Stattlichkeit, in einem Reichthum auftreten, welcher dem Hofe gemäß war. Er würde es sich nie verziehen haben, ein schon vorhandenes Kostüm des dreizehnten Jahrhunderts noch einmal für

das zwölfte oder vierzehnte zu verwenden, und hätte gemeint gegen Schiller's Manen zu freveln, wenn nicht jede Gruppe, die der Dichter bezeichnet oder die Tradition an die Hand gegeben, in würdigster Ausführlichkeit zur Erscheinung gebracht worden wäre. Dafür fehlte, und es war nicht seine Schuld, jenes Ineinandergreifen aller Spielenden, das die weimarischen Vorstellungen so wirksam gemacht hatte. Und es fehlte jene lebhafte, gar nicht sich bergen könnende und wollende Mittheilnahme des Publikums, die ich in Halle kennen gelernt. Uns Kleinstädtern (ich hab' es schon erwähnt) war das Theater eine Seltenheit, und darum ein Fest, eine Feier, beinahe wie einst den Hellenen bei ihren Dionysien. Der Großstädter hat ja das ganze Jahr hindurch offenes Theater; was gilt ihm die heutige Vorstellung, da morgen dieselbe oder eine andere zu haben ist?

Neben den großen Dramen zog, wie sich versteht, leichtes Zeug und Ballet vorüber. Am reichlichsten aber war die Oper bedacht. Außer Gluck's und Mozart's Meisterwerken wurden im Laufe des Jahres Opern von Cherubini, Mehul, Winter und vielen Andern gegeben. Rossini und Auber wurden versucht, fanden aber keinen sonderlichen Anklang und

konnten so wenig wie Meierbeer mit seinem Crociato und Emma von Roxburg eine bleibende Stätte finden. Wärmer erklärten sich die „Reinmusikalischen" für Spohr, dessen stets weich hinfließende Melodien, dessen sauberes, gleich dem Gespinnst der Seidenraupe unablässig dahingleißendes Stimmgewebe, dessen chromatisches Hindurchschlüpfen durch alle Tonarten, besonders die Quartettspieler entzückte und den Mangel an dramatischer Straffheit und Färbung übersehen ließen.

Liebling aber der Berliner Opernfreunde war damals Karl Maria v. Weber. Durch seine Kriegslieder, besonders durch die Männerchöre, die Theodor Körner für „Lützow's wilde verwegene Jagd" gedichtet hatte, war er in Preußen eingebürgert, war er das Schooßkind der Berliner geworden; ganz natürlich, denn Preußens Volk hatte vor allen deutschen Stämmen den Kampf gegen den Unterdrücker Aller unternommen und sein bestes Blut darangesetzt. Seinen Freiwilligen, seinem Volksheere zogen Weber's Kriegslieder vorauf; so etwas vergißt sich nicht. Nun aber war, kurz vor meinem Eintreffen in Berlin Weber daselbst mit seinem „Freischütz" aufgetreten. Die Oper ruhte auf deutscher Sage, weckte die Romantik,

welche uns Deutschen eingeboren ist, bewegte sich durchaus in der Sphäre des Volkslebens. Und das alles hatte Weber im Bunde mit seinem Dichter den Deutschen so deutlich vernehmbar gemacht, hatte dafür so glücklich die leichtfaßliche Liedform verwerthet, daß bald aus jedem Munde seine Melodien widerhallten. Als ich ihm später einmal von der Oper und dem außerordentlichen Erfolge sprach, rief er unmuthig, fast wehmüthig: „schweigen Sie mir von diesem Erfolge! was keinen Kunstwerth hat, diese kleinen Liederchen, das preiset man; und wohinein ich meine Kraft gelegt, darüber gehet man weg.“ Damals wagte ich nicht zu entgegnen; er hatte aber Unrecht. Diese „kleinen Liederchen“ haben ihm gleich kleinen goldnen Zauberschlüsseln die Herzen Aller geöffnet, und die größeren Sätze haben ebensowohl gerechte Würdigung gefunden. Er ist schnell verstanden worden, schneller als Spontini, schneller als Beethoven, denn er war dem deutschen Volke vertraulicher, als der Imperatorische, und stand ihm näher, faßlicher als jener letzte unserer Tonhelden, der sich aus seinen Himmeln und mit seinen Gesichten nicht herunterließ in das bürgerliche Erdenleben, sondern uns emporwinkte, dorthin, wo die Ideale dieses Lebens ihren unsterblichen

Reigen feiern. Selbst Weber hat Jenen nicht begriffen, wie seine Ironien (z. B. gegen die A-dur-Symphonie) beweisen.

Der Brennpunkt der operistischen Thätigkeit war aber die Karnevalszeit. Dies hatte sich vom alten Fritz bis auf jene Zeit, aus der ich erzählt, fortgepflanzt. Damals sah man in Berlin der nahenden Karnevalszeit mit gespannterer und höherfliegender Erwartung entgegen, als jetzt. Zwar die rechte üppigschäumende Karnevalslust der katholischen und südlichen Länder, die Pariser Ausgelassenheit, die naivere Trunkenheit der Römer und Neapolitaner konnte hier keine Stätte finden; uns schien der reicher gekränzte Becher geistigen Genusses gemäßer. Und dazu öffnete das Opernhaus seinen weiten Raum.

Das Haus selber (man darf um der Jüngern willen daran erinnern) war ein anderes; nur die Außenmauern sind geblieben. Es fehlten die bequemen Korridors, die behaglichen Sammetsessel; es fehlten die hunderterlei Drei- und Vierecke, Medaillons und sonstigen Bogenstücke, die mit ihren geschnitzten und gemalten Goldrahmen jetzt Vorhang und Decke zu wahren Hotel-garni's für allerlei Flügelkinder, mittelalterliche Persönlichkeiten, Wasserbe-

gebenheiten und Künstler in wackerer Bürgertracht eingerichtet haben. Es fehlte die Pracht der breiten Prosceniumlogen mit ihrer Vorwacht frierender Göttinnen, hinter der allerdings der festlichste Schmuck der Bühne sich verlegen und demüthig zurückdrückt. Damals umzogen von der einen schlankgewölbten Prosceniumsloge rechts, bis zur andern links, die Galerien in schöngeschwungenen maurischen Bogen den weiten Zuschauerraum, gegenüber der gleichweiten Bühne, der sich unzerstreut alle Blicke zuwendeten: Vorhang und Plafond boten in ruhiger, großartiger Entfaltung jeder ein einiges großes Bild, die Götter Griechenlands, opferweihende Priester vor den Altären. Das, das Eine hatte man gewollt, nicht dies oder jenes, allerlei und vielerlei.

So standen die Schöpfung des großen Friedrich und die Umgestaltung aus der Neuzeit selbst in Hinsicht der Einrichtung und Ausschmückung eines Komödienhauses in bezeichnender Charakteristik beider einander gegenüber.

---

# Spontini.

An der Spitze der Oper stand damals der Italiener Gaspardo Spontini. An ihm sollte mir zuerst die Tücke des Glücks anschaulich werden. In kurzer Spanne Zeit sollte ich Zeuge sein der ausschweifendsten Bewunderung und der schmählichsten Verunglimpfung, beide von denselben Menschen in unzähmbarer Aufregung auf dasselbe Haupt gehäuft. Kann so hoch auflodernder Enthusiasmus, wenn er ein wahrer ist, in so wüthige Unbill umschlagen? Zum erstenmal trat jenes verhängnißvolle Stichwort der Berliner: „Man so duhn!" mir thatsächlich vor Augen. Der Jubel, den sie so oft Spontini entgegengesandt, er war kein echter Enthusiasmus gewesen, keine ausdauernde Glut der Bewunderung und Liebe, wie die erkennenden Geister dem führenden

Geiste entgegenbringen; es war das Strohfeuer flüchtiger Aufregung, das schnell auflodert und eben so schnell in dickem Qualm erstickt. Damals erhob sich keine Stimme zur Rüge; ich selbst hatte oft genug mein Wort und meinen Namen für Spontini eingesetzt. Seitdem ist ein Vierteljahrhundert und mehr nach jenen Ereignissen verflossen; Jeder kann sie jetzt mit Ruhe betrachten, — und dem Dahingeschiedenen kann wenigstens die letzte Gerechtigkeit zu Theil werden: die Anerkennung dessen, was er war und was er Berlin geleistet. Vor Vielen ziemt dies mir, der ich mich von Anfang bis zuletzt seiner Freundschaft und seines künstlerischen Beistandes zu erfreuen und zu rühmen gehabt.

Ich habe oben erwähnt, daß Spontini an der Spitze der Oper gestanden. Gipfelpunkt der Oper und der Thätigkeit Spontini's war die Karnevalszeit. Hier hatte die Oper den Vorrang. Neben Mozart's und Beethoven's waren es, wie gesagt, die Tonwerke Gluck's und Cherubini's, begünstigter als alle nach der Zahl der Aufführung die Spontini's. Sie waren die eigentlichen Festopern, in ihnen — namentlich in Nurmahal, Alcidor, Agnes von Hohenstaufen, recht eigentlich Hofopern — öff-

neten sich gleichsam die Hoffeste nach der Seite des großen Publikums hin.

Leiter und Mittelpunkt dieser Bühnenherrlichkeiten war nun Spontini. Wenn dem überfüllten Hause gegenüber seine feine, nicht große Gestalt in durchaus hofmännisch-vornehmer, fast spröder Haltung, mit dem schmalen, hohen Kopfe, das Haar wellig auf das Sorgfältigste gelegt, den dunkelmoosgrünen Frack mit einem Kranze von ganz kleinen Orden (auf die er viel hielt) geziert, rasch und leis' in das Orchester trat, dann stand die Kapelle regungslos, alle Bogen über den Saiten, alle Mundstücke an den Lippen, des Winks gewärtig. Denn, wie rebellisch auch insgeheim mancher Einzelne gesinnt war, damals, eh' ungünstige Konstellationen sich auch nach unten wirksam erwiesen, damals stand seine durch und durch napoleonisch-absolutistische Herrschaft unanzweifelbar fest. Wenn unmittelbar nach dem Aufschritt zum Direktionsplatze sein dunkelblitzend Auge in rascher Wendung von links nach rechts den Blick Aller gefangen nahm, sein Arm mit dem Stabe sich hob und streckte und, eine Weile ruhend, sich zu vererzen schien: dann fühlte Jeder, daß sein Wille hier unbedingt und ganz ausschließlich alle Mitwirkenden zu seinen Organen gemacht; alle

zusammen waren Ein Körper, und er das beseelende Prinzip desselben. Man hat neben und nach ihm feinere, freiere, vielleicht geistreichere Direktion kennen gelernt, entschiedener aus Einem Guß gestaltende nicht.

Was gab dem Manne diese Herrscherkraft? war es seine Stellung, sein Ruhm? Beides wirkte mit, war aber nicht das Entscheidende; der Mann macht seinen Ruhm und giebt seiner Stellung Bedeutung.

Die Herrscherkraft Spontini's lag in seiner Persönlichkeit. Schon darin erwies sie sich, daß er — sehr unterschieden von der Mehrzahl deutscher Opernkomponisten — alle Momente des Drama's, nicht blos Komposition und Musikdirection, im Geist umfaßte, die Zügel der hundert zusammenwirkenden Kräfte mit starker Hand straff hielt und regierte. Das machte sich selbst dem uneingeweihten Zuschauer gleich fühlbar.

Ich habe oft gewahren können, mit wie reger Theilnahme auch nicht Musiker seine Direktion beobachteten und gleichsam aus ihm heraus den Geist der Komposition erfaßten.

Weit anziehender und belehrender für mich war seine Thätigkeit in den Proben seiner Opern, zu denen mir bald der Zutritt gestattet wurde. Eine solche

Probe war zugleich ein Prüfstein für die Kräftigkeit der Theilnahme, die der Besuchende mitbrachte. Während die Aufführung eines Dramas zum Ziel hat, die Illusion des Zuschauers auf das Höchste zu steigern, liegt es in der Art der Probe, jeder Illusion gleichsam Hohn zu sprechen. Trat man zu einer solchen Probe in das fast in Dunkel begrabene Haus, — nur die Pulte des Orchesters waren vollständig beleuchtet, der Vorhang halb aufgezogen, zeigte die Bühne von wenigen Lampen ordnungslos angeblinkt, vorn stand ein beleuchtetes Pult für den Regisseur, ein anderes für den Souffleur, wenn ein solcher nöthig war, — so schallte bald von oben, bald aus dem Souterrain der ordnende Ruf des Maschinenmeisters und seiner Gehülfen: „die Soffiten höher! — Nr. 4 (die vierte Coulisse) fällt ja!" Jetzt ist auch Spontini im Hintergrunde eingetreten, — gelegentlich begiebt er sich wohl in eine Prosceniumsloge, um bessern Ueberblick zu gewinnen. Von allen Seiten tritt bald Dieser, bald Jener mit Anfragen und Berichterstattung herzu; seine Achtsamkeit ist aber über Alles hinweg auf die Einrichtung der Scene gerichtet, in der ihm nichts entgeht, nichts unwichtig erscheint. Mittlerweile hat sich das Bühnenpersonal zusammengefunden, die

Wittwe Alexanders (Statyra, die Milder) in köstlichem Zobelpelz, die leidenschaftliche Schulz, oder die schöne Seidler in umschließenden Damenhüten. Jetzt führt die Milder ihr erhabenes Solo, die Schulz ihre leidenschaftliche Scene durch, dicht neben oder hinter ihnen drehen sich Tänzer oder Tänzerinnen in Leinwandjacken oder Ueberröcken jene, die Damen in leichter und gar nicht kostbarer Morgentoilette; sie üben ihre Entrechats und ihre Wirbel auf einem Fuße mit rechtwinklig erhobnem andern. Mitten hinein schallt das „encore!" des Dirigenten. Es ist ein Charivari für Aug' und Ohr, als hätte man die verständige Handlung vieler Personen in Stücke geschlagen und durcheinandergewirrt. Ueber dem Allem waltete unbewegt und unverwirrt der Wille des Einen. Er ließ nicht ab, als bis jeder Geigenstrich, jeder Hauch der Bläser und Singenden, jede Bewegung auf der Bühne ganz vollkommen seiner Absicht entsprach und das Ganze wie Ein aus Erz gegossener, zauberhaft belebter Körper vor ihm stand.

Kein größerer Gegensatz war zu finden, als der zwischen Spontini's und Weber's Direktion, die ich später, bei seiner Euryanthe beobachten konnte. Bei Spontini war Alles, Wort und Zeichen und Blick,

absoluter Befehl, das Orchester war sein Werkzeug, jeder Spielende hatte seinen Willen und sein Empfinden in den Willen des Führers hineingegeben. Weber, ein lange geübter Dirigent (während Spontini erst in Berlin die persönliche Leitung übernommen), führte sein Orchester in der läßlich humanen und doch vollkommen sichern Weise, wie ein durchaus geschickter und geistvoller Spieler am Pianoforte fantasirt. So zeichnete sich auch in der Direktion die Weise der beiden Männer und ihrer Werke.

Ich habe schon bemerkt, daß der Höhenpunkt von Spontini's Wirksamkeit der Karneval, und seine Opern die eigentlichen Festopern gewesen. Beethoven's Fidelio, oder was dieser Unsterbliche noch für die Bühne hätte schaffen können, — Weber's Opern mit all' ihren Vorzüglichkeiten würden für den Prunk einer Festoper, und besonders für den auf den Glanz und die Straffheit militairischer Paraden und Evolutionen gerichteten Sinn des damaligen Hofes bei weitem nicht so geeignet gewesen sein, als die heroischen Bilder, die Spontini vor uns aufrollte. Merkwürdig hatte seine ganze Vergangenheit ihn hierzu vorbereitet, gleichsam geschaffen.

Allerdings kam er von der hohen Schule des

Dramas, aus Paris. In Italien hatte er (ich habe die Partituren selber studirt) lange vor Rossini alle Künste dieses Schöpfers der neuitalienischen Oper geübt, — was konnte man den vaterlandslosen Italienern bieten, als süßes Vergessen? In Frankreich fand er eine Nation, und zwar die rührigste und thatvollste, folglich für das Drama befähigste, im Leben selber schon schaustellerisch, ein für die Bühne in jedem Sinne geschaffenes Volk. Das hatte sich längst in seinen Tragödien in festen, einfachen, stets wiederkehrenden Formen ausgeprägt, unverlockt durch die phantastische Weite, den Ideenreichthum, die Gemüthstiefe der Deutschen und Britten, — und hatte damit der Oper Lully's, Gluck's, Spontini's günstige Grundlagen geschaffen; denn die flatterhafte Kunst der Töne bedarf festen Anhalts, soll sie auf der Bühne nicht zerfahren oder müßiggehen. Und diese Bühnennation war damals ganz napoleonsvoll, der späte Nachfahr der römischen Cäsaren hatte sein Zeichen unwidersprechlich allem Leben aufgedrückt.

Hiermit war Spontini's Bahn gegeben. Römerthum, in napoleonischer Erneuerung den Franzosen aufgeprägt, militairischer und höfischer Glanz in unerschöpflicher Pracht, Heldenthum, la gloire de la grande

nation, Herrscher und Verschwörungen und Hofintriguen, dem Helden zugesellt oder als Preis gesetzt die Fürstentochter oder sonst hochgestellte Liebende, — sagen wir l'amante, denn es war nicht, was wir Deutsche Liebe nennen, es war ein Zurechtgemachtes von Convenienz, tendresse und parfümirter Grazie, gegen die naturwüchsige Liebe des deutschen oder brittischen Dichters wie die Grazie einer Ballettänzerin gegen eine griechische Hebe. Füge man noch ein repräsentirendes Hochpriesterthum und die Staffage des stets bewundernden Volks hinzu, versetze die Scene (wie auch die alten Römer liebten) gelegentlich in das fabelhafte Morgenland, und lasse man sich gefallen, daß diese Franzosen überall nur sich sehn und hinpflanzen mögen: so hat man den ganzen Inhalt des Spontini'schen Dramas vor sich; darin lebte er; die Zeit, sein erstes und sein zweites Vaterland hatten ihm nichts Höheres bieten können und haben bis auf diese Stunde nichts Höheres erreicht. Diese seine Aufgabe hatte Spontini mit Feuer, mit eminenter Kraft, mit italisch-musikalischem Naturell und dem vollen französisch-napoleonischen Ungestüm ergriffen. Seine Märsche, seine Kriegerchöre hatten welteroberischen Tritt und gingen damals in alle Armeen über

ohne Welteroberung, seine Ballete schimmerten und wogten endlos, gleich den napoleonischen Hoffesten, in koketter Verlockung und militairischen Bravaden auf und ab, sein Klerus (welcher Religion, gleichviel) vollzog das sacre mit aller Salbung und Hofdiensamkeit und schleicherischen Erhabenheit, die der Künstler dem Leben um ihn her abgelauscht. Der Held, der Priester, l'amante, — das waren dem Komponisten so fest ausgeprägte Charaktere, daß jeder schon im ersten Takte des Vorspiels gekennzeichnet wurde. Durch alles hindurch aber trieb, — im Marschschlage, im scharfbemessenen Tanzrhythmus, in den bissigen Bratschen-Sforzatos, im Einschrei der Pikkols und Bleche, in den impetuosen unabläſſigen Zwischensätzen der Rezitative, überall das ewige „en avant!" der napoleonischen Feldherrnschaft. Wir Deutsche, die wir das Joch gebrochen, konnten den Nachhall lange noch ertragen, als sich die Franzosen auf das Lotterbett der Restaurationsopern hinüberretten müssen.

Ein solcher war Spontini geworden und war es ganz. Man kann nicht sagen, daß er seiner Aufgabe treu geblieben, er war Eins mit ihr, sie war sein Lebens- und Geistesinhalt, sie allein und sie ganz. Daß es daneben noch ganz andere Richtungen, wohl

gar tiefern Inhalts gäbe, das war ihm so unfaßbar, wie im Grunde des Herzens allen Franzosen.

In Paris war er von Josephine begünstigt, von Napoleon mit der Komposition des Ferdinand Cortez beauftragt worden; die Spanier sollten beim Eintritt unter eine napoleonische Dynastie mit Erinnerungen an ihre alte Heldenzeit erhoben werden, ein Gedanke, den man schnell aufgab, sobald sie sich selber zu einer neuen erhoben. Als Josephine der neuen Gemahlin weichen und sich nach Malmaison zurückziehen mußte, wagte Spontini gegen den Willen des Kaisers ihr in treuer Anhänglichkeit seine Aufwartung machen zu wollen. Plötzlich (so hat er mir wiederholt erzählt) tritt Napoleon aus einer Seitenthür in den Wartesaal, wo Spontini allein weilte. „Que faites Vous ici?" herrscht er ihn an; „Sire," antwortet Spontini, „que faites Vous ici?" Napoleon wandte sich bei der Mahnung an sein eigen unerstickbares Gefühl ab. — Wäre selbst die Erzählung nur Phantasie des Tondichters gewesen, auch dann bliebe sie charakteristisch.

Solchen Vorbereitungen auf seine Wirksamkeit entsprachen die hiesigen Verhältnisse auf das Erwünschteste. Er fand hier ein reiches Orchester, das

unter seinen Händen bald die Einheit und Energie errang, die für seine Werke unentbehrlich waren und den andern zu Gute kamen; der Theaterchor, zum großen Theil aus Sängern von musikalischer Begabung und guter Schule, war dem Pariser Opernchor um so weit überlegen, als deutsche Chorkomposition es der französischen ist. Dann aber reihte sich um ihn ein Kranz der bedeutendsten Sänger und Sängerinnen, um so reicher verwendbar, als die Einzelnen in charakteristischer Verschiedenheit einander gegenüberstanden. Unter den Sängern ragte der Tenorist Bader hoch über die andern hervor; eine zugleich machtvolle und wie Silberklang einschmeichelnde Stimme, für Heldenrollen geschaffen und durch tiefes Gefühl für jede Stimmung erwärmt und beseelt. Dazu kam ein Spiel und eine Macht der Mienen und Geberden, die Schauspieler ersten Ranges hoch geehrt hätten, bei Sängern aber ohne Beispiel waren. Ich habe ihn zuerst, im vollen Besitz seiner Gesangmittel, in Ferdinand Cortez gesehn. Er führte diese erstgeschaffene der Spontini'schen Heldenrollen meisterhaft durch. Wenn er die aufrührerischen Soldaten anredete, die alle, alle nach der Heimat zurückbegehren aus dem fremden unheimlichen Lande, wenn er zuletzt

ihnen mit Löwenstolz und der Klangkraft zehnfacher Trompeten das berühmte

„Ich bleibe hier!"

zurief, so fühlte Jeder voraus, daß all' diese Krieger niederstürzen müßten zu seinen Füßen und eher sterben, als ihn verlassen. — Jahrzehnte später sah ich ihn in derselben Rolle wieder, die Kraft der Jugend war gebrochen, die Stimme hatte ihre Macht verloren, sie konnte nicht mehr die Melodie in ihrer Ganzheit, nur einzelne Momente derselben geltend machen; in den stürmischen Momenten, wo der Kriegerchor sie Schlag auf Schlag unterbricht, verlor man sie aus dem Gehör. Und dennoch war die Darstellung ergreifend; sein Spiel, seine Geberde ergänzte vor unsrer Phantasie, was unserm Ohr entging, wir fühlten. Alles, wir meinten Alles vernommen zu haben. Das ist der Stempel eines echten Künstlercharakters, daß der Geist ergänzt, was die materielle Kraft nicht gewähren kann.

Die hervorragendste unter den Sängerinnen war die Milder, eine erhabene, gleichsam der Antike nachgebildete Gestalt, mit einer Stimme, die die Mächtigkeit des Marmors mit seiner süßen Milde verband, verdankte sie ganz unverkennbar die Höhenpunkte ihrer

künstlerischen Leistungen nur Spontini. Man durfte diese Sängerin, ohne Ungerechtigkeit gegen sie, Spontini's Geschöpf nennen. Zwar war sie schon in Wien, vor ihrer Uebersiedelung nach Berlin, allgemein beliebt und bewundert. Allein in welchen Rollen? — in der Schweizerfamilie und in Fidelio — beides Opern, die ungeachtet des musikalischen Gehalts, besonders der letztgenannten, wenig geeignet waren, die dramatische Macht der Sängerin hervortreten zu lassen. Zwar wurde sie in Gluck'schen Partien bewundert und brachte in ihnen oft tiefe Wirkung hervor, allein es war doch nicht der Geist des großen Deutschen, der sie durchdrang. Sie faßte einzelne Momente — es waren die Gipfelpunkte der Leidenschaft und dramatischen Entscheidung — mit gewaltiger Macht; darin war sie erschütternd, hinreißend, des hohen Meisters ganz würdig. Allein bei Gluck gilt niemals der einzelne Moment als Hauptsache, sondern jede Partie durch die ganze Scene, ja durch das ganze Drama hindurch ist ein einiger, ganz untrennbarer Erguß, jeder einzelne Zug nur im Flusse des Ganzen seine Bestimmung findend. Und das erreichte sie nicht; von einem jener Höhenpunkte zum andern, war sie zu rhetorischer Ruhe herabgestiegen;

nur ihre Mittel, die Wunderstimme und die in jedem Augenblicke antik-plastische Haltung und Bewegung adelten auch diese Zwischenmomente. Jenes Hervorheben aber ist wiederum der romanischen Natur und Weise Spontini's eigen; man meinte, seine Einwirkung, seine Anleitung durchzufühlen. Anders in Spontini'schen Rollen. Man mußte sie in Olympia, in der Tempelscene zu Ephesus gesehen haben. Der weite Tempelraum (von Schinkel nach den Ueberlieferungen aus dem Alterthum hergestellt) füllte sich allmälig mit der Menge des Volkes, der Opferjungfrauen, der weihenden Priester, um zwanzig flammende Altäre kreisend. Die erzenen Kriegerschaaren des Fürsten Kassander und des Kampf-bereitenden Antigonus zogen klirrend in ihren Waffen herein, alles erglänzte und hallte von den Weihetänzen, von den Umzügen, von den drohenden Kriegerschaaren, vom mächtigen Gesang der gegeneinander tretenden Chöre; die ganze Bühne, damals viel geräumlicher als jetzt, war angefüllt von diesen Schaaren. Da tritt der Oberpriester vor und verkündet: es müsse die Seherin (die noch unerkannte Wittwe Alexanders, Statyra, — ihr und Allen gilt irrthümlich, Kassander als Mörder Alexanders) aus den verborgenen Gewölben des Tempels

herbeigeholt werden, den Bund Olympia's, der Tochter Alexanders, zu weihen. Nun vernimmt man aus der Ferne die langgezogenen Klagen und die bange Frage Statyra's: Wer sie aus der Nacht ihrer Trauer hervorrufe zum verhaßten Lichte? Es bildet sich durch die schauernde Menge, welche die Bühne erfüllt, schräg nach dem Hintergrunde, gleichsam unwillkürlich eine Gasse, der Seherin langsam Raum gebend, die zum Altar im Vordergrunde, wo der Priester und die Liebenden ihrer harren, heranschreitet. Der Gesang der Chöre, das große Orchester sind zum leisen Flüstertone, gleichsam zu athemloser Stille herabgesunken. Da unterbricht das schroffe Wort des Oberpriesters die Stille: sie sei gerufen, den Bund zu weihen Olympia's und des Fürsten — Kassander!

„Kassander!!" und abermals „Kassander!!" ruft mit dem Tone zornigsten Entsetzens Statyra, — und zu dem Rufe bricht der ganze Chor in glühendem Zornausrufe „Kassander!" ein und das große übervolle Orchester gährt auf, wutherfüllt und ungebändigt. Aber nur sie, nur ihren Ruf vernimmt man, als durchdräng' er Todtenstille. Und die Gestalt der Seherin, wenngleich vorgekrümmt in Zorn und Entsetzen, ist doch riesengroß gewachsen. — Das

war nicht mehr die klassisch-ruhige Milder, es war der Glutathem Spontini's, der aus ihrem Munde die erschütterten Hörer anhauchte. Und in diesem leidenschaftvollsten Ausbruche war keine Gewaltsamkeit, keine Uebersteigerung des Organs vernehmbar; die Stimme hatte ihren vollen Wohllaut bewahrt, nur aus der weiblichen Milde zu dämonischer Macht erhoben. Es war eben nicht körperliche, sondern geistige, aber höchste Spannung.

Wie Spontini auf sein Orchester, auf seine Sänger bedingend und gestaltend einwirkte, so auch auf die scenische Darstellung seiner Oper. Hierbei war ihm in Schinkel, dem Maler des Ephesischen Tempels ein ganz unschätzbarer Beistand zur Seite. Schinkel's Bauwerke zeigen neben ihren unvergleichlichen Vorzügen, einen sehr bedenklichen Charakterzug. Der Künstler hat sich seiner freiwaltenden Phantasie oft mehr hingegeben, als dem Baumeister erlaubt ist: er hat den Zweck des Baues, die Nutzbarkeit, bisweilen der Erscheinung — der Schönheit — nachgestellt; er hat gleichsam von außen nach innen gebaut, statt von innen nach außen. Die Natur hat bei ihren Hervorbringungen den weisheitsvollern Weg eingeschlagen: sie bestimmt erst das Wesen jedes

Geschöpfes, dieses Wesen bedingt die nothwendige Gliederung und erst diese hat das Aeußere, das Erscheinende zu seiner Folge. Schinkel, begeisterungtrunken von der Schönheit hellenischer und römischer Bauwerke, wandte sich öfter als recht, von der Vorschrift, welche die Natur uns ertheilt hat, zur Nachbildung jener alle Zeiten durchleuchtenden Gestaltungen. Es war übrigens nicht eigentliche Nachbildung oder Wiederholung der Formen, sondern vielmehr ein Trachten nach gleicher Wirkung aus dem Schönen in das Schöne. Man könnte seine Baukunst da, wo jene Abwendung hervortritt, dekorativ nennen. Was aber am Baumeister bedenklich erscheinen muß, das kam, wo Dekoration Zweck war, dem Opernwerke zu statten, — und mehr als allen Opern den Spontinischen, die in durchaus romanischer Weise das klassische Alterthum und das Morgenland zu ihrem Schauplatz erkoren und äußere Großheit und Pracht gleichsam als ihr Gewand angelegt hatten, das sie nicht missen konnten. Hier trat Schinkel's schöpferische Phantasie hülfreich heran. Ihm öffneten Spontini's Opern den reichsten Schauplatz; und wiederum fand Spontini in jenem die ihm unentbehrliche, wahrhaft unschätzbare Hülfe.

Der bloße Glanz, das bekannte „Viel Gold verschmiert an Decken und Wänden" thut es bekanntlich nicht; auch der Glanz, der bloß äußerliche, kann und muß seine Poesie haben, indem er der Wiederschein innerlicher Hoheit ist. So zeigte er sich in dem von mildem Mondesglanz durchgossenen Tempel, wo der feierliche Gesang der Vestalinnen ertönte; so im Tempel der Diana von Ephesus, wo die Pracht Asiens von griechischer Anmuth gemäßigt erschien; so in der Wohnung des Genienkönigs in Alcidor. Auf Wolken war sie errichtet, ein weit gespanntes Rund von Säulen lebendigen Feuers*) umgab im Himmelsraume die Bühne und nahm emporschwebende Genien auf, während aus der Ferne die Gestirne mild hineinschimmerten.

Am innigsten verschmolzen schien so feenhafter Glanz und innerlich dichterische Musik in Nurmahal. Die Fürstin ist mit dem geliebten Gemahl in Eifer-

*) Es waren in der Generalprobe Säulen von Krystall; innen loderten in unablässigem Aufsteigen Flammengüsse (von Spiritus). Schon zur ersten Aufführung, jedenfalls nach derselben mußte dies „Flammengaukelspiel" als gefahrdrohend aufgegeben werden. Gleichviel! war doch der Gedanke Schinkel's oder Spontini's dagewesen und wenigstens Einmal verwirklicht worden.

sucht entzweit und gerade jetzt feiert ihr Reich Kaschmir das jährliche Rosenfest. Die Gatten thronen weit geschieden, er auf dem Sitz, von Schilden und Waffenstücken errichtet, sie gegenüber auf dem rosenumkränzten Throne. Zwischen beiden brauset in trunkener Lust der Gesänge und Reigen das Volk, heiter und hochgeschmückt. Nun wird es allmälig stiller in den Chören und dem funkelnden Orchester; haben sie die Abwendung der geliebten Fürsten wahrgenommen? — auch der Reigen stockt und sinkt in ein stilles Hin- und Herwiegen herab. Da endlich vernimmt man die halberstickten Laute innern Wehes und herzbeklemmender Klage von den Lippen der weitgeschiedenen Gatten. Wenn zuletzt Chor und Orchester ganz verstummt sind, bebt das Wort Beider auf einer unabänderlich forttönenden Septime ($\bar{e}$—$\bar{\bar{d}}$) dem Intervall wehmüthigen unstillbaren Verlangens. Aber was kümmert die Menge das Leid der einsamen Hohen? in neuem Aufschwunge, urplötzlich erbraust die jubelvolle Lust des Festreigens und begräbt die Seufzer leidvoller Liebe. Kein Tondichter Deutschlands, geschweige des Auslandes, hätte diesen Moment tiefer und inniger fassen können! Ich hebe übrigens diesen Punkt aus persönlicher Vorliebe für denselben hervor.

Er ist aber bei weitem nicht der einzige, der zartes und inniges Seelenleben in sich trägt. Nur daß der Grundzug im Charakter Spontini's nicht in diesen Momenten, sondern in denen lag, welche Heldenthum, Herrscherglanz und die konventionellen französischen Züge von Feierlichkeit, Priesterthum, Zärtlichkeit enthielten. So muß man denn anerkennen, daß Friedrich Wilhelm III. zu seiner Vorliebe für militairischen Glanz und für seine Absicht, prachtvoll schimmernde, reich mit Ballet durchzogene Festopern zu gewinnen, keine zweckmäßigere Wahl hätte treffen können, als in Spontini. Den Freunden reiner Kunst blieb allerdings mancher Wunsch unerfüllt. Unmöglich konnte der Italiener Spontini ihnen den unvergeßlichen Deutschen Gluck ersetzen oder ergänzen, und selbst denen, welche auf Spontini's Wesen, ohne Vergleiche anzustellen, eingingen, blieb die Einschaltung endloser Balletmassen (z. B. in Cortez), welche die vorangegangene Partie des Dramas förmlich auslöschten, störend und erkältend.

Also Spontini war nach Berlin berufen. Seltsam muß dem mit preußischen Verhältnissen Bekannten auffallen, daß er nicht als wirklicher Beamter in den Dienst des Königs trat, sondern in ein

nur kontraktliches Verhältniß. Der Abschluß war durch den damaligen Kriegsminister v. Witzleben bewerkstelligt worden.

In diesem Anfang des Spontini'schen Verhältnisses lag der Keim verborgen zu jenen Mißhelligkeiten, die den Künstler in Berlin erwarteten und zuletzt zu der schmählichsten Verunglimpfung desselben führen mußten. Wenn sein vielbeneideter Ruhm, seine hohe Stellung, sein ansehnlicher Gehalt und sein allerdings oft imperatorisches Wesen Verstimmung und Haß erregen mußten, so fand sich bald, daß seine amtliche Stellung einen unüberwindlichen Widerspruch in sich schloß. Er war unbeschränkter Chef der Oper; — aber diese Oper gehörte zu dem Königlichen Theater, das zugleich Schauspiel und Ballet in sich schloß; und diesem Ganzen war ein Generalintendant vorgesetzt, — also ein Chef dem andern gegenübergestellt. Denn nach seiner Bestallung und den pariser Erinnerungen, die ihn Oper und Schauspiel als gänzlich getrennte Institute kennen gelehrt hatten, konnte Spontini kaum anders als sich für unbedingten Gebieter der Oper zu halten; der Generalintendant aber mußte sich ebenso entschieden für den Vorgesetzten des Ganzen, also auch Spontini's erachten. Hieraus ent-

sprangen jene endlosen Zwistigkeiten zwischen Spontini und den Generalintendanten, (erst Grafen Brühl, dann Grafen Redern) die dem Publikum nicht verborgen bleiben konnten und weithin Verstimmung, ja Haß erregen mußten.

Vorerst blieb jedoch der Keim dieses Zwiespaltes unbemerkt. Der König Friedrich Wilhelm III. blieb eifrigster Freund und Bewunderer der Spontinischen Opern; er fehlte nie oder nur selten bei ihren Aufführungen, ward oft in den Generalproben, auf der Bühne mitten unter dem Chor der Singenden und der Schaar der Figuranten gesehen und spendete lebhaften Beifall. Der Hof schloß sich, wenigstens im Allgemeinen, an; Logen und Parterre füllten sich Abend für Abend mit enthusiastischen Hörern; derjenige Theil des Publikums, welcher weniger von der Musik befriedigt war und die deutschen Meisterwerke (besonders Glucks) vorzog, ward von dem Glanze der Ausstattung und dem Schimmer der Spontini'schen Ballete angezogen. Diese Aufführungen dienten unter der ganzen Regierungszeit des Königs als eigentliche Festopern an der Stelle jener glänzenden Hoffeste, an die von Alters her Wien, Paris und andere Residenzen gewöhnt waren; und in der That waren sie

vermöge ihres Glanzes, gerade hierzu vor andern Werken, vielleicht von tieferem Gehalte, die geeignetsten.

Mit alle dem war der Lust an Spontinischer Musik noch nicht genug gethan. Kein Bataillon konnte in Berlin, und vielleicht in der ganzen Monarchie aufmarschiren, als mit Spontinischer Musik; jede Melodie aus seinen Opern mußte, wenn es nur irgend möglich war, zu Märschen umgebildet werden. Auch die Bälle, besonders die Hofbälle rauschten Spontinische Weisen wieder.

Es ergab sich ein eigenthümliches Zeichen für diese verbreitete Theilnahme an Spontini's Kompositionen, wenigstens an denjenigen Sätzen, die dazu irgend geeignet waren. Der Musikverleger Adolf Martin Schlesinger, damals (und noch bis jetzt) der thätigste Musikverleger Berlins und einer der angesehensten in Deutschland, beeiferte sich, alle Spontinischen Opern herauszugeben, sogar die spätern, welche augenscheinlich keinen so großen Erfolg errangen, wie ihre Vorgänger, denn Schlesinger, den man mit Unrecht für einen blos spekulativen Kaufmann hielt, hegte und bewahrte dem Meister bis auf die letzte Stunde eine wahrhaft enthusiastische Freundschaft, ich

möchte sagen Zärtlichkeit, der auch die bekannten Liebeszwiste nicht fehlten. Nun war es aber dem Verleger nicht genug, die Klavierauszüge der Opern zu veröffentlichen, die zugänglichsten Sätze — Ouvertüre, Märsche, Ballette — wurden in jeder möglichen Anordnung gegeben: für Orchester, für Blasharmonie, für Quartett u. s. w. Ich war gegenwärtig, als ein Kammermusiker mit einem Begleiter in Schlesinger's Bureau trat und ihm die Ouvertüre zu Olympia, damals das rauschendste Musikstück, anbot: eingerichtet für zwei Flöten. Schlesinger, der außerordentlich zornmüthig sein konnte und das Anerbieten wahrscheinlich für Hohn gegen Spontini auffaßte, richtete schon einen gar bösen Blick auf den Antragsteller, als ich hinwarf, man könnte ja das Arrangement hören. Nun wurde denn geblasen (die Ankömmlinge hatten ihre Flöten mitgebracht); der alte Herr wiegte freundlich schmunzelnd sein Haupt nach dem Takte und es erschien die Ouvertüre zu Olympia und den erzumrauschten Diadochen, eingerichtet für zwei Flöten.

Es konnte jedoch schon frühzeitig den nähergestellten Beobachter befremden, daß neben all' dieser Betheiligung und Bewunderung immer hartnäckiger und erpichter ein Widerstreben, ein Haß und eine

immer unverhüllter hervortretende Feindseligkeit emporwuchs, für die es mancherlei Anlässe gab, keiner für sich bedeutend aber durch ihre Zahl bedrohlich. Man beneidete Spontini seinen Ruhm und trug kein Bedenken, die Fabel auszusprengen: die Vestalin, sein erstes in Paris durchgedrungenes Werk, sei gar nicht ihm angehörig, sondern aus der Feder eines jungen Italieners geflossen, der vielleicht von Spontini bei Seite geschafft worden, eh' er sich bekannt gemacht. Diese thörichte Fabel fand nicht wenig Anklang. Wo denn nun die andern Werke hergekommen, die jenen ersten so geistverwandt sind, wie jemals eine Gluck'sche, oder Mozart'sche Oper der andern, das — blieb unbedacht.

Das arme, süße Schmerzenskind, diese Vestalin! jetzt also sollte sie untergeschoben sein! — und bei ihrem Erscheinen boten die Pariser Musiker (unter ihnen Cherubini) alles auf, dem Komponisten den ausgesetzten Preis streitig zu machen! Die Gewerkmeister spürten, ich weiß nicht wie viel Satzfehler auf; die Kenner warfen ihm einen unerhörten Styl vor. Denn allerdings begehren die lieben Menschenkinder immer und unersättlich Neues, Originales, — die Welt kann darohne nicht athmen und bestehen. Tritt aber dann

das wahrhaft Originale vor die blöden Augen, so wird es verkannt und wo möglich verscheucht, gerade wie das Lieblingskind Elpore vom Vater Epimetheus in Goethe's Pandora verkannt und zurückgewiesen wird, sobald es dem sehnenden Verlangen näher tritt. —

Es wird versichert, Spontini hat es mir mehrmals mit dankeswarmen Worten erzählt, daß nur Napoleon's persönliche Einmischung die Preisertheilung zur Folge gehabt und so der große Krieger und Kaiser die Gründung des Künstlerruhms befördert hat.

Sodann schien es Vielen unerträglich, einen Ausländer, einen Franzosen, wie man in diesem Zusammenhange Spontini gern nannte, an der Spitze eines deutschen Kunstinstituts zu seh'n.*) Die Einen hätten ieber Weber, die Andern Spohr, mancher jetzt Ver-

*) Daß die Ausländerschaft Spontini's gewisse Unbequemlichkeiten in der Amtsführung hatte, kann nicht geleugnet werden. Sie knüpften sich an den Umstand, daß die deutsche Sprache dem Meister nicht geläufig war; aber wie wenigen Franzosen und Welschen ist sie es? Mehr als einmal habe ich in den Proben die Anreden Spontini's an das Orchester gehört. Er wollte deutsch sprechen; aber können wir immer unsern Willen haben? — „Meine Erren! (hob er an) il faut rémarquer, daß der forte doit être . . .“ und nun ging es im klassischen Italiener-Französisch weiter; Spontini meinte sich trefflich deutsch ausgesprochen zu haben, der brave Konzertmeister Möser, Vater des jetzt be-

gessene sich selber an dieser Stelle gesehen. Es muß zugestanden werden, daß Spontini in den Geist deutscher Musik nicht so tief, als man wünschen könnte, eingedrungen war. Gleichwohl konnte man in seiner Zeit nicht einen einzigen Italiener oder Franzosen nennen, der tiefer — oder nur so tief wie Spontini in die deutsche Musik eingedrungen wäre. Der einzige, der sich den Deutschen angebildet hatte, wär' allenfalls Cherubini gewesen; der war aber damals von seiner größern Thätigkeit zurückgetreten und hatte in fortwährendem Anschließen an andere Künstler, einst an Haydn, dann an Gluck, zuletzt an seinen eigenen von ihm bis dahin wenig geschätzten Schüler Auber, die Energie originalen Strebens so weit verloren, daß er unmöglich neben Spontini bestehen konnte, wie weit er auch denselben in Geschicklichkeit des Tonsatzes überbot. Wie dem auch sei, dieser Ausländer verwaltete die Berliner Oper mit edler Unparteilichkeit. Neben seinen Opern, die allerdings den Vortritt behaupteten, ging kein Winter vorüber, in dem nicht vier oder fünf

---

rühmten Geigers, legte aus und unter, was Spontini gesagt und nicht gesagt hatte. Aber was wollten dergleichen Kleinigkeiten bedeuten? niemals ist ein deutschredender Dirigent besser verstanden und befolgt worden.

Gluck'sche Opern, drei oder vier Mozart'sche; Beethoven's Fidelio, von Cherubini der Wasserträger und Lodoiska, von andern Komponisten ein und das andere Werk zur Darstellung gekommen wären. Daß auch Weber und Spohr in dieser Reihe nicht fehlten, versteht sich. Strenger abweisend verhielt sich Spontini gegen wenig begabte Deutsche und Ausländer, ja, er ging hierin bis zu unbedachten Schroffheiten; wie er denn einer jungen Sängerin, die in einem solchen Werke aufzutreten wünschte, hinwarf: que voulez-vous de ces cochonneries-là! Solche allerdings unbedachte — aber, wohl zu merken, in vertrauter Unterredung und mit Rechnung auf dienstliche Verschwiegenheit, hingeworfene Aeußerungen wurden aber nicht blos von den Betroffenen als Unglimpf gegen ihre Arbeit, sondern in übler Deutung von ganz Unbetheiligten als Schmähung der deutschen Musik (—!—) aufgefaßt und weit umhergetragen.

Auch außerhalb der amtlichen Thätigkeit fehlte es nicht an Aussprüchen, die ehrlich, ja wohlgemeint waren, dennoch aber Verstimmung zur Folge hatten. Als der junge Mendelssohn Spontini seine Oper, die Hochzeit des Gamacho, zur Prüfung vorlegte, (sie wurde angenommen und aufgeführt, mußte aber bald

wieder zurückgelegt werden) faßte Spontini, der auf dem Gensd'armenmarkt einer der Kirchen gegenüber wohnte, die von Friedrich dem Großen nach römischem Vorbilde gebaut waren, den jungen Komponisten*) am Handgelenk, führte ihn zum Fenster und sprach: auf den Kirchthurm weisend: „Mon ami, il vous faut des idées, grandes comme cette coupole!“. Er wollte den Jüngling befeuern, aber dessen Familie, von Anfang an zu den erklärten Gegnern des Komponisten gehörend, empfand nur tiefe Verletzung und der große Anhang des Hauses theilte diese Stimmung. Hatte hier Spontini gewiß ohne Uebelwollen und objektiv geurtheilt, so zeigte sich anderwärts die Unfähigkeit des Franzosen oder Italieners, deutsche Art zu erkennen und gerecht zu würdigen. So war es ihm, der in der strengen Formsonderung der romanischen Schule aufgewachsen war, welche die Mischung von großer Oper und Operette (opera seria und opera buffa) niemals begriffen und anerkannt hat unmöglich, das Wesen der deutschen romantischen Oper und somit den Styl K. M. Weber's zu begreifen. Weber's Opern kamen unter Spontini zur Aufführung,

*) Er hat es selbst gleich nach dem Vorgang mir erzählt.

fanden aber schwerlich bei ihm volle Würdigung. Hiezu trat noch ein nachtheiliger Umstand. Die Gegner Spontini's schaarten sich gleichsam instinktiv um den Namen Weber, obgleich nicht er, sondern Gluck, oder allenfalls Cherubini im Gegensatz zu Spontini, als demselben Opernfach angehörig, hätten gebraucht werden können. Allein man brauchte einen populären Komponisten der Gegenwart; und so mußte es Weber sein. Dieser hatte die Lage der Dinge wohl begriffen. Er sprach selbst aus, daß der Erfolg seines Freischützen theilweise der Opposition gegen Spontini zuzuschreiben sei; ja er trat in öffentlichen Blättern löblich denen entgegen, die ihn auf Kosten Spontini's zu preisen beflissen waren. Zu all' diesen Widersachern trat noch die Schaar der „Kenner," deren Maaßstab für Oper einzig und allein Mozart war, denen weder Landesart und Natur des Welschen, noch dessen von der Mozart'schen ganz abweichende Richtung in Betracht kam. Sie begehrten Musik — und Er dachte, soviel ihm gegeben war, an das Drama. Sie ersehnten Mozartische Feinheit und Innerlichkeit — und Er, ganz Napoleon gleich, bedurfte materieller Macht nach außen hin.

So war es denn besonders das Geräuschvolle,

der Lärm, wie man sich ausdrückte, der Spontini'schen Musik, die Aergerniß erregte. Die Unschuldigen! sie hatten noch nicht die Hugenotten und Wagner erlebt.

Wer aber dieser Kritik der Oberfläche populären Ausdruck gab, das war Zelter. Als er, erzählt man, aus irgend einer Spontini'schen Oper heraustrat, zog eben der Zapfenstreich vorüber. „Gott Lob!" soll er gerufen haben, „da hör' ich doch einmal sanfte Musik."

Es kam dazu der verhängnißvolle Einfluß des Spontini'schen Karakters, wie sich derselbe in Italien und Paris unvermeidlich hatte bilden müssen. Neben dem hohen Selbgefühl des Künstlers, das gelegentlich zu seltsamster Uebertriebenheit ausartete *), arbeitete,

*) In viel späterer Zeit, lange nach den eben dargestellten Vorgängen, besuchte Richard Wagner (er selbst hat es erzählt) im Beginn seiner dramatischen Laufbahn seinen Vorgänger im Opernfache. Spontini nahm den jüngern Komponisten wohlwollend auf, „aber" — so fragte er — „was wollen sie eigentlich schreiben? welchen Schauplatz sich für ihre Opern erwählen? Rom? da ist meine Vestalin. Griechenland? da stehen sie vor meiner Olympia. Schauen Sie nach Indien aus? da ist meine Nurmahal. Träumen Sie vom Morgenlande mit seinen Zaubern und Genien? da finden Sie schon meinen Alcidor! Das Mittelalter ist in Agnes von Hohenstaufen gezeichnet." — Man darf das kaum Ueberhebung schelten, so wenig es Ueberhebung war, wenn Cherubini und Righini und Andere eine Iphigenie

vom Anblick des pariser Parteien- und Intriguenspiels aufgestachelt, eine Reizbarkeit und ein Argwohn in ihm fort, der ihn und die Andern gar oft erbittern mußte. Er hatte in dem Kritiker Rellstab einen Gegner gefunden und denselben durch erfolgreiche Anklagen vor Gericht in einen Todfeind verwandelt. Vergebens war der Zuspruch und Rath des Verfassers und anderer Freunde, das Treiben des Kritikers unbeachtet sich selbst zu überlassen; Verleumdungen und Unglimpf erstickten in sich selber, oder schadeten doch nicht, wenn man sich nicht herabließe, sie zu beachten. Diese Wahrheiten fanden kein offen Ohr, und der Hochgestellte blutete fortwährend an den Wespenstichen des Kleinen, zu dem er sich so tief hatte herablassen müssen, damit nur der Stachel ihn erreichen könne.

Zur Seite dieser unüberlegten Reizbarkeit ging ein Argwohn, ebenfalls in Paris eingeimpft und großgesäugt, der sich ohne sonderliche Wahl und Ueberlegung gegen den Ersten Besten, gegen Freunde, gegen Anhänger wendete und Manchen verletzte, wohl in

---

und Armida schrieben nach Gluck, — eine Ilias nach Homer. Der Romane kann eben nicht aus seiner Subjectivität heraus! er begreift im Grunde nur sich und höchstens seines Gleichen, — wenn nur das!

einen Feind umwandelte. Ich selbst wurde davon betroffen, als ich ihm als Zeichen reinster Verehrung mein Erstlingswerk, „die Kunst des Gesanges“ überreichte. In der Karakteristik der bedeutendsten Gesangskomponisten, die dieses Buch enthält, hatte ich ihn nach meiner damaligen und unwandelbaren Anschauung als Napoleoniden bezeichnet. Sogleich erhielt ich eine Antwort, die seinen Dank aussprach, dann aber fragte er: was dieser Hinweis auf Napoleon bedeuten solle? serait-ce par allusion à la fin désastreuse de ce grand homme? Ich darf nicht erst sagen, daß die unerwartete Frage mich kränken konnte, ohne auf meine Ueberzeugung und Gesinnung den geringsten Einfluß zu haben. Viel später ward ich durch Beweise wahrhaft freundschaftlicher Theilnahme von Seiten Spontini's überzeugt, daß auch in ihm jener Argwohn nur eine vorübergehende Anwandlung gewesen sei.

Ja, ein seltsamer Zwischenfall gab mir den Beweis, daß dieser argwöhnische Hang ihm nur angeflogen, gleichsam aufgedrungen, seinem ursprünglichen Naturell fremd, und kindliches, ja überlegungsloses Vertrauen der Grundton dieses eigenthümlichen Mannes gewesen sei. Als er, im Laufe seiner Amtsfüh-

rung einmal Gluck's Armide mit großer Sorgfalt einstudirt hatte, war ihm, unstreitig wohlgemeint, der Gedanke gekommen, die Instrumentation Gluck's, die überall so wohl erwogen, so keusch und zweckgemäß ist, durch den Zusatz neuer Instrumente zu verstärken. Auf meine Bedenklichkeiten gab er die Antwort: „So würde Gluck instrumentirt haben, wenn er heute geschrieben hätte." Anders verstand es der damalige Kronprinz, nachher Friedrich Wilhelm IV., der für deutsche Musik und namentlich für Gluck offenen Sinn und Verständniß besaß. Spontini legte mir einen eigenhändig, französisch geschriebenen Brief des Kronprinzen vor, unverkennbar höchst befriedigt von demselben und sich nicht verletzt, sondern belobt findend. Und was hatte der Kronprinz geschrieben? er hatte den Meister dringend ersucht, Gluck's Instrumentation unverändert zu lassen und ihr nichts Fremdes, keine Zuthat aus dem Seinigen, beizumischen. „Der Beryll", hatte er wörtlich gesagt, „ist ein ganz guter Stein; aber man hütet sich, ihn neben Diamanten zu setzen." Die nahe liegende Erkenntniß, daß diese Worte nur eine Rüge, nichts weniger als Schmeichelei enthielten, hatte in dem sonst so scharfsichtigen Kopfe nicht aufkommen können vor der zuversichtlichen Voraussetzung,

daß der Kronprinz ihm nur Schmeichelhaftes habe aussprechen wollen.

Nun war denn Friedrich Wilhelm III. dahin gegangen, Spontini's festester Halt nach außen gebrochen. Jetzt flossen alle Feuerlinien langgenährten Hasses zusammen. Es bedurfte nur noch eines zündenden Funkens. Und der ließ nicht warten.

In einer dieser Zwistigkeiten zwischen dem Haupte des Theaters und dem Haupte der Oper ward Spontini von jenem in seine Schranken gewiesen, und dieser, den hochgestellten Mann schon an sich tief verletzende Verweis, fand noch obenein seinen Weg in die Zeitungen, unter dem Anschein amtlicher Bekanntmachung. Spontini sah sich zu einer öffentlichen Erwiderung gedrungen und behauptete sein Recht mit der Wendung: dasselbe müsse bestehen, oder „das geheiligte Wort zweier preußischer Könige"*) sei aus den Augen verloren. Diese Veröffentlichung Spontini's ward als Beleidigung des Königs betrachtet und sollte strafrechtlicher Untersuchung überliefert werden.

Alexander von Humboldt war es, der den

*) Die mit „ " bezeichneten Worte haben keinen Anspruch auf Genauigkeit; der wortgetreue Inhalt ist meinem Gedächtniß entschwunden.

Anlaß zur Niederschlagung der Untersuchung gab, bevor sie noch in förmlichen Gang gekommen. Er machte bemerklich, daß eine — jedenfalls mögliche Freisprechung ein Aergerniß, eine Verurtheilung aber, die Verhängung einer Gefängnißstrafe über den weltberühmten Mann, den die Gunst des vorigen Königs nach Berlin berufen und so hoch gestellt hatte, eine Verlegenheit sein würde. Denn Spontini könne nach seinem Hochgefühl unmöglich um Begnadigung btiten, und die Vollstreckung des Straferkenntnisses weder der Sinnesart des regierenden Königs zusagen, noch von den Augen des aufmerksamen Europas anders als mit schmerzlichem Erstaunen angesehen werden.

Nicht so leicht war die Verstimmung des Publikums, die nun einmal von allen Seiten her aufgeregt war, zu beschwichtigen. Sogleich ergriffen den gegebenen Anlaß die Spontini feindlichen Parteien; sie machten sich als Eiferer für die dem Könige schuldige Ehrfurcht geltend und wollten den Künstler in seinem Amte büßen lassen, daß er vermeintlich sich gegen den König vergangen — eine That, die der durch und durch royalistischen Sinnesart Spontini's ganz gewiß unermeßlich fern lag; nur die Vertheidigung seines Rechts und die Zurückweisung eines Unglimpfs,

wie er die Sache ansah, den er im Hochgefühl künstlerischer und amtlicher Würde ganz unerträglich finden mußte, hat ihm im Sinne gelegen.

Anders aber entschied die endlich unzähmbare Verstimmung gegen ihn.

Als Spontini zur Aufführung des Don Juan (die gar nicht zu seiner amtlichen Verpflichtung gehörte, sondern blos aus Achtung für das Werk und das Publikum von ihm übernommen worden war) den Direktionsplatz bestiegen hatte, empfing ihn ein so rasender Lärm von Stampfen, Pfeifen und wüstem Geschrei, daß das Haus in seinen Grundfesten zu erbeben schien und der Anfang der Ouvertüre gänzlich erstickt wurde. Vergeblich war der wiederholte Versuch, Gehör zu finden; zuletzt begannen, vielleicht fürchteten die Erbittertsten, daß der Meister doch noch Gehör oder die aufgereizte Menge noch einen Augenblick der Besinnung finden könne, — Würfe nach dem Haupte des Verfehmten zu zielen. Er mußte seinen Sitz räumen und sich durch den Gang, der vom Orchester in die Räume unter der Bühne führt, den Ausbrüchen der Wuth entziehen. Er mußte sein Amt und Berlin verlassen.

Sein ferneres Leben war thatlos, denn seine Kraft

war gebrochen. Das stolze Herz mochte der Schmach nicht gewachsen sein. Daß er nachgehends vom Papste gräflichen Rang erlangte und damit sogar einen neuen Namen anlegte, kann Ehrgeiz, — vielleicht aber etwas ganz Anderes zum Anlaß gehabt haben. Genug, er war begraben, als er von seinem Sitze niederstieg.

Man hatte ihn denn stürzen können. Hat man ihn zu ersetzen vermocht? — Die Geschichte der Musik wird darauf antworten.

Man hatte ihn denn stürzen können! ihn, nicht seine Werke. Haben die deutschen Kunstgenossen wenigstens aus ihnen gelernt?

Wagner, den er einst so seltsam verwarnt hatte, ganz gewiß. Nach seiner eigenen freien Mittheilung hat er mit bewußtvoller Absicht seinen „Cola Rienzi“ der Spontini'schen Weise nachgebildet; das heißt, nicht nachgeahmt oder entlehnt, sondern wie Ein Künstler dem Andern Nachfolge leistet, wie Mozart dem Haydn und Beethoven jenen Beiden gefolgt ist: jeder vom Andern lernend, jeder sein Eigen bewahrend. Was am nächsten zu Tage lag: die vollere, ja oft überfüllte Instrumentation, das häufige Ueberwiegen des Materialen, der gesteigerte Glanz und Prunk der Ausstattung, das alles konnte nicht unbemerkt bleiben und

mußte, immer und immer wahrgenommen, fortwirken und nach Steigerung verlangen.

Nur zweierlei blieb unangestrebt oder doch unerreicht, in der Ferne liegen. Das Eine ist die Vornehmheit, die allen Schöpfungen Spontini's eigen ist und sich nicht einen Augenblick lang verleugnet. Durchaus haben wir Fürstlichkeit, Heldenthum, kriegerischen Glanz, das prunkvolle Walten der Geistlichkeit als eine festgegliederte und hochgestellte Macht im Staate, selbst die Liebe zeigt sich nicht in ihrer leidenschaftlichen Natur, sondern bedingt durch die Haltung und Mäßigung fürstlichen Standes; selbst der Verschwörer tritt mit seinem glänzenden Gefolge immer noch fürstlich und hochgestellt uns gegenüber. Dem entspricht durchaus die Komposition. Auch sie reicht selten in die geheimen Tiefen der Menschenbrust; aber sie weiß das glänzende Außen stets entsprechend und oft höchst eindringlich zu betonen.

Welch ein Unterschied zwischen ihm, — oder auch seinem großen Vorgänger Gluck, den er gegen mich zu wiederholten Malen seinen Lehrer nannte, und dem er so weit zu folgen trachtete, als dem Welschen und Napoleoniden, gegenüber dem getreuen und wahrhaftigen Deutschen möglich war, — und der Mehr-

zahl der deutschen Opernkomponisten vor und nach jenen Beiden!

Dem Deutschen, wie er jetzt ist, tritt das große dramatische Leben, also auch der Anspruch der Scene zurück vor der beliebten Musik. Leicht erscheint ihm die Wirklichkeit mit ihren Ansprüchen und Bedingungen zu rauh und grausam, gar gern und gar bald langt er nach dem Saitenspiel, das ihn von jener hinwegschmeichelt und in süße, wenngleich wesenlose Träume lullt. Und weil es, — im Uebermaaße! so ist, verliert auch der Opernkomponist That oder Dramatik, die Scene oder die unbeugsame Wirklichkeit aus dem Sinne, übt sich an Fugen und Kanons, spielt in Quartetten endloses Spiel, ergießt sein Privatherz in gefühlseligen Liedern, — und meint in Gottes Namen damit vollkommen ausgerüstet zu sein zur Oper, zum Drama!

Gott besser's! und er wird es, — wir werden es bessern! die Stunde erneuten und höhern Daseins für unser Volk bringt frisches Leben in alle Adern, auch in die des Drama's und der Oper.

Ende des ersten Bandes.

# Erinnerungen.

---

Zweiter Band.

# Erinnerungen.

Aus meinem Leben,

von

Adolf Bernhard Marx.

Zweiter Band.



Berlin, 1865.
Druck und Verlag von Otto Janke.

## Inhalt des zweiten Bandes.

---

# Mein Verhältniß zu Spontini.

Bis zu meiner Uebersiedelung nach Berlin hatte ich von Spontini nichts kennen gelernt, als die Ouvertüren zur Vestalin und zu Cortez, und drei Duette der letztern Oper; das heißt aber: ich kannte ihn noch gar nicht. Denn wie weit er auch von Gluck absteht, darin gleicht er ihm, daß man seine Musik nur auf ihrem eigentlichen Schauplatze, auf der Bühne, begreifen kann. Auch ihm war ja nicht die Musik, sondern das Drama — dramatische Wirkung — die wesentliche Aufgabe. Nun traten seine Opern mir gegenüber, zunächst Cortez.

In dieser Zeit, ich glaube 1823, wurde ich bei Spontini eingeführt. Aus dem in parisischem Geschmacke hergestellten Salon ward ich in sein Arbeitskabinet geführt. Ich war ihm als Musikfreund bezeichnet. Er trat mir in seiner gewöhnlichen Haus-

kleidung von leichtem weißen Zeuge freundlich entgegen. Natürlich lenkte ich die Unterhaltung bald auf Ferdinand Cortez, den ich kurz zuvor gesehn hatte. Ich sprach ihm von dem für mich ganz neuen Eindrucke. „Doch," fügte ich zu, „ist mir wenigstens der Gegenstand auf der Bühne nicht ganz neu gewesen. Wir Deutsche besitzen eine Oper ähnlicher Richtung in Winter's unterbrochnem Opferfest; nur daß diese unter den waffenlosen Peruanern spielt, Ihr Cortez aber im funkelnden Mexiko im Kampfe gegen den kriegerischen Stamm der Indier. Man wird gewahr, daß Winter einem jetzt friedlichen Volke zugehört, Sie aber unter Napoleon's Augen gearbeitet haben." Diese Wendung schien ihm zu gefallen. Er erzählte mir, wie schon erwähnt, daß Napoleon selbst ihn mit der Komposition beauftragt habe, um den Spaniern, „qui appartiennent à la France," — so sprach er noch 1823 ganz napoleonisch, neuen Heldensinn zu erwecken. — „Denn," fügte er hinzu, „Napoleon's Aufgabe war nicht, wie man immer anzunehmen pflegt, Eroberung; das war nur das Mittel für seine Bestimmung. Seine Mission war: die erschlafften und zurückgebliebenen Völker zu neuem Leben und Fortschritt zu erwecken." Ich hielt mich nicht für berech-

tigt, widersprechend zu antworten, und unterdrückte die Bemerkung, daß die Napoleon's dem Guten auch wider ihren Willen, und nur so dienen. Von diesem ersten Besuche blieb ich in ununterbrochner Verbindung mit Spontini, ward seiner Gattin vorgestellt und in den Kreis der nähern Bekannten oder Freunde des Hauses gezogen.

In diesem Hause traf ich mit mancher anziehenden und bedeutenden Persönlichkeit zusammen. Doch hatte begreiflicherweise keine derselben für mich so viel Anziehungskraft, als Spontini selber. Schon sein Sprachklang, besonders aber sein Gesang, wenn er dann und wann einen kleinen Satz vernehmen ließ, um irgend etwas zu verdeutlichen, was ihn gerade bewegte, verfehlten nicht, mich lebhaft und sympathisch anzuregen. Die Stimme war hoher Tenor, außerordentlich sanft und einschmeichelnd, und dabei einen Metallklang wie von sanft angeblasener Trompete (cantabile dolcissimo) gleichsam verrathend. Seine Aussprache des Französischen war keineswegs rein, wie ich vor- und nachher von hochgebildeten Franzosen und Polen kennen gelernt hatte; sie verrieth den Italiener, dabei aber hatte seine Diktion etwas von der gesellschaftlichen Sprachweise durchaus Abweichen-

des. Ich wagte einmal, ihm zu bemerken: daß seine Rede mir eine Vorstellung von der Sprechart Talma's, des Helden der altfranzösischen Tragödie, gäbe. Es schien ihm nicht zu mißfallen, er entgegnete aber, ohne sich direkt auf den Vergleich einzulassen, ich würde für die Weise der französischen Tragödie den besten Anhalt in Gluck's Rezitative finden, das er selber studirt und dem er nachgestrebt, natürlich ohne seine Eigenthümlichkeit aufzugeben.

Ich mag nicht verschweigen, daß ich mich auch einmal einer kleinen Perfidie ihm gegenüber schuldig gemacht.

Spontini hatte zu einem seiner Bußtagskonzerte den Messias von Händel erkoren, der nicht lange vorher von der Singakademie aufgeführt worden war. Ich suchte seine Wahl auf das Alexanderfest zu leiten und fand damit leicht Gehör. Nun kam die erste Probe, man erinnere sich des wundervollen Chors: „Weck' ihn auf aus seinem Schlummer!“ jenes Chors, der nach Reichardt's geistreichem Worte wohlgeeignet ist, Fürsten aus ihrer schweren Schlaftrunkenheit zu wecken. Die Bässe des Orchesters, unterstützt vom fortpochenden Paukenschlag und allen irgend dazu verwendbaren Instrumenten, wiederholen unablässig (es

ist ein sogenannter basso ostinato) einen kurzen Satz, der fortwährend Tonika, Ober- und Unterdominante trifft D . . . A . . . D . . . G . . . Man bedient sich dabei nach alter Bequemlichkeit zweier Pauken auf D, A; zu dem Baßtone G schlägt dann die Pauke wahrhaft querköpfig wieder ihr D. Leicht erkannte Spontini, auf meine Bemerkung, daß es reinere Wirkung geben müsse, eine dritte Pauke auf G zu verwenden. Sogleich gab er Befehl, die dritte Pauke herbeizuschaffen. Dies mochte jedoch dem Kapellmeister Seidel unbequem scheinen; er trat herzu und bemerkte, in der Partitur finde sich von einer dritten Pauke kein Wort; die Partitur aber war der gestochenen englischen Ausgabe entnommen. Ich konnte meinen Vorschlag nicht so leicht fallen lassen, denn ich hielt ihn für gut und bin noch heute derselben Ansicht. Gleichwohl erkannte ich, daß Erörterungen aus dem Sinne des Werks nicht am Orte sein würden, bemerkte daher nur ganz kaltblütig: wenn der Herr Kapellmeister die Originalpartitur nachsehen wolle, werde sich die dritte Pauke schon finden. Spontini warf einen Blick auf mich und entschied, die dritte Pauke müsse herbei. Ob und wo die Originalpartitur vorhanden sei, war mir damals und jetzt unbewußt.

Als ich mit dem Jahre 1824 die Berl. Allgem. Musik-Zeitung gründete, unterstützte mich Spontini durch Zusendung von Billets zu seinen Opern und Konzerten und gewährte mir freien Zutritt zu den Proben. Hier war es, wo ich ihn in seiner Direktionsthätigkeit beobachten und in seine Intentionen näher eindringen konnte. Ohne Frage hat die genauere Bekanntschaft und der Umgang mit Spontini neben dem immer mehr sich vertiefenden Studium Gluck's wesentlich dazu beigetragen, mir selber eine entschiedene Richtung auf das Dramatische zu geben.

Ob übrigens Spontini an jener kritischen Unternehmung wirklichen Antheil genommen, weiß ich nicht. Wohl aber war ihm, was die Zeitung über seine Werke brachte, keineswegs gleichgültig. Er ließ sich, da er des Deutschen nicht vollkommen mächtig war, jeden Artikel von Freunden vorlesen und übersetzen. Ich erinnere mich noch, daß ich auf seinen Wunsch einmal unternahm, eine Beurtheilung Olympia's aus meiner Feder in das Französische zu übersetzen. Da mußte ich denn erfahren, wie schwierig es ist, etwas tiefer Eingehendes aus dem Deutschen in das unendlich ärmere Französisch zu übertragen, ohne den Inhalt oder die Darstellung wesentlich zu beein-

trächtigen. Ich war des Französischen ziemlich mächtig, mußte gleichwohl einen Helfer nach dem andern heranziehn, — und Alles blieb mangelhaft, unbeholfen. Wir alle waren unzufrieden, — nur Spontini nicht. Er meinte, wohl mehr verbindlich als aufrichtig: er verstehe schon aus diesem „arrangement de piano" meine Partitur zu „dechiffriren."

Zuletzt sollte jedoch dieselbe Zeitung Anlaß zu einer kläglichen Verdächtigung geben, deren Nachklänge weit hinaus hallten.

Ein Freund war es, der bis dahin mich mit Gefälligkeiten und wahrhaften Beweisen inniger Theilnahme erfreut hatte, der in einer bald darauf untergegangenen hiesigen Zeitschrift die Beschuldigung gegen mich aussprach: ich ginge damit um, durch Artikel in meiner Zeitung Spontini zu stürzen und an seiner Stelle Generalmusikdirektor zu werden. Diese Anklage gegen mich, wie wunderlich! — gegen mich, der vor- und nachher unermüdlich und unbeirrt für das Verständniß Spontini's gewirkt hatte, — wie ich es mir errungen und bis heute mir bewahrt! und der ich auch nach seiner Entfernung von hier der Einzige gewesen, welcher sein ehrenhaftes Andenken gegen Mißurtheile in der Oeffentlichkeit aufrecht zu halten bemüht gewesen!

Meiner persönlichen Sinnesart gemäß konnte mir nicht beikommen, auf eine so unwürdige und obenein absurde Anschuldigung etwas zu erwidern. Vergebens drang der Verleger der Zeitung in mich, mein Schweigen zu brechen. Bald wurde ich jedoch inne, daß auch Spontini keineswegs von jener Anschuldigung unberührt geblieben sei. Bisher hatte er mir, wenn eine neue Oper in Scene gegangen war, die Partitur derselben in meine Wohnung gesandt. Jetzt, es war eben sein Alcidor gegeben worden, und ich bat schriftlich um die Partitur, entgegnete er: er könne sie augenblicklich nicht entbehren, jedoch stehe sie mir in seinem Hause zu jeder beliebigen Stunde zur Einsicht offen. Ich begriff, lehnte das Anerbieten ab und, sicher meines Gedächtnisses nach Anhörung der Generalprobe und ersten Aufführung, gab ich in meinem durchaus beifälligen Berichte 20 bis 30 Notenbeläge. Damit meinte ich die Sache abgemacht.

Das war irrig. Unaufhörlich bestürmte mich der Verleger, eine bestimmte Erklärung zu veröffentlichen, wär' es auch nur, um seinen und meinen Freund, wie er betonte, zu beruhigen. Hierzu konnte ich mich nicht verstehn; es widerte mich an, Karakter und Verstand erst noch vertheidigen zu sollen. Das

Einzige, wozu ich mich entschließen konnte, war eine Anklage gegen den Anschuldiger. Er wurde, dies konnte gar nicht anders kommen, verurtheilt. Noch stand ihm das Rechtsmittel der weitern Vertheidigung offen, welches allerdings eine Milderung möglicherweise hätte zur Folge haben können. Er ergriff es.

Da trat er mich an einem dunkeln Abend auf der Straße mit den Worten an: „Lieber Freund, Du wirst doch das nicht an mir thun!" Er erwähnte seine Familie, die Gefahr für seine amtliche Stellung. — Ich entgegnete, daß es mir auf das Schmerzlichste wehe thue, daß ich aber nach meiner juridischen Einsicht nicht begreife, was mir nach erfolgtem Urtelsspruche noch für ihn zu thun möglich sei. Er erwiederte, wenn ich nur nicht in der Sache weiter gegen ihn vorgehn wolle, so werde es ihm möglich sein, die Folgen abzuwenden. Dies versprach ich, und gern, wenn auch nicht begreifend. Denn schon that es mir schmerzlich weh, daß ich mich gegen den ehemaligen Freund zu einem solchen Verfahren hatte bestimmen lassen.

So wurden denn mit meiner stillschweigenden Genehmhaltung die Folgen des Urtelspruches vermieden; — in welcher Weise, will ich nicht näher an-

geben; selbst die Bezeichnung des Gerichtshofes mag unterbleiben.

Die Sache war hiermit (abgesehen von meiner endgültigen Scheidung vom ehemaligen Freunde) folgenlos zu Ende.

Oder vielmehr, sie schien es.

Mehrere Jahre nachher hatte ein gewisser G. Schilling, unterstützt von einer Empfehlung des Universitäts-Musikdirektors Naue in Halle mich für die Mitarbeiterschaft am „Universallexikon der Tonkunst" gewonnen. Er selbst hatte eine Harmonielehre unter dem populären Namen Polyphonomos herausgegeben und dabei grausame Kritik erfahren, gerade in derselben Zeit, wo meine Kompositionslehre sehr günstige Aufnahme fand. Flugs bildete er sich (vollkommen grundlos) ein: alle ungünstigen Kritiken seien von mir verfaßt oder doch veranlaßt. Mich abzuwehren trat er, statt die Kritiken zu widerlegen, mit einer Wiederholung jener Verschwörungsgeschichte gegen Spontini und ähnlichen Hirngespinnsten hervor. Ich schwieg. Später erst ward mir jenes Wort Goethe's bekannt, dem einst Zacharias Werner ganz entrüstet von einer gehässigen Kritik erzählte, die er erlebt, aber gebührend erwiedern wolle. „Ich, bemerkte

mild der Dichterfürst, würde schweigen.“ Es gelang ihm, Werner zu beruhigen und zu überzeugen. Excellenz haben Recht! ich werde nie wieder antworten, man müßte denn sagen, daß ich einen silbernen Löffel gestohlen. „Auch dann würde ich schweigen!“ entgegnete mild der Dichter.

Bald erhielt ich eine Zuschrift von Robert Schumann, der damals die „Neue Zeitschrift für Musik“ redigirte und eben seinen kunstbrüderlichen Antheil in einer Beurtheilung meines ersten Psalms zu erkennen gegeben hatte. Er bot mir seine Zeitschrift an, wenn ich jenen Ausfall beantworten wollte. Wäre das mir aber, wie er vermuthe, zuwider, so sei er erbötig, für mich die Feder zu ergreifen. Ich dankte ihm herzlich für seine Gesinnung, bat ihn aber, sich nicht auf eine Sache einzulassen, die seiner Feder eben so unwürdig sei, als der meinigen. Der ehrenwerthe Schilling mußte sich ohne Antwort behelfen.

Damit aber das alte Wort: calumniare audacter! semper aliquid haeret (Verleumde nur dreistweg! immer bleibt etwas hängen) zu seinem vollen Rechte komme, fand sich nach einer hübschen Reihe von Jahren ein zweites Echo zu jenem verschollenen Kriegsrufe. Diesmal war es Dr. Fink, früher Land-

pfarrer, jetzt Redakteur der Leipziger Musik-Zeitung. Unsere Ansichten und Wege liefen wohl überhaupt ziemlich auseinander, jetzt aber war meine „Musiklehre" bei Breitkopf und Härtel in demselben Augenblicke in Verlag gekommen, wo er seine „musikalische Grammatik," ein Buch ähnlicher Tendenz, herausgeben wollte und, wie ich glaube, ebenfalls in jenem Verlage. Zugleich aber war aus der Feder eines noch lebenden Kapellmeisters an einem der ersten Hoftheater (damals Mitarbeiter an meiner Zeitung) ein Aufsatz erschienen, der meine Zeitung mit der Leipziger nicht zu Gunsten der letzteren zusammenhielt. Ich meinestheils habe erst viel später von jenem Aufsatze und der Verfasserschaft Kunde erhalten, Finck aber hielt sich für berechtigt, denselben ohne Weiteres mir zuzuschreiben und sich dafür zu rächen, indem er jene alte Kinderei hervorsuchte. Natürlich kam mir nicht in den Sinn zu antworten.

Damals war ich in freundschaftlichem Verhältnisse mit dem General v. Decker. Derselbe war als militairischer Schriftsteller und Lehrer, auch, wenn ich nicht irre, Verbesserer im Artilleriewesen sehr verdient, und im belletristischen Felde durch Erzählungen und Dramen, die unter dem Namen „Adalbert vom

Thale" hervortraten, in weiteren Kreisen bekannt. Er hatte schon in seiner frühern Garnison Königsberg lebhaften Antheil an meiner Kompositionslehre gefaßt, und sogar den Abschnitt von den Tonarten, Akkorden u. s. w. auf höchst sinnreiche Weise durch eine Zeichnung veranschaulicht, welche einer Vaubanschen Citadelle auf das Haar glich, und welche er bei Mittler in Berlin herausgab. Bei seiner Uebersiedlung nach Berlin führte diese Anknüpfung zu persönlichem Vereine. Kaum hatte Decker von Fink's Auslassung Kunde erhalten, so eilte er zu mir.

„Hören Sie, Freund!" waren seine ersten Worte, „das darf dem verfl.. Kerl nicht so hingehn!"

Ich dankte für seine Theilnahme, erklärte aber ruhig, daß ich mich nie dazu verstehn würde, auf dergleichen zu antworten.

„Nein, das ist auch nichts, das muß ganz anders kommen." Kurz, er war der Ansicht, ich müsse mich mit Finck schießen, ja, er bot mir für den Fall bedenklichen Ausgangs seine Börse an, und meinte, bei dem alten Herrn, Friedrich Wilhelm III., würde sich das Ding schon ausgleichen lassen. Vergebens erinnerte ich an die persönlichen Verhältnisse des greisen Fink und an die Wahrscheinlichkeit, nicht ihm, son-

dern der Polizei auf der Mensur zu begegnen. Er hatte für Alles Auskunft bereit, und erzählte mir, um mich zu bestimmen, einen ähnlichen Fall aus seinem Leben.

„Wie meine Taktik erschienen war, hatte sich auch so ein infamer Rezensent darüber hergemacht. Natürlich schickte ich ihm sogleich meine Karte. Nun standen wir denn mit den Schnapphähnen auf der Mensur, und es sollte losgehen. Da senkt er sein Pistol, tritt auf mich zu und spricht: Herr ... ich gebe Ihnen zu bedenken, daß ich Vater von acht Kindern bin. „Ha, das hätten Sie eher bedenken sollen, und schoß ihn über den Haufen!“

Mein trefflicher, heißblütiger Alter! das waren ja nicht meine Wege! das konnte allenfalls der Student Marx, aber der Marx, der eben seinen Beruf erkannt hatte, der konnte das nicht. Der hatte höhere Pflicht und daß Du, lieber Brausekopf, dennoch nicht an mir irre wurdest, das freut mich und danke ich Dir noch heute. — Uebrigens war dieser hitzige und pulversüchtige Krieger der mildeste, menschenfreundlichste Mann. Aber das ist ja eben die furchtbare Folge des Kastengeistes, daß die privilegirte Mordpflicht im Duell selbst den Einsichtigsten und Mildesten

mit Fesseln umstrickt und dahinschleppt, die sich kaum lösen oder zerreißen lassen. Die edelsten und waffenlustigsten Völker, Griechen und Römer, haben vom Privatduell nichts gewußt. Ihr Leben gehörte dem Staat und der Menschheit.

Ich darf von dieser wunderlichen Angelegenheit nicht scheiden, ohne Gerechtigkeit gegen ihren Urheber und gegen mich selbst zu üben.

Gegen mich selbst muß ich aussprechen, daß ich übel gethan, aus Rücksicht auf den Argwohn Spontini's den Prozeß gegen einen Mann anhängig zu machen, mit dem ich befreundet gewesen. Zwar hatte er zuerst die Freundespflicht durch jene öffentliche Anschuldigung verletzt, allein das Unrecht des Einen ist für den Andern kein hinreichender Grund zur Schonungslosigkeit. Das muß um so mehr gegen mich gelten, da die Anschuldigung in mir von Anfang an weder Zorn noch Besorgniß erweckt hatte.

Was aber den Andern betrifft, dessen Namen ich auch jetzt noch nicht preisgeben mag, so würde man ihm Unrecht thun, wenn man ihm absichtliche und bewußte Unwahrheit beimäße. Er war ein Mann vom besten Gemüthe, von vorzüglichen Geistesanlagen. Allein er hatte sich gewöhnt, seinen Leidenschaften, den

Vorspiegelungen seiner Phantasie ohne gewissenhafte Prüfung zu folgen, — eine Richtung, die ihn hinderte, seine trefflichen Gaben zu voller Geltung zu bringen.

Hierzu kam ein schrankenloser, ja ganz halt- und rücksichtsloser Enthusiasmus für Spontini, der sogar die seltsame Folge hatte, daß er viel und mancherlei komponirte, niemals aber, — nicht vier Takte lang sich von Spontini's Weise freizuhalten vermochte, so sehr ihn sein Ehrgeiz überall trieb nach Eigenthümlichkeit zu trachten. Von meinen Aufsätzen über Spontini war er, da er sie jenem günstig fand, mehr als vielleicht Spontini selber eingenommen. Gleichwohl kam keine neue Oper herbei, ohne daß er gestrebt hätte, mich für dieselbe günstig zu stimmen. Dies war mir stets drückend geworden, weil es meine Art und Pflicht war, die Selbstständigkeit meines Urtheils zu bewahren. Am schärfsten trat diese Verstimmung hervor, als die Aufführung des Alcidor herannahte. Meine Abwehr der Einmischung mag ihm als Widerstand gegen sein Urtheil, gegen die Sache selbst erschienen sein. Von da bis zu jenem Punkte in mir einen Feind Spontini's, einen Verschwörer zu sehen, war für seine aufgeregte Phantasie nur ein Schritt. Allerdings hätte ein wenig mehr Duldsam-

keit von meiner Seite gegen die immerhin lästigen Anläufe des Enthusiasten der Besorgniß desselben keinen Raum gegeben und damit die ganze Batrachomyomachie im Keime erstickt. Indeß mir war es mit der Pflicht, die ich bei der Begründung der Zeitung übernommen, unerbittlicher Ernst.

---

## Austritt aus der Rechtslaufbahn.

Lockend und vielfach anregend hatte sich, wie man bisher gesehen, das Leben um mich her gestaltet. Es war aber nicht Verlockung, sondern die immer fester wurzelnde Ueberzeugung, daß man nicht zweierlei, und so weit von einander abführende Wege mit einander vereinen könne, und das, was ich als eigentlichen Beruf immer klarer erkannt hatte, sich nur im Mittelpunkte künstlerischen und literarischen Lebens erreichen lasse, was mich endlich entschied, zuerst unbestimmten Urlaub, dann Entlassung vom Kammergericht zu nehmen. Anstellung, wie die gewöhnliche juridische Laufbahn sie mit sich brachte und E. T. A. Hoffmann mir hatte anbahnen wollen, war mir schon von Naumburg her unannehmbar erschienen. Es gab noch eine einzige Richtung, die mich ökonomisch sicher gestellt und mir Muße zu meinen Arbeiten gelassen hätte; das war die Laufbahn eines Auditeurs und zwar in Berlin. Zweimal kurz nach einander eröffneten sich solche Stellen. Der damalige General-Auditeur, Präsident von Braunschweig, erkannte

beidemal meinen Anspruch für begründet; allein beide Male traten mir Bewerber zur Seite, die für Berlin zu bevorzugen, Anlaß war. Es sollte mir aber damit kein Unrecht geschehen; und so wurde mir im ersten Falle eine gleiche Anstellung in Erfurt oder Magdeburg, im andern eine Anstellung als Garnison-Auditeur in Stralsund, diese in Verbindung mit einer Notariatsstellung angeboten. Präsident von Braunschweig schätzte das Gesammteinkommen der stralsunder Stelle auf mehr als 2000 Thaler. Ich dankte — und nahm nun meine Entlassung. Für einen ganz Unbemittelten, der obenein seine Eltern zu erhalten hatte, war der Entschluß nicht leicht. Allein, die Zwitterstellung in das Unbestimmte hinaus ohne wesentlichen Nachtheil für meinen Beruf festzuhalten, war augenscheinlich unausführbar. Wie wär' es auch möglich gewesen, in Stralsund oder sonstigen Provinzialstädten ohne Universität, ohne Bibliothek, ohne Oper meine Plane, die sich immer entschiedener in künstlerischer und wissenschaftlicher Richtung ausgebildet hatten, zu verwirklichen!

War nun mit meinem Austritte die auf das Rechtsfach verwendete Zeit und Arbeit fruchtlos, verloren? — Keineswegs. Wieder ward ich inne, daß

Alles, was uns zufällt, zu unserm Besten gereicht, wofern es nicht Folge eigener Schuld ist und wir mit unbeugsamen Wollen dem uns gesteckten Ziel, wie eigenes Bewußtsein und Verlangen es gefaßt, durch alle Hemmnisse zustreben. Ich war nach meiner Anlage und der plan- oder ziellosen Entwickelung, der ich ohne meine Schuld verfallen, sehr zum Phantastischen hingeneigt und streng gehaltenem Streben abgewendet. Was auf Gymnasium und Universität für die Schulung zu strengem Denken und Handeln geschieht, hätte nicht genügt, mich zu fester Richtung und Ordnung zu erziehen. Da kam nun erst das römische Recht mit seinen eisernen Konsequenzen, dann die Rechtsausübung, in der jedes Abweichen ein Unrecht, ein Rechtsbruch war. Dieser doppelten Schule bedurfte es, mir Festigkeit und Haltung zu geben, wie ich sie für mein Wirken nöthig hatte.

Ich schied.

Uebrigens hatte ich bereits meinen Erwerb in musikalischer Beschäftigung gefunden; ich hatte Klavier- und Gesangunterricht zu ertheilen begonnen.

Eigenthümlich begünstigte mich dabei das Glück.

Ich war kein Sänger von Auszeichnung, habe auch niemals große Sänger gebildet, oder große

Stimmen entwickelt. Erst viel später erkannte ich, daß das Letztere in der Form des Privatunterrichts, bei zwei, höchstens drei Lektionen wöchentlich, gar nicht zu erlangen ist, sondern unablässige Schulung fodert. Allein ich trachtete, jeden Zögling in einen Kreis von Leistungen zu führen, denen er nach seinem Stimmvermögen gewachsen war. Hierzu die Stimme zu befähigen, Gemüth und Geist zu erschließen, das erkannte ich für meine eigentliche Aufgabe. Hiermit stand ich übrigens keineswegs allein. Jenes Metier der Stimmbildner, die zwei, vier und mehr Jahre ausschließlich mechanischer Beschäftigung fodern, um, nach dem sublimen Ausdrucke Eines aus ihrer Mitte, das „Instrument" zu bilden und dann den längst erloschenen Funken mit Vorschriften bei jeder Note, — stark! zögernd! gestoßen! schmelzend! erhaben . . . wieder anzublasen, war damals noch nicht im Schwange. Unter dem Einflusse der eben vorübergegangenen oder noch unter uns lebenden Tondichter konnte auch der Unterricht sich nicht anders als künstlerisch gestalten. So stellten wir Lehrer ganze Reihen von Zöglingen auf, die alle für künstlerische Gaben befähigt und jeder in seiner geistigen und stimmigen Eigenthümlichkeit bewahrt waren, nicht, wie später

oft, nach einem unabänderlichen Formular in trostlose Einförmigkeit der Stimme und Auffassung gebannt. So habe auch ich zwar Sängerinnen gebildet, die fähig und würdig waren, Händel und Gluck zu singen; aber auch andere, die nicht über das einfache Lied hinausgelangten.

Auch das Letzte hatte bisweilen seine Schwierigkeiten. Bei meiner ersten Gesangschülerin ward ich bald gewahr, daß sie gar nicht wußte, was sie eigentlich singe. Ich gab ihr also auf, mir jedesmal zuvor den Inhalt des Gedichts anzugeben. Nun kam bald die Reihe an irgend eine Komposition des „König von Thule.“ Im Verfolg der Erörterung kam ich dann an die Schlußstrophen:

„Die Augen gingen ihm über,
Trank nie einen Tropfen mehr.“

und fragte nach deren Sinn. Ein verschämtes „Ach!“ und ein zweites „Ach!“ stieg aus der beklommenen Brust hervor. Endlich, auf mein freundliches Zureden, stammelte das liebe Kind: „Er war betrunken!“ Sie war erst achtzehn Jahre alt..

Als Klavierlehrer hatte ich wenigstens zehn bis zwanzig Lehrer mir zur Seite, die mich an Virtuosität weit übertrafen, zum Theil jährlich in öffentlichen

Konzerten spielten. Gleichwohl begünstigte mich auch hier der Erfolg so weit, daß ich wohl zufrieden sein konnte. Es war vielleicht mein Streben, die Schüler in den Sinn und Geist der Komponisten einzuführen, welches diesen Erfolg bewirkte. Auch in diesem Gebiete zeigte sich ein wesentlich verschiedener Geist im Gegensatze zu der heutigen Zeit. Wohl hatte Beethoven in seinem geringschätzigen Zorne gegen die „Klaviermeisters" Recht, die er insgesammt als seine Feinde betrachtete. Er bezeichnete mit dem Namen bekanntlich diejenigen Spieler und Lehrer, denen das Klavier und die technische Fertigkeit über alles ging, und die dafür Zeit und Nervenkraft, Geist und echte Kunstbildung der ihnen Vertrauenden unbedenklich zum Opfer brachten. Man ging damals noch nicht darauf aus, Jeden, der das Klavier anrührte, zu einem Wundervirtuosen aufzuziehen. Was mich betrifft, so hatte ich mir als Ziel festgestellt: abgesehen von dem, was für die technische Ausbildung jedes Schülers an Fingerübungen und wenigen, aber mit großem Bedacht, zu ganz bestimmtem Zweck auserwählten, oder nach dem jedesmaligen Bedürfnisse des Schülers selbst verfaßten, Etüden, nothwendig war, jeden Zögling in der Literatur seines Instrumentes einheimisch zu machen.

Wer nicht allzufrüh ausschied, der mußte in den Werken Beethoven's und Bach's (Händel's Klaviersachen waren mir damals noch fern geblieben), Haydn's und Mozart's einheimisch sein, von Dussek und Louis Ferdinand, so wie von Moscheles u. A. wenigstens das Bedeutendere kennen gelernt haben; — natürlich ging praktische Ausführung mit theoretischer Erläuterung Hand in Hand. Was ich in späterer Zeit als Auswahl aus Bach gegeben, so wie die Erläuterungen dazu und zu der chromatischen Phantasie hat seinen Ursprung in jener Zeit. Auch hierin stand ich unter meinen Genossen im Lehrfache keineswegs allein. Das Bestreben, den Schüler zu dem Besten, statt zu dem Schwierigsten hinzuführen, war ein ziemlich allgemeines.

Ein dritter Lehrzweig wurde mir von außen angeboten, an ihn sollte sich Bedeutsames für mich knüpfen. Ludwig Berger, der erste Klavierlehrer Berlins, durch geistvolle Klavierkompositionen und seelenvolle Lieder weithin beliebt, schickte mir nacheinander mehrere seiner Schülerinnen zu, um sie im „Generalbaß" zu unterrichten. Man hatte damals noch die Meinung, daß dies zur tiefern Verständniß der Kunst führe. Ich gab denn einer dieser Damen

nach der andern den herkömmlichen Generalbaß-unterricht.

Einmal meldete sich, wieder von Berger gesandt, ein Fräulein Romberg und begehrte den beliebten Genaralbaßunterricht. Sie war eine von jenen sinnvollen Schönheiten, deren geistiger Gehalt nicht gleich zum Bewußtsein des äußern Reizes kommen läßt. Ich tischte ihr denn die schale Speise vom Akkord- und Umkehrungswesen und den Ziffer-Mysterien auf. Als sie mir aber am Schlusse des ersten Monats ein Röllchen harter Thaler in die Hand drückte, meinte ich, in die Erde sinken zu müssen; mich überkam das volle Gefühl eines ertappten Diebes. Und diesem edel gestalteten, edel strebenden, mir vertrauenden Mädchen sollte ich einen Stein statt des geistigen Brodtes in die Hand legen! Was wollte sie denn? sie begehrte Aufschluß über das inwendige Leben in unserer Kunst. Sie wollte schauen, wenn nicht vielleicht Hand dabei anlegen, wie das flüchtige Tonelement im Menschengeiste feste Gestalt erhielte. Gewährte das jener staubige Tröbel des Generalbasses? hatte er mich gefördert, oder nicht vielmehr mich verwirrt und gelähmt? —

Es kostete mich eine schwere Nacht des Kampfes

und Ringens, dann schaute ich klarer. Die Wege des Lebens, die Melodien der einen oder mehreren Stimmen, wie sie seligen Friedens voll sich zu einander gesellen oder im Hader alles irdischen Daseins gegen einander sträuben und kämpfen, — was ich selber als mein eigener Führer im Tonreigen geschaut und gedacht: das, das konnte einzig ihr frommen! das mußte ich ihr geben, oder als Dieb vor ihrem edel fragenden Antlitz entweichen!

Die Nacht entschied. Sie trug den Keim der Kompositionslehre in sich. Vielleicht hat mancher sinnige Leser später bei der Durchsicht jenes Buches geahnt, daß nicht der kalte Verstand, sondern heißes Empfinden und ein gewisses, unbeschreibbares Hineinleuchten der ewig einen Schönheit es erweckt hat. Von irgend einer persönlichen Neigung leidenschaftlicher Natur war dabei gar nicht die Rede.

Das Werk übrigens sollte noch manches Jahr warten. Erst probte ich mein neues Verfahren an einzelnen Schülern, dann ward das System auf der Lehrstätte der Universität vollendet. Vorläufig war mir wichtiger, was mich auf der Kompositionslaufbahn förderte. Daß ich nie aufgehört zu komponiren, versteht sich. Das bedeutendste Unternehmen auf

diesem Felde war die Komposition des 137. Psalms für Chor und Orchester. Dieses Gedicht, in dem die Glut unversöhnlicher Rachgier aufflammte, wie nur der Orientale, der gequälte Hebräer sie hegen kann, durchloderte mich, daß ich mich wohl dem Dichter nahe gehoben fühlen konnte. Allein die Kunstbildung entsprach nicht der geistigen Anregung. Ich selbst erkannte das und das Werk durfte nicht in die Oeffentlichkeit. Gleiches Schicksal hatte eine Symphonie.

Die wichtigste Erweiterung meiner Bildung für Komposition ging seit lange, fast unbewußt, auf Instrumentation. Viel hatte ich gehört, öfter gestritten um Spontini, manche Partitur hatte ich erworben. Unter ihnen brachten mich zunächst Symphonien von Haydn zum Nachdenken. Seltsam! dieser Alte mit seinem kleinen Orchester wußte so bunt zu färben, so charaktervoll zu malen, vollführte mit seinen zwei kleinen Trompeten einen so prahlhaften Lärm, daß man Spontini's große Schallbühne mit ihren vierundzwanzig Trompeten nicht eben gewaltiger nennen konnte. Wie ging das zu? — Er verstand, war meine erste Antwort, die Kunst der Maler, das Licht auszusparen, dem höchsten Punkte das volle Licht zu

geben, von da ab — nicht etwa in Rembrandt'sches Dunkel hinabzufallen, sondern in anmuthvoller Abstufung das Spiel des Lichts und des Farbenglanzes bis zum Finster durchzuführen.

Allein solche an der Oberfläche hingleitende Betrachtung kann den Künstler, oder der es werden will, nicht befriedigen. Wie hat er es gemacht? — Das ist die Frage, die der Künstler sich jedem Meisterwerke gegenüber vorlegen muß, und die ich mir mit großem Ernst und unablässig stellte.

Vor allem waren die Partituren und das Wenige, was es damals von theoretischer Anleitung gab, zu Rathe zu ziehen. Indeß das Alles hätte nur zur Nachahmung der vorhandenen Kompositionen geführt. Es trieb mich ein feurig Verlangen, tiefer auf den Grund zu gehen; Klang und Art jedes Instruments, dann aber die Zusammenschmelzung zweier oder mehrerer zu einem neuen Klangkörper, das mußte erforscht werden. Damals hätte man mich auf allen Wachtparaden und in allen Gartenkonzerten finden können. Ob meine lieben Kollegen einen einfältigen Walzer oder eine prächtige Ouvertüre spielten, war mir ziemlich gleich; ja ich achtete kaum auf den Inhalt, wußte vielleicht nicht immer, ob da vor mir diese oder

jene Tonart, Dur oder Moll, erklänge. Mein ganzer Sinn war bald auf dieses, bald auf jenes Instrument gerichtet und nur darauf; ich vernahm nichts als, wie der Klang desselben, wie er in der Tiefe, in der Höhe, in der Mitte war, wie weit die Schallkraft reiche, welche Tonfiguren hervortraten und wie sie gerade von diesem Instrumente aus wirkten. Dann spannte ich meine Vorstellungskraft, um zu errathen, wie der Klang verbundener Instrumente sich gestalten möge? und prüfte nun meine Vermuthung, sobald mir dieser Zusammenklang thatsächlich gegenüber trat.

Oft fragte ich diesen oder jenen der Musiker um sein Instrument und dessen Weise. Stets erhielt ich bereitwilligste Auskunft. Ja, oft kamen diese vielbeschäftigten Männer zu mir, dem unbekannten jungen Menschen, auf das Zimmer, die Hornisten, beladen mit ihren Einsatzbogen (Ventilhörner gab es noch nicht) und bliesen mir auf meine unermüdlichen Fragen die Antwort unermüdlich vor. Von Gewinn war dabei nicht die Rede; ein solches Anerbieten hätte sie gekränkt. Sie kamen echt kunstbrüderlich meinem Antheil an ihrem Instrument mit ihrem Antheil meinem Streben entgegen. Früchte dieses We

verkehrs sind in meinen Kompositionen und in meiner Lehre von der Instrumentation enthalten.

Jetzt sollte abermals meine Lehrerstellung den ersten Anlaß geben, das Erlernte und Ersonnene thatsächlich zu bewähren.

Im Hause des Geheimrath Naumann sollte die silberne Hochzeit gefeiert werden. Der nachherige Schwiegersohn desselben, später Kammergerichts-Präsident, Bonseri, ordnete die Festlichkeiten, in deren Reihe eine pantomimisch-dramatische Darstellung nicht fehlen durfte. Ich, als Freund Bonseri's und Lehrer im Hause, übernahm die Musik zu liefern und setzte eine Reihe Orchesterstücke, voran eine Ouvertüre. Seltsam war die Beschränkung, der ich mich zu fügen hatte. Das Orchester gewährte nur für zwei Violinen, Bratsche, Violoncell und Baß, eine Flöte, eine Klarinette, ein Fagott und zwei Hörner den nothwendigen Raum. Allein, da es einmal nicht anders ging, war ich guten Muthes. Ich erinnere mich, daß meine beiden Hörnchen durch eigenthümliche Stellung und Führung in einem feierlichen Moment ganz posaunenhaft wirken mußten. Bald war die Komposition fertig.
mir Da überfiel mich ein ängstliches Bedenken, ob
wußiAlles, was ich ersonnen, die rechte Wirkung

haben würde? Neben dem Ehrgeiz, und vor ihm sprach die Sorge für das Gelingen des Festes, und nicht lange vorher hatte ich eine gar bedrohliche Nachricht von Löwe erhalten. Der war Musikdirektor in Stettin geworden, hatte dort zum Antritt seines Amtes eine Kantate mit Orchesterbegleitung aufgeführt und schrieb mir in seiner unveränderten kindhaften Einfalt: „Na, sehen Sie Marzchen, das war ganz ein verfluchtes Ding. Wo ich mir einen großen Effekt eingebildet hatte, da kam gar nichts; und wo ich mir gar nichts gedacht hatte, da klang es ganz charmant und schön." Dies fiel mir jetzt schwer auf's Herz. Wie, wenn ich mich auch nach beiden Seiten geirrt hatte — und Aufschub war nicht möglich — ich wußte mir nicht anders Rath, als daß ich meinen musikverständigen Freund G. Nikolai nebst hinlänglichem Notenpapier mit in die Probe nahm, damit das etwa Umzuschreibende von seiner und meiner Hand schleunigst ausgeführt werde. Allein es war keine Nachhülfe nöthig; alles klang, wie ich mir vorgestellt hatte und meine Sorge wich erhöhtem Vertrauen.

## Erste Schritte in die Oeffentlichkeit.

So viel hatte ich in Berlin schon gelernt, daß es mißlich, wo nicht unmöglich sei, als junger Komponist mit einer großen Oper Aufnahme zu finden. Eine Oper von Hummel, der als Pianist und Komponist hoch angesehn, und damals als Kapellmeister in Weimar angestellt war (ich glaube sie hieß Mathilde), war in Berlin von der Theaterdirektion zur Aufführung bestimmt worden und wartete nun schon sieben oder neun Jahre ihrer Auferstehung. Wie lange hätte ich unbekannter Neuling harren müssen, wenn ich überhaupt einen Anspruch auf Warten errungen hätte. Ohnehin fehlten mir für die ernste, tragische Oper, zu der ich mich einzig gestimmt meinte, Gedicht und Dichter; nur der Drang zum Schaffen war stets rege.

Ein zufälliger Anstoß entschied.

Ich fühlte mich eines Morgens unwohl, wollte mich ausruhn und schickte zu meinem nachbarlichen Freunde Sietze, — er möge mir irgend ein leichtes Buch senden. Ich erhielt einen Band von Goethe. Auf dem Sopha liegend blätterte ich ihn durch und stieß auf das Singspiel Jery und Bätely, das ich zufällig noch nicht kannte. Ohne besondern Antheil fing ich an zu lesen. Da faßte mich bei dem kleinen Gedicht:

Sehe!
Verschmähe . . .

die Stimmung und Melodie des Augenblicks unabsichtlich und fast unwissentlich. Ich langte ein Notenblatt herbei und zeichnete die Weise auf. Sogleich war Krankheit und Alles vergessen. Als einige Stunden später Sietze kam, nach mir zu sehn, hatte ich die ersten fünf Gesänge komponirt. Er gab ihnen Beifall und schon bedurfte es seines Zuredens nicht mehr, — das ganze Singspiel ward, bis auf die Ouvertüre, in ein paar Wochen vollendet, — nur im Entwurfe, aber mit bestimmter Vorstellung der Instrumentation.

Frühere und spätere Unternehmungen waren nie zur Verwirklichung gekommen, ohne daß ich sie zuvor

längere Zeit in mir hatte reifen lassen. Diesmal war das Ganze gleichsam aus dem Stegreif und ohne vorherigen Entschluß entsprungen, ich wußte kaum wie. Nun erst, von Freunden und Musikverständigen angeregt, beschloß ich, das Werk zu öffentlicher Aufführung darzubieten. Die Partitur der Gesänge, zuletzt die Ouvertüre, lag bald vollendet vor mir.

Ich kann wohl sagen, daß ich von Goethe's Dichtung erfüllt war und daß mir jeder, vom Dichter für Komposition ausersehene Moment tief in das Herz gedrungen war. Allein Eins kam mir nicht zum Bewußtsein, als bis es zu spät war. Diese Gesänge des großen Dichters, so innig, so charakterwahr, sind für Komposition — unbrauchbar; sie sind zu kurz, um dem Musiker Raum zu geben für tiefere, oder nur bestimmte Wirkung; und wiederum sind sie zu charaktervoll und tiefgreifend, als daß man sie flüchtig nach Art des Vaudeville oder Liederspiels leicht abfertigen könnte. Das Letztere hatte Reichardt versucht, und der würdige, herrliche Alte durfte es in seiner, der vormozartischen Zeit, in welcher Liederspiel und Operette gar nicht mit Ernst und Tiefe, sondern als ein artiges „Musenspiel" behandelt wurden. Mozart hatte uns auf andere Wege gewiesen. So

konnte auch ich nicht anders, als mich diesen innigen Momenten, die der Dichter flüchtig, wie den ersten Strahl der jungen Sonne emporleuchten läßt, mit Innigkeit und gänzlicher Vertiefung hinzugeben. Allein der Widerspruch des geflügelten Wortes und der weiligen Melodie blieb bestehn und mußte sich vom Theater her fühlbar machen.

Dazu kam — eine Sünde von meiner Seite, ein Vergehen an dem, was ich für wahr und recht erkannt. Von meinem musikalischen Freunde Nikolai, der für meine Komposition lebhaften Antheil gefaßt, ließ ich mich bestimmen, da und dort Einiges zuzufügen, das den Sängerinnen Gelegenheit gab, ein wenig Koloratur zu zeigen. Ohnedies, meinte er, würde ich keine Sängerin bereit finden. So ging denn meine Partitur der Musikdirektion zu und ward angenommen. Jetzt sollt' ich am Kleinen lernen, daß es leichter ist, eine erste Oper zu schreiben, als zur Aufführung zu bringen.

Nachdem die Oper angenommen war, besuchte mich Kapellmeister Seidel, Mitglied der Direktion, welche angenommen hatte, und bezeichnete mir eine Reihe von Stellen, deren Instrumentation ihm unstatthaft schien. Ich mußte mich schriftlich verpflichten,

die Kosten der Ausschreibung zu tragen, wenn die Instrumentation sich nicht bewähren sollte. Besonderes Aergerniß nahm der ganz wohlwollende Mann an der Begleitung des ersten Liedes:

„Singe, Vogel, singe . . .“

in der ich die Flöten in die zweite und die Geigen in die dritte Oktave gelegt hatte. Die Instrumentation erwies sich übrigens ganz meinen Absichten gemäß und, wenn auch vom Gewohnten vielfach abweichend, doch durchaus kunstmäßig.

Hierauf machte ich dem Generalintendanten Grafen Brühl meinen Besuch. Er nahm mich freundlich auf, erklärte mir aber, er könne durchaus nichts für mein Singspiel, sondern werde alles Mögliche gegen die Aufführung desselben thun. Zwar habe er nicht das Mindeste gegen mich oder meine Komposition, allein sein verewigter Freund Reichardt habe bekanntlich dasselbe Gedicht in Musik gesetzt und dessen Komposition sei Eigenthum des Theaters; es könne ihm nicht lieb sein, eine andre an deren Stelle treten zu sehn. Ich erinnerte in aller Bescheidenheit, daß Reichardt's Singspiel schon seit einer Reihe von Jahren von der Bühne verschwunden sei. „Ich werde es sogleich in Scene gehn lassen,“ war seine

schnelle Antwort. Es geschah, fand aber nicht den mindesten Anklang und mußte nach einmaliger Aufführung für immer zurückgelegt werden. Jetzt kam meine Komposition an die Reihe, — das heißt, nach mancherlei Verzögerungen.

Der Abend der Aufführung erschien und ich fand mich hinter der Scene ein. Daß die Komposition keinen entscheidenden Erfolg haben könne, hatte ich bereits erkannt, seitdem mir die Unangemessenheit des Gedichts für musikalische Behandlung einleuchtend geworden und meine Versündigung gegen die eigne Ueberzeugung mir den heitern Sinn getrübt hatte. Allein Furcht oder Besorgniß blieb mir fern; ich hoffte jedenfalls zu lernen.

Nun sollte ich erfahren, daß ich mir bereits Feinde genug gemacht hatte, und zwar durch meine Aufrichtigkeit in der musikalischen Zeitung, von der bald die Rede sein wird. Vor der Aufführung trat eine unsrer ersten Sängerinnen, Frau Seidler, mit der Frage zu mir: „Nun, schlägt das Herz noch nicht?“ Ich fragte verwundert, warum? und sie machte mit ihren Füßchen die Pantomime des Auspochens mit so viel Bosheit, ach, und so viel Reiz in dem fast griechischen Gesichtchen, daß ich nichts als Bewunde-

rung und Vergnügen empfand. Ich hatte die vollendet schöne Frau mit der Silberstimme und ihrer unfehlbaren Glockenreinheit und Koloratur stets bewundert und in meinen Berichten gebührend anerkannt, aber auch nach meiner ehrlichen Ueberzeugung ausgesprochen, daß sie nicht mit voller Hingebung und Leidenschaft in den Sinn größerer Partien eindringe. Dies konnte mir nicht verziehn werden.

Diesmal kam es anders. Kein Zeichen des Mißfallens ward vernommen und weit über die Hälfte der Musikstücke fand lebhaften Beifall. Ganz gewiß gehörte derselbe zum größten Theile der Leistung der Ausführenden, der glühenden Schulz, dem edelsten Tenor, Bader, dem launigen Spiel und Gesang Blume's.

Das mag Dem und Jenem unerwartet gekommen sein; man mußte nachhelfen. Bei der zweiten, ziemlich lange verzögerten Aufführung setzte die Ouvertüre ihren blos von aushaltenden Blasinstrumenten zu intonirenden Akkord, der sie eröffnet und einleitet, ohne Baß und Grundton ein, — man hatte die Schlüssel zu dem Fagottkasten versteckt. In einer Scene, wo der Gesang Bäteli's zum geöffneten Fenster ihrer Hütte hinaus erschallen sollte, fand sich

das Fenster vernagelt; eine Zeitlang, bis die Sängerin um die Hütte herum auf die Scene gelangt war, vernahm man nichts, als eine ziemliche Reihe von Takten hindurch, die rollende Begleitungsfigur der Geigen. Genug von diesen Possen. Das Singspiel ward zurückgelegt; die Ouvertüre ward noch einigemal, ohne mein Zuthun, vor das Publikum gebracht.

Graf Brühl zeigte mir nun freundliche Bereitwilligkeit, wenn sich Gelegenheit fände, mich zu fördern; und schon meinte ich eine solche gefunden zu haben. Offenbar im Nachklang jener Mittheilungen der Hendel-Schütz über die Kopenhagener Ballete, hatte ich den Plan zu einem Ballet gefaßt und die Komposition schon auf eigne Hand begonnen.

Mein Stoff war Achilles auf Skyros.

Beim Aufgehn des Vorhangs erblickte man eine heitere Gegend, die sich nach dem Meere hin senkte. Deidamia mit ihren Gespielinnen erging sich im heitern Reigentanz, unter ihnen Achill auf der Gränze vom Knaben- zum Jünglingsalter in Mädchenkleidung, bunten Kopfschmuck durch die kurzen Locken geschlungen. Eines der Mädchen weiset plötzlich hinaus auf das Meer, alle schauen dahin, es zeigen sich fremde

Schiffe, Gesang der Rudernden (Hörner und Fagotte sollten ihn vorstellen) schallt über die sanftschaukelnden Wogen. — Dieser Satz klang in mir nach und gab das erste Motiv zu jenem Wogengesange im ersten Finale des Mose. Im Ballet steigt nun Odysseus mit den Seinen an das Land. Die Mädchen sind scheu zurückgeflohen und haben Achill, der sich sträubt, mit sich hinweggeführt. Da naht vom Lande her der König im Friedensgewande; aus den Schiffen wird auf Odysseus Wink köstliches Frauengeschmeide aller Art mit Prunkgewändern und Allem, was Mädchen anlocken kann, herbeigeschafft. Deïdamia und die Mädchen wagen sich erst schüchtern, dann muthiger heran, bewundern die köstlichen Gaben, strecken verlangend die Hände nach Dem und Jenem. Deïdamia wagt zuerst ein fließendes Purpurgewand zu ergreifen und die Dienerinnen eilen geschäftig herzu, das Fürstenkind fürstlich zu schmücken. Aber indem der herrliche Purpur sich entfaltet, wird unter ihm ein blitzendes Schwert in edelsteinfunkelndem Waffengürtel sichtbar. Achill erblickt es, stürzt sich darauf, schwingt es nach Heroenart um sein Haupt. Schnell bringen Odysseus Begleiter den hellgeschliffenen Stahlschild herbei. Achill schaut hinein, reißt

den Weiberschmuck des bunten Gebänders vom Haupte, dem nur der Helm mit hoch herab drohendem Helmbusche geziemt, und alle Hellenen umdrängen ihn jubelnd und huldigend. Er ist erkannt, von dem allein Ilions Sturz und das Heil der Hellenen zu erwarten ist. Auf dem unabsehbaren Gewoge des grünlichen Meers nahet wellengetragen Thetis, die schwerbekümmerte Mutter, mit großem Gefolge der Nereiden. Vergebens ist ihre Warnung, ihr Flehn: er möge bei Deïdamia im heitern Kreise der Jungfrauen weilen, draußen erwarte ihn mit dem Ruhme das frühe Grab. Auch die Geliebte naht mit den Gespielinnen, der greise Fürst streckt flehend die Hände nach dem Jüngling aus, die Hellenen unschlüssig, schwanken. Da rollt fernher Zeus Donner, auf lichter Wolke zeigt sich Pallas Athene, die Waffenfrohe. Hermes, der Bote, winkt hinaus, wo die Götter das Schicksal des Heldenjünglings vollenden werden. Die Hellenen führen, dem künftigen sichern Siege schon jetzt entgegenjubelnd, ihren Helden den Schiffen zu

Dies waren die Grundlinien meines Ballets. Thörichte Schwärmerei! Hatte ich nicht eben Kia-King aufführen sehen, mit seinen Schaaren grotesker

Chinesen, die wackelnd oder in Kreuz- und Quersprüngen sich sinnverwirrend herumwarfen und zuletzt den Laternentanz mit tausendfarbigen Papierlaternen ausführten, zum nimmer endenden Jubel der schaulustigen Menge? Graf Brühl schenkte meinem Vorschlage lebhaften Antheil, wies mich aber (ganz in der Ordnung) wegen des Weitern an den Balletmeister, Laucheri hieß er, wenn ich nicht irre. Dieser hörte mich freundlich an und erzählte mir nun zwei seiner Entwürfe (im Geschmack des Kia-King) die vorerst in Scene gehen würden und an denen ich abnehmen könne, was dem Ballet angemessen sei. Ich war aufgeklärt und entsagte.

Nach einer andern Seite hin öffnete sich für meine Bethätigung ein neuer Schauplatz.

Wilibald Alexis hatte eine Preis-Novelle von 60 oder 70 Zeilen verfaßt und dieselbe für das eben entstandene Königstädter Theater zu einem Melodram benutzt. Der Inhalt war die Liebe eines jungen französischen Offiziers zu einer edlen Polin, die sich bei dem Durchzug der großen Armee nach Rußland in Warschau entzündet hatte und bei dem Rückzuge der Armee ihr tragisches Ende nahm. Irre ich nicht, so starb der todtwunde Krieger zu den

Füßen der Geliebten. Die Novelle übrigens war talentvoll und ergreifend; vom Melodram konnte ich nicht so günstig urtheilen, meinte auch vorher zu sehn, daß dasselbe sich so wenig auf der Bühne behaupten würde, wie alle Arbeiten dieser Art. Allein der Dichter, mir befreundet und für meine Pläne willfährig, trug mir die Komposition an, und ich wäre gar nicht im Stande gewesen, eine Gelegenheit zu meiner Uebung zu versäumen.

Die Liebe des Paares war der Hauptinhalt für die Bühne; den Hintergrund bildete der riesengroße Heereszug und sein Untergang. Dies erkor ich mir als Hauptaufgabe für die Musik; besonders Ouvertüre und Zwischenakte hatten diese Momente zu bezeichnen. Die Komposition schien nicht zu mißfallen; das Melodram verschwand, wie ich vorausgesehn, nach wenig Aufführungen.

Das letzte dramatische Unternehmen war ein Festspiel zur Vermählung des damaligen Prinzen von Preußen, Undinens Gruß. Ich hatte die Personen des berühmten Zaubermärchens für eine ländliche Scene benutzt; mein Vorschlag gewann den greisen Dichter Fouqué, der seitdem mich immer seinen „lieben Kriegskameraden" nannte. Wenigstens er

war in den Befreiungskriegen ein wackerer Kriegskamerad gewesen, — wenn auch ich damals noch nicht reif war, sein Kamerad zu sein. Unser Werk ward am Festtage aufgeführt und hatte den gewöhnlichen Erfolg solcher Gaben.

---

# Anfang der schriftstellerischen Laufbahn.

In den ersten Wochen meines berliner Aufenthalts war ich, im Begriffe mit meinen Akten zum Kammergericht zu gehn, plötzlich in halber Ohnmacht umgesunken. Aufregung und Anstrengung hatten mich überwältigt. Der erste, der zufällig in meine Wohnung trat, war Nikolai. Durch ihn gelangte die Nachricht mit meinen Akten zum Kammergericht.

Bald rollte ein Wagen vor mein Haus und ein mir Unbekannter, dem Wohlwollen und Theilnahme aus jedem Zuge sprachen, trat zu mir ein. Es war der Kriminaldirektor Hitzig. Er sei, sprach er, ebenfalls auf dem Kammergericht angestellt, habe von meinem Unfall gehört und biete mir, der in der fremden Stadt vielleicht ohne Verbindung sei, Rath und Beistand an; seine Börse sei für mich offen. Mein Uebel, das fühlte ich sicher, war schon überwunden; auch der

Unterstützung bedurfte ich nicht, aber die edle Menschenfreundlichkeit gegen einen ganz Unbekannten rührte mich und erfüllte mich mit Freude und inniger Dankbarkeit.

Mittlerweile war E. T. A. Hoffmann gestorben. Seine Erzählungen waren damals der Gegenstand allgemeiner Bewunderung in Deutschland, wie sie später den Hauptanstoß zur Entstehung der romantischen Schule in Frankreich gaben. Lange vor Goethe und Schiller war Hoffmann in Frankreich einheimisch geworden. Allein er war nicht blos Dichter, er war auch Komponist, hatte mehrere Dramen mit Musik ausgestattet und seiner Undine war vor kurzer Zeit auf dem Berliner Theater großer Beifall zu Theil geworden. Damit noch nicht genug, erwies er sich als geschickter und geistreicher Portrait- und Karrikaturen-Zeichner; nur war nicht zu leugnen, daß seine Portraits, z. B. mehrere Zeichnungen von Blücher, ganz unverkennbar an den andern Zweig seiner Zeichenkunst streiften. Dazu war er ein trefflicher Jurist; seine Relationen wurden oft in der Session mit Bewunderung gehört, wenngleich zur selben Stunde Aktenblätter mit den ergötzlichsten fratzenhaftesten Zerrbildern unter den Räthen umher-

liesen, in denen man bald diesen, bald jenen Kollegen zu errathen meinte. Jetzt, nach einem wechselvollen Leben, war er also Kammergerichtsrath. Die Stylisten nicht, wohl aber die preußischen Juristen hätten seine Stellung aus seinem Styl errathen müssen; denn seine Erzählungen, so geistreich und phantastisch sie sind, tragen den Stempel der damaligen Juristenschreibart, bis zu ihrer unbehülflichen Gepreßtheit und bis zu den herkömmlichen Wendungen des Metiers, unverkennbar an sich.

Ich weiß nicht, ob es mir damals zum Bewußtsein gekommen; aber dieser nach so vielen Seiten hin strebende Mann hätte mir ein verlockendes oder warnendes Beispiel für mein eignes Streben und Leben sein können. Seine Leistungen, denen ich wie Alle Bewunderung zollte, konnten Nacheiferung erwecken, wiewohl ich nie für solche empfänglich war, vielmehr stets innerm Antriebe folgte. Allein zu gleicher Zeit konnte nicht verborgen bleiben, daß selbst die reiche Begabung dieses vielseitigen Mannes nicht genügte, nach so verschiedenen Richtungen hin zu befriedigen. Zuletzt führte so überhäufte und wechselvolle Bethätigung zu dem Bedürfniß steter Aufreizung und Ueberreizung und endlich in qualvollen Tod.

Nun war er aus aller Unruhe und Pein erlöst und Hitzig, sein Freund, übernahm es, den literarischen und musikalischen Nachlaß zu ordnen.

Begierig, dem trefflichen Manne, der mir so wohlthätig genaht, meine Dankbarkeit zu beweisen, bot ich ihm meinen Beistand für den musikalischen Theil an. Was Pflicht gegen ihn war, sollte sich in Wohlthat für mich verkehren. Hitzig übergab mir Hoffmann's hinterlassene Musikwerke und foderte mich auf, eine Charakteristik Hoffmann's als Musiker zu der Biographie zu liefern, die er selber verfasse. Dies war der erste erheblichere Aufsatz, der von mir in die Oeffentlichkeit gelangte.

Zugleich gewährten die hinterlassenen Schriften einen unerwarteten Einblick in Hoffmann's Musikbildung.

Daß er nicht gründlich unterrichtet sein müsse, hatte ich schon aus seiner Erzählung vom „Ritter Gluck" zu errathen geglaubt. Er rechnet es da Gluck als geniale Freimachung vom Schulzwang an, daß derselbe in der Ouvertüre zur aulidischen Iphigenie das Orchester in Oktaven führt, was bekanntlich gar nicht in die Reihe der Oktavenverbote fällt. Jetzt kam mir der schriftliche Beweis in die Hand, daß

Hoffmann selbst das Bedürfniß gefühlt, seine Bildung für die Setzkunst zu ergänzen. Er hatte Mozart's Requiem Satz für Satz und mit einer fast sklavischen Anschließung nachgebildet; — ich weiß nicht mehr, zu welchem Texte. Ach! auch ich hatte ja schon in Halle denselben Weg genommen. Als Marpurg mich über den Fugensatz im Zusammenhange unberathen ließ, hatte ich bald diese, bald jene Fuge aus dem wohltemperirten Klavier nachzuahmen versucht, aber stets wieder abgelassen, da ich die Unterdrückung jeder künstlerischen Regung und Freiheit allzudeutlich empfand und bald inne ward, daß jede Fuge des Meisters ihren eignen Weg gehe nach dem Gesetz ihres besondern Inhalts.

So hatte das Todbett mich in die Vertrautheit Hoffmann's geführt, nachdem das Leben trotz meiner Empfehlung und seines Wohlwollens sie mir versagt hatte. —

In gleicher Unabsichtlichkeit trat ich, ebenfalls im Laufe meiner juridischen Bahn, mein erstes größeres Unternehmen im Felde der Literatur an: die Gründung und Führung der Berliner allgemeinen musikalischen Zeitung. Folgendes gab dazu den Anlaß.

Ich hatte mit Nikolai einer Aufführung von

Gluck's Armida beigewohnt; in der berühmten Schlummerscene hatt' ich ihn angestoßen und ihm zugeflüstert: „Horch, wie entzückend die Quinten klingen! sie lullen unwiderstehlich in den Schlaf!" — es sind dieselben Quinten, die ich später in der Kompositionslehre besprochen habe; den meisten Nichtmusikern selbst ist bekannt, daß Quintenfolgen lange für unzulässig gegolten haben. — Nikolai erwiderte: der Satz ist entzückend und träufelt Schlummer in das Ohr; aber Quinten sind nicht darin. Ich mußte bei meiner Meinung beharren.

Am folgenden Morgen kam der leidenschaftliche Freund sehr früh zu mir. „Lieber Freund, Deine gestrige Behauptung hat mir eine schlaflose Nacht gemacht; wie kannst Du einem solchen Meister Quinten vorwerfen?" Ich entgegnete, es habe gar kein Vorwurf sein sollen, und ich halte es noch gar nicht für ausgemacht, daß Quintenfolgen unter allen Umständen unzulässig seien.

Nun war vollends kein Halten möglich; er zog mich fast mit Gewalt nach der Breiten Straße, wo damals A. M. Schlesinger seine Musikalienhandlung hatte. Da sollte der Streit sich entscheiden. Wir traten in das Kabinet des alten Herrn und

Nikolai bat ihn um die Partitur der Armida. Sie wurde vorgelegt, und während ich suchte zog Schlesinger meinen Freund bei Seite, um ihn zu fragen, wer ich sei und was wir eigentlich wollen. Nikolai erzählte, und eben rief ich: Hier steht's! da hast Du die Quinten, zwischen Geige und Flöte! Nikolai machte seiner Verwunderung stürmisch, wie seine Natur war, Luft, und wir gingen.

Nach ein paar Stunden trat Nikolai ganz erhitzt bei mir ein, schritt ohne Gruß und Rede einige Mal durch das Zimmer und fragte mich dann ungestüm: „Willst Du eine musikalische Zeitung gründen?"

Die Frage überfiel mich förmlich; Nikolai fuhr, ohne eine Antwort abzuwarten, erläuternd fort: Schlesinger habe ihm gesagt, daß er sich seit lange mit der Absicht trage, eine musikalische Zeitung zu gründen, daß er in mir den rechten Mann für das Unternehmen gefunden zu haben meine und auf der Stelle dazu bereit sei, wenn ich darauf eingehen wolle. Dieser alte Herr Schlesinger war ein eigenthümlicher Mann; er war, was die Wenigsten sind, ein Charakter aus Einem Gusse. Von wissenschaftlicher oder gar künstlerischer Bildung konnte bei ihm nicht

die Rede sein; aber er besaß eine gewisse Divination, die bei ihm das sachlich begründete Urtheil reich ersetzte und ihm sagte, daß hier mit dieser Sache oder diesem Manne etwas zu machen sei, — und dies bezog sich keineswegs, so gern und eifrig er erwarb, blos auf den Geldvortheil, sondern auch auf den geistigen Gehalt und auf die Folgen, welche für seine ihm hochtheure Firma daraus erwachsen konnten. Das Letztere nannte er „die Ehre des Hauses," und war bereit, nöthigenfalls dafür ansehnliche Opfer zu bringen. Aber auch den Werth wissenschaftlicher Bildung hatte er wohl begriffen. Seine drei Söhne waren für das Geschäft des Vaters bestimmt (der älteste ward der angesehenste Musikverleger von Paris), mußten aber eine vollständige Schul- und Universitätslaufbahn durchwandern, bevor sie in das Geschäft traten; so wollte es der Vater, ehe noch eigner Trieb erwacht sein konnte. Begonnen hatte der Stifter des Hauses übrigens sehr klein, ohne Vermögen, und von diesem geringen Anfang sich zu großem Besitz und Ansehn emporgearbeitet.

Auch in mir hatte er sich nicht ganz geirrt. Erfahrung, Einsicht in das Bedürfniß einer Zeitschrift, Ruf, Verbindungen, das Alles fehlte mir; das Wich-

tigste für den schnellen äußern Erfolg, — die Schmiegsamkeit des Journalisten ebenfalls. Was ich dafür einzusetzen hatte, war Feuereifer für die Sache und Gewissenhaftigkeit. Ich nahm an und trat meine Redaktion wie ein Amt an, wie ich als Jurist begreifen gelernt. Die Hauptbedingung war für mich: unbeschränkte Freiheit in der Redaktion; häufig genug erfuhren die eignen Artikel des Verlegers rückhaltlosen Tadel.

Mein erstes Geschäft begann. Es mußten Mitarbeiter geworben werden. Schon damals überzeugt, daß nur der Künstler volles Urtheil über die Kunst habe, natürlich, wenn er wirklich Künstler, Schaffender ist, — und die übrigen Bedingungen für Urtheil ihm beiwohnen, ergingen meine Einladungen nicht blos an Schriftsteller, sondern auch an Künstler, an Hummel, Spohr, Spontini, Weber u. A. Es waren einige siebzig Briefe zu schreiben; daß man dafür gedruckte Formulare erlassen könne, wußte ich nicht, hätte mir auch nicht behagt.

Nun lebte in Berlin ein früherer Schulgenosse von mir, später Landpfarrer. Voll gelehrter Kenntnisse, aber ganz unbekannt mit den Weltverhältnissen und vollkommen ungeschickt, sich mit Menschen und

durch ihr so oft eigensüchtiges Gedränge den Weg zu bahnen, war er in der großen, kalten Stadt in tiefe Bedürftigkeit gesunken. So fand ich ihn und hoffte, seinen Vortheil mit dem meinigen zu verknüpfen. Ich zog ihn zu mir und wünschte, daß er einen Theil der Briefe für mich verfasse.

Bald mußte ich einsehn, daß es mit seinem Briefschreiben nicht ginge. Um ihn nur zu beschäftigen, gab ich ihm meine lange Papierscheere, und bat ihn Kouverts zu schneiden, denn damals gab es (meines Wissens) noch keine zu Kauf. In dem einen Fenster saß ich mit Briefschreiben emsig beschäftigt, in dem andern, in meinem Rücken, saß er. Da hörte ich ihn wiederholt heimlich lachen; endlich fragte ich nach dem Anlaß. Erst erhielt ich ein paarmal ein verlegenes „Ei nun!“ zur Antwort. Zuletzt stieß er hervor: „Ei nun, ich dachte mir, wie es wäre, wenn ich mich hinter Sie schliche, und Ihnen die Scheere in den Nacken stieße.“ Der Unglückliche hatte einen Anfall von Irrsinn. In der Erinnerung, daß Wahnsinnige Schläge mehr fürchten als den Tod (ich weiß nicht, wo ich die Notiz her hatte) trat ich dicht vor ihn und sprach mit festem Blick und Ton: „Und ich dachte eben, wie es wäre, wenn ich Ihnen eine ungeheure

Ohrfeige gäbe." Der Arme bückte sich stumm und scheu nieder auf seine Arbeit, und ich setzte die meinige fort. Wir haben uns gegenseitig nichts gethan und kein weiteres Zeichen von Irrsinn ist, meines Wissens, jemals hervorgetreten.

Die Einladungen waren hinausgeflogen. Mancherlei Antworten kamen zurück, sehr verschiedenen Inhalts. Von einem berühmten Opernkomponisten und Virtuosen erhielt ich ungefähr folgende Antwort: „Ihre Einladung hat mich mit Freude erfüllt; die musikalische Kritik darf unter solcher Pflege (man vergesse nicht, daß ich damals ganz unbekannt war) einer neuen Erhebung entgegensehn. Gewiß werden Sie solchen Opernkomponisten kräftig entgegentreten, die, ohne Rücksicht auf das Drama in gedrehtem und gewundenem Stimmgewebe und weichlichen Melodien das einzige Heil der Oper erblicken. . . ."

Von einem Kollegen des ersteren erhielt ich, fast an demselben Tage, zur Antwort: „Ihre Einladung hat mich mit Freude erfüllt. Die musikalische Kritik darf unter solcher Pflege einer neuen Zukunft entgegensehn. Gewiß werden Sie solchen Opernkomponisten kräftig entgegentreten, die unter dem Vorwande dramatisch zu schreiben, die Gesetze der Kunst von

sich stoßen und ihre gehackten Weisen für Gesang geltend machen wollen. . . ."

Nun! die Sache ist erzählt, der Eingeweihte wird die Schreiber errathen; so mögen sie auch dem ferner Stehenden genannt sein, Sie hießen — Weber und Spohr. Die kleine Artigkeit gegen mich, der Fingerzeig, der jedenfalls ihre aufrichtige Ansicht enthielt, das waren, wenn man noch so streng urtheilen will, kleine Schwächen, die neben den großen Verdiensten so wenig bedeuten, als die berühmte „Sommersprosse" auf Beethovens Antlitze.

Ich habe schon erwähnen müssen, mit welchem Ernst und welcher Gewissenhaftigkeit ich die Redaktion übernommen. Nicht meine Zeitung sollte das Blatt sein, nicht dieser oder jener Partei angehören, sondern ich setzte ihr die Aufgabe: ein Sprechsaal für Alle zu werden; jeder sollte freies Wort in ihr finden für die Angelegenheiten der Kunst und für seine Ueberzeugung. Ich hoffte viel davon, wenn die Künstler selbst veranlaßt würden, für die gemeinsame Sache das Wort zu ergreifen, statt dasselbe, wie bisher, Fremden zu überlassen und sich hinterdrein unbefriedigt zu erklären, während sie doch selber die Schuld der Unzulänglichkeit trugen. Wie weit die Musiker

der Mehrzahl nach entfernt waren von der Erkenntniß dieser Pflicht und von der Befähigung für dieselbe, war mir damals noch nicht bewußt, wohl aber sollte meine Unparteilichkeit Gelegenheit finden, sich zu erproben.

Ich hatte ausgesprochen, daß die Zeitung jeder Widerlegung offen stehen und diese, wie jeden andern Aufsatz, honoriren würde. Nun hatte ich mich, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, veranlaßt gesehn, gegen Zelter, den damaligen Direktor der von Fasch gegründeten Singakademie polemisch aufzutreten. Es war das erste Mal, daß Widerspruch gegen Zelter in Berlin laut wurde. Noch einmal erklärte ich meine Bereitwilligkeit, jeder sachgemäßen Widerlegung Raum zu geben. Und alsbald erhielt ich eine scharfe, nicht von Persönlichkeiten freie Entgegnung, allein, was kam mir auf meine Person an? — Die Schrift ward buchstäblich abgedruckt.

Ein andermal hatte nicht ich, sondern einer meiner Mitarbeiter, Kapellmeister Dorn oder Direktor Löwe, eine Klavierkomposition nicht so vollgültig befunden, als sie den Freunden des Komponisten scheinen mochte. Einer von diesen, der geschätzte Klavierspieler und Komponist Arnold, nachgehends Musikdirektor, ich

glaube in Münster, besuchte mich und setzte mich, unter der Annahme, ich sei der Verfasser, gewissermaaßen zur Rede, so weit das anging. Ich bemerkte ihm, daß es ja ihm wie Jedem freistände, die ihm mißfällige Kritik zu widerlegen. „Ja," warf er ein, „wer Ihren Styl hätte! da wollte ich gleich schreiben." Ich bemerkte, daß ich diese landläufige Scheidung von Styl und Inhalt niemals begriffen hätte; er sei ja Musiker und solle nur seiner Sachkunde Worte geben, das würde ihm schon gelingen. Und als er bei seiner Meinung blieb, bot ich ihm meine Mitwirkung an; er solle mir seine Ansicht ganz schlicht und unumwunden mittheilen, ich wolle sie so gut und beredt ich vermöchte, abfassen. Zugleich eröffnete ich ihm, daß ich gar nicht der Verfasser sei, folglich nicht einmal nöthig hätte, gegen mich selber zu schreiben. Allein die Lust der Widerlegung war meinem Besuche entschwunden. Zum Ersatz für so Manches, woran es mir gebrach, war ich mit meinem Unternehmen in eine außerordentlich günstige Zeit getreten.

Was einer Zeitschrift allein festen und fruchtbaren Boden gewähren kann, das ist eine Periode, in der neue Erscheinungen und Gedanken reich hervorsprießen. Eine solche war jene Zeit.

Ich habe schon auf den Höhenpunkt hingewiesen, den gerade damals die Berliner Oper erreicht hatte, und auf den Mann, der an ihrer Spitze stand: Spontini. Neben ihm trat K. M. Weber hochragend hervor. Sein Freischütz war vor dem Entstehen der Zeitung durch ganz Deutschland gewandert und hatte, unterstützt von der lieblichen Zigeuneroper Preziosa den Komponisten zum Liebling der Deutschen gemacht. Die Berliner besonders, in deren Mitte der Freischütz zuerst erschienen war, und eine ganz unbegränzte begeisterte Theilnahme gewonnen hatte, wie sie der kühlen, mehr skeptischen als enthusiastischen Großstadt selten entlockt wird, — die Berliner beharrten bei der Vorliebe für „ihren Weber," — oder wie eine enthusiastische Geheimräthin zu sagen liebte, für „mein Weberchen."

Nun gelangte Weber's Euryanthe von Wien nach Berlin. In Wien hatte sie nicht sonderlich Glück gemacht, man hatte den Namen Euryanthe in Ennuyante verwandelt.

Hier sollte ich zum zweiten Mal nach Spontini die Unselbstständigkeit der Berliner kennen lernen. Daß Euryanthe von „ihrem Weber" herstamme, kam nicht in Betracht. Wien hatte über sie entschie-

den, und die Berliner, die sich sonst gern im Gegensatz zu Wien finden, nahmen das Urtheil an: die Oper konnte nicht wurzeln, ja, man durfte sie fast für durchgefallen erklären.

Das war ein schweres Unrecht. Euryanthe konnte nicht volksmäßig werden, wie der Freischütz, sie hatte sogar unleugbar große Schwächen, deren Grund im Gedichte lag. Allein daneben hatte sie außerordentliche Reize und namentlich eine Charakteristik und Lokalfarbe für das Mittelalter mit seinen Rittern, Burgfräulein und Burggeistern, wie sie bis dahin und bis heute niemals einem Opernkomponisten gelungen war. Dies gerade hätten die ruhigern und mehr reflektiven Berliner besser erkennen sollen, als die lebenslustigern und dem Enthusiasmus erschlossnern Wiener.

Seltsam, aber ganz charaktergemäß nahm sich dabei Spontini. Er hatte nichts gegen, alles was sein Ami mit sich brachte, für die Oper gethan, wiewohl Weber sein einziger Nebenbuhler im musikalischen Drama war, und er täglich die vom Parteigeist noch aufgestachelte Vorliebe der Deutschen für Weber beobachten konnte.

Nun rückte der Tag der Aufführung heran. Die Orchesterproben hatten begonnen. Da trat Spon-

tini eines Morgens bei mir ein und legte mir die Ouvertüre im Klavierauszuge vor. „Spielen Sie doch!“ Ich spielte bis in den marschartigen Satz. Hier hielt er meine Hand an und fragte mich: „Nun, was sagen Sie?“ Ich verstand ihn nicht. Endlich, höchst ungeduldig, brach er aus: „Aber das ist meine Ouvertüre zu Olympia!“ Ich, von jeher auf sogenannte Reminiszenzen nichts gebend, die meistens eingebildet oder unbeabsichtigt sind, suchte ihn vergebens zu beschwichtigen. Er hielt sich für beraubt, für gestürzt! und meine Voraussagung, diese Oper könne sich nicht halten, fand kein Gehör. Leider mußte sie Bestätigung finden. Später, lange nachher, nahm ich Anlaß, beide verwandte Sätze mit einem dritten ebenfalls verwandten, dem Hauptsatze des Finale aus Beethoven's C-moll-Symphonie zusammenzustellen, um daran Verwandtschaft und Abweichung, die so oft in der Musik ihr loses Spiel treiben, aufzuweisen. Daß übrigens eben diese Oper Vorgänger und Vorbild gewesen für Meierbeer's Charakterzeichnung und Instrumentation in seinen letzten Opern, so wie für Wagner's Richtung auf das Mittelalterliche, deutet doch wohl auf die Lebenskeime hin, die in der Weber'schen Schöpfung zu Tage traten.

Auch die damaligen Konzerte boten der Zeitung reichen Stoff. Vorzügliche und beliebte Sänger und Sängerinnen gaben jährlich ein Konzert; fremde Virtuosen reihten sich jenen zahlreich an. Unter ihnen nenne ich zuerst Hummel, als Spieler, wie als Komponist für das Piano höchst angesehen. Wie es bei Virtuosen kaum anders sein kann, so war seine Klavierkomposition der unmittelbar zutreffende Abdruck seiner Spielweise. Jene war mir längst bekannt worden. Den Mann und sein Spiel hatte ich schon in Halle Gelegenheit gehabt, öffentlich und im vertrauten Kreise näher kennen zu lernen. Nun war er in Berlin.

Eigenthümlich erschien mir schon der äußerliche Hinblick auf seine Person und Thätigkeit am Instrumente; vom Körperbau bis zum geistigen Schaffen war er, der ganze Mann, aus Einem Gusse. Kurz und stämmig gebaut, waren seine Hände und Finger für Klavierspiel, namentlich für weite Lagen und Griffe, für weitgeführte Gänge, gar nicht günstig. Dazu kam, daß er mit Eigensinn vermied, das Pedal zu Hülfe zu nehmen; er mochte lieber auf die Verschmelzung verzichten, die es gewährt, als von Sauberkeit und Deutlichkeit das Mindeste opfern. Nun

war es aber erstaunlich, mit welcher Emsigkeit, Unfehlbarkeit und Nettigkeit diese kleinen Finger arbeiteten. Geistige Erhebung, Sturm der Leidenschaft, oder auch nur physische Kraft und Fülle durfte man von ihm nicht erwarten. Was aber vollendete Schule, mit äußerster Delikatesse verbunden, gewähren können, das hatte er, — und das ist schon etwas. In Halle hatte ich ihn fünf, sechs Abende hinter einander auch fantasiren gehört, und niemals versäumte er, einen breit ausgeführten Fugensatz mit ruhigem Thema und rollendem Gegensatz einzuführen. Wer Hummel's Kompositionen kennt, wird die Uebereinstimmung derselben mit Spiel und Persönlichkeit inne werden.

Ihm nahe verwandt, trat jetzt Kalkbrenner zu uns. Seine Fertigkeit, besonders in Oktavengängen beider Hände, war der Hummel's vielleicht um so viel überlegen, oder trat doch um so viel glänzender hervor, als das Klavierspiel in der Spanne Zeit vom Einen zum Andern Fortschritte gemacht hatte und Kalkbrenners Hand günstiger gebaut war, als die seines nächsten Vorgängers. Nur die künstlerische Durchbildung mag bei Hummel überwogen haben, wenigstens so weit sie sich in der freien Fantasie zu Tage gab. Indeß bei einem Besuche, den mir

Kalkbrenner machte, setzte er sich an's Piano und erging sich in breiten, ganz wohlgeführten und fest aneinander gefügten Ergüssen; auch ein Fugen- oder Fugatosatz fehlte in der Reihe nicht.

Ich staunte, war sehr erfreut, und bat dem Künstler insgeheim das Unrecht ab, das ich ihm — zum Glück nicht öffentlich — in meiner Meinung gethan. Laut aber sprach ich meine Bewunderung aus über das eben Vernommene, und wie ihm Satz für Satz in sicherer Fügung zu Gebote gestanden. „Woher," fragte ich, „haben Sie das Alles?" und er entgegnete mit der Bescheidenheit des echten Künstlers etwas, wie „Einfall ... Anregung ... Eingebung."

Unglücklicherweise langte gleich darauf ein Päcket Musikalien von meinem Verleger an, in dem sich auch „Effusio musica" von Kalkbrenner befand. Ach! ich hatte die Effusion ja eben gehört.

Meine Vorliebe war aber vor Allen dem feinsinnigen, seelenvoll spielenden Moscheles zugewandt.

Noch erinnere ich mich eines Besuches, den ich mit einem meiner damaligen Freunde, Felix Mendelssohn, bei ihm abstattete. Wir fanden ihn mit seiner jungen, schönen Frau im Brandenburger Gasthofe und er spielte uns eine seiner meisterlichen

Etuden. „Das ist trefflich! das haben Sie schön gespielt!" rief Mendelssohn. „Was!" schmollte die junge, schöne Frau, „spielt mein Mann nicht Alles schön?" Wir waren Beide von der Parteigluth der Neuvermählten entzückt.

Bei diesen Konzerten trat ich nun auch der großen Milder näher. Ich hatte sie in Gluck und Spontini kennen gelernt. Kein Wunder, daß ich wünschte, etwas meiner Komposition von ihr zu hören. Sie war bereitwillig und ich ging mit Feuer daran, ihr, die ich zu hoch hielt für irgend ein Lied, eine Scene in ihrem eigenen Gebiete zu komponiren. Zenobia, die unglückliche Königin der Palmenstadt, in dem Augenblicke, wo sie in Palmyra die Niederlage ihres Heers erfährt und die Schaar der sieghaften Römer heranstürmt zur Königin, — das erkor ich zu meiner Aufgabe. Mein Freund Sietze lieh mir Worte, die Komposition war rasch vollendet und ich trug sie zur großen Sängerin.

Nun muß man wissen, welche seltsame Persönlichkeit sie war. Ihre Jugend hatte sie in Wien zugebracht und dort schon ihren Ruhm begründet. Den Berlinern trat sie mehr matronenhaft, immer noch mit jugendlicher, unverletzter Stimme und im

vollwichtigen Reize gegenüber, den kräftige Naturen bis über die Mitte des Lebens bewahren. Sie war groß und voll, und dazu äußerst ruhig, ja langsam und träge in ihren Bewegungen. „Ich sprech' nit," mußte Mancher hören, der sie am Tage einer Aufführung besuchte. Sie saß dann im Lehnsessel oder ruhte auch unbeweglich auf dem bequem geschweiften Sopha; der Besucher durfte eine Weile bleiben und sie unterhalten, nicht aber auf ein Wörtchen Antwort rechnen. Anders mag es wohl früher gewesen sein. Wenn junge Damen vom Theater in mädchenhafter Geschwätzigkeit sich ihrer Anbeter rühmten, konnte sie lange schweigend zuhören. Endlich aber brach der Ausruf hervor: „Schweigt ihr Gäns'! was wiss't ihr von Anbetern? mich hat der Napoleon geliebt." Dagegen konnten die Jungen freilich nicht aufkommen. So war sie im Hause oder hinter der Coulisse; sobald sie die Bühne betrat, war sie die erhabene Priesterin.

Ihr brachte ich denn freudig und erwartungsvoll meine Scene. Ein großes Rezitativ eröffnete sie, dann stürmte, in Es-dur, der Chor der Römer heran, dann wandte sich die Modulation in das goldhelle E-dur zu dem Adagio der Königin, und das Allegro

verband den Sologesang mit dem Chor der Männerstimmen. Die Sache konnte herrlich werden.

„Die Ari' sing' ich nit!" fiel nach flüchtigem Einblick langsam, Silbe für Silbe, der Bescheid.

Auf meine bange Frage entgegnete die Sängerin: „Die Ari' setzt mit $\overset{=}{e}$ ein und meine schönste Tön' sind $\bar{b}$ oder $\bar{h}$. Dann aber müßt' ich zu der Ari' so .... ein Gesicht machen —" und ihr Antlitz nahm augenblicklich den erhabensten tragischen Ausdruck an, „das geht nit im Konzert."

Ich war geschlagen und — entzückt von dem Anblick.

Später, als Rossini durch die Sontag in Berlin eingeführt worden war, sang meine Zenobia einen ganzen Akt aus der „diebischen Elster" in einem ihrer Konzerte. Fehlte ihr die dazu nöthige Koloratur, so bedurfte sie doch auch nicht der tragischen Maske.

Neben dieser Sängerin stieg das Bild einer zweiten an unserm Horizonte empor. Es war die Catalani. Konnte man jene Deutsche, so still, so groß und weihevoll, dem Monde vergleichen, wie er in seinem Vollglanz über unsre anbetenden deutschen Vorfahren durch den stillen Sternenhimmel dahinzog,

so war die Italienerin der mächtigen Sonne ihres Vaterlandes vergleichbar, wie sie die Fülle von Licht und Glut über jene bevorzugten Fluren und das grüngoldne Meer entzückend ergießt.

Angelika Catalani hatte zum ersten Mal in ihrem elften Jahre in einer Kirche Venedigs öffentlich gesungen, und es hatte ein österreichisches Infanterie-Regiment ausrücken müssen, um das bis zum Wahnsinn aufgeregte Volk vom Sturm auf die Kirche zurückzuhalten. Von da an war sie das Entzücken Italiens, Portugals, des ganzen Südens gewesen.

Ich hatte sie in meiner halleschen Zeit zuerst gesehn und gehört; damals hatte sie einem Capitain Valabregue erlaubt, sich ihren Gemahl zu nennen; sie selbst, die fürstlich reiche und fürstinnengleich Gefeierte, blieb Angelika Catalani. Mit vielen Andern war auch ich nach Leipzig geeilt. Peter Winter, der berühmte Komponist, war von München herbeigekommen; so Andre von nah und weit. Es war ein eigenthümliches Schauspiel. Nach der Figaro-Ouverture, von den Leipzigern unter ihrem Matthäi meisterlich ausgeführt, betrat dann Sie, von einem der Matadore der reichen Kaufstadt hofmännisch geführt, das Orchester. Ein breites Diadem

von großen Diamanten, die wundervoll vor dem dunkeln Wellenhaar leuchteten, krönte das fürstliche Haupt, ein gleicher Gürtel umschloß den edlen Leib.

Keine Königin hätte den Schmuck zurückgewiesen; Sie hatte sich ihn erworben. Auf der Stelle angelangt, wo sie singen sollte, gewahrte sie, daß man versäumt, einen Teppich zu legen. Mit unmerklicher Bewegung ließ sie ihren indischen Shawl zu Boden gleiten und trat darauf.

Und dann schwangen sich die Glockentöne einer Stimme, wie sie noch Niemand und Niemand wieder gehört, über die athemlos lauschende Menge. Sie sang eine Arie aus Figaro; Wahl und Auffassung waren nicht zu billigen. Dann sang sie von einem gewissen Portogallo eine werthlose Arie, dann geringfügige Variationen. Aber auf das alles kam ja nichts an. Sie, sie ganz allein war heute die Musik; die zum Klassischen gewöhnten Leipziger, die musikgebildeten Gäste waren darüber stillschweigend völlig einverstanden. Ihre Stimme, so übermächtig zugleich und so süß und zart, — die Gluth und Macht ihrer Persönlichkeit, welche die Masken Mozarts oder Portogallo's nur lose und spielend in der Hand hielt, wohl bewußt, daß ihr Antlitz und die Glut

ihrer Phantasie alles überstrahlte, was sich zwischen sie und die staunenden Hörer drängen konnte, — das war es, dem wir alle uns hingaben, von dem wir alle Unschätzbares davontrugen.

Doch ich darf neben den Naturgaben nicht die künstlerische Ausbildung der Stimme vergessen. Auch sie hatte eigenthümliche Gestaltung. Was einige Jahre später die Sontag berühmt machen sollte, dieses mezza voce, in dem die Stimme zum leisesten und doch hellsten glockenartig vibrirenden Schall ermäßigt wird, das besaß vor der kleinen Sontag mit ihrer kleinen Stimme die mächtige Catalani in wundergleicher Vollendung. In diesem mezza voce lief sie die Tonleiter von $\bar{g}$ zu $\bar{\bar{g}}$ hinauf, ungefähr in der Geschwindigkeit von Sechszehnteln eines Moderato. „Das kann jede Sängerin!“ höre ich von allen Seiten. Ja, aber die Catalani schlug jeden Ton, genau unterschieden, viermal hinter einander an. So flirrt der eben entpuppte Schmetterling auf gedankenschnellen Füßchen, die gefalteten Flügel im Erzittern entfaltend, die Blume hinauf zu ihrem Kelch.

Wäre diese Catalani angeleitet worden, unsre Kunst in ihrer Tiefe zu begreifen: in ihr und nur

in ihr hätte Glucks Armida Beseelung und Gestalt gefunden. Und wir alle hätten uns dieser Armida nachgedrängt, der allgebietenden Fürstin und Zauberin, wie damals die Kreuzfahrer und Sarazenen der ursprünglichen.

So war sie vor den Parisern aufgetreten, die bekanntlich von jedem Verstoß auf der Scene leicht verletzt und zur Spottlust hingerissen werden. Bei einer Darstellung der Semiramis soll sie dem Sohn in das Grabgewölbe des Vaters folgen und ihn da niederstoßen. Die Catalani schreitet in leidenschaftlichster Bewegung mit erhobenem Dolche von der Scene, aber, aus Irrthum, nach der entgegengesetzten Seite. Das gedrängte Haus starrt ihr, gefangen und gefesselt von der tragischen Darstellung, athemlos nach, ohne nur den Irrweg zu bemerken.

In Berlin fand ich sie wieder. Im überfüllten Opernhause trat sie mit der Hoheit einer Priesterin vor und stimmte, zu Friedrich Wilhelm III., in seiner Seitenloge halb verborgen, gewendet, das „Heil Dir im Siegerkranz" an. Das volle Orchester, der volle Theaterchor, und die Tausende der sich erhebenden Zuhörer spielten und sangen die Melodie

im Vollklang der Stimme mit. Ueber allen Stimmen schwebte die ihrige, in der einfachen Melodie und in den Koloraturen der nachfolgenden Variationen unberührt und ungestört, wie der blaue Himmel sich wölbt über der Erde.

---

## Nicolo Paganini.

Plötzlich schwang sich am reichbesternten Himmel jener Tage ein neues Licht kometenartig empor. Im Jahre 1829 gelangte Paganini nach Berlin.

Bereits früher hatte ich Spohr mit seiner Gattin, der angesehenen Harfenistin, auf einer Rundreise durch die thüringischen Städte in Merseburg gehört. Sein breiter Strich, seine weiche und doch markige Kantilene, seine durchaus edelsinnige, wenn auch unisone, stets elegische Weise, hatte sich allgemeiner Theilnahme, ja Bewunderung zu erfreuen. Viele andre Virtuosen, der Violine oder andern Instrumenten zugehörend, waren vorübergeschritten. Jetzt war also der wälsche Virtuose angelangt und ein ungeheurer Ruf, der seine eigenthümliche Seite hatte, war ihm vorausgegangen. Wieder einmal war der seltne Fall eingetreten, daß ein Geiger das Volk

zu Sagen erweckt hatte, wie sie sich nur an dunkle Vergangenheit und Ferne zu knüpfen pflegen. Er sollte ein entsprungener Galeerensklave sein, wegen politischer Verschwörung verurtheilt. Aus Gnade sei ihm sein Instrument gelassen worden. Da er aber mit Hülfe desselben die Mitgefangenen allzubedenklich aufgeregt und dem Gefühl ihrer Verbrechen und der Strafe entrückt habe, so seien ihm die Saiten bis auf die tiefste vom Instrument abgeschnitten worden. Man deutete auf den seltsamen, wackelnden Gang mit etwas ausgespreizten Füßen hin: das sei die Folge des langen Kettentragens. Andre flüsterten von einer Unthat im heißen Italien: er habe ein unaussprechlich geliebtes Mädchen in den Armen eines Andern getroffen und auf der Stelle ermordet. Nun irre er in der Fremde, in den nebelkalten Nordlanden ruhelos umher.

Hatten die Sagen Grund? — Doch wohl nur in der aufgeregten Phantasie des Volkes. Aber da waren sie, man wußte nicht woher. Und geglaubt wurden sie, — nicht mit jenem Fürwahrhalten, das dem Forscher oder Richter ziemt, sondern mit jener glaubens- und schauervollen Hingebung, mit der wir dem Dichter und dem dichtenden Volke gegenüber

die Wahrheit aus der märchenhaften Umhüllung hervorleuchten sehn.

Nun war er gekommen!

Das Opernhaus war überfüllt, Alles harrte in Spannung. Irgend eine Ouverture war gespielt worden. Unhörbaren Schritts, unvorgesehn, einer Erscheinung gleich, war er an seine Stelle gelangt, und schon tönte, sprach seine Geige zu der Menge, die noch athemlos hinstarrte nach dem todtenbleichen Manne mit den tief eingesunkenen, wie schwarze Diamanten aus dem bläulichen Weiß hervorfunkelnden Augen, mit der überkühn gezeichneten römischen Nase, mit der hochgewölbten Stirn, die sich aus dem schwarzen, wild durcheinander geworfenen Lockengewirr des Haupthaars hervorhob.

Bald nach diesem ersten Anblicke traf ich mit dem seltsamen Manne bei Mendelssohn's am Familientische zusammen. Er war still und sehr freundlich; nichts hätte einen Fremden auf phantastische oder gar unheimliche Vorstellungen gebracht. Und dennoch blieb der erste Eindruck haften. Der Mann erschien ein Verzauberter und wirkte verzaubernd, nicht auf mich allein, auf Diesen oder Jenen, sondern auf Alle.

Nun stand er da, und sogleich (ich folge hier zum Theil den Aufzeichnungen, die ich damals, auf frischer That, in meiner Zeitung niederlegte) hastiger Anfang des Ritornells, in dem er mit einzelnen Tonfunken das Orchester leitet und durchblitzt — ohne Vollendung einer Phrase, ja ohne Auflösung einer etwa ergriffenen Dissonanz; und nun der schmelzendste und kühnste Gesang, wie er nie auf einer Geige gedacht worden ist, der unbekümmert, unbewußt über alle Schwierigkeiten hinwegschreitet, in den sich die kühnsten Blitze eines höhnisch zerstörenden Humors werfen; bis sich das Auge zu tieferer, schwärzerer Glut entzündet, die Töne schneidender, stürzender rollen — daß man meint, er schlüge das Instrument wie in wahnsinniger Liebespein jener unglückliche Jüngling das Bild der Treulosen, Gemordeten zart formt, und grimmig zertrümmert und wieder unter Thränen zart formt. Dann ein Fußstampfen — und das Orchester stürmt darein und verhallt in dem Donner des beispiellosen Enthusiasmus, den der Künstler kaum gewahrt, oder mit einem tief hinabdrückenden Blicke beantwortet, oder auch mit einem rundum schweifenden Lächeln, bei dem sich der Mund

seltsam öffnet und die Zahnreihen hell zeigt; es scheint zu sagen: so müßt Ihr mir zujauchzen, welcher ich auch sei, welche Laune mir auch mein Leiden eingiebt, welche Lasten sich auch meinem Fuß angehängt und den jugendlich frohen, kühnen Schritt gelähmt haben. Ehe man dies denken kann, ist er dem Blick entzogen; und wer sein Bild in Auge und Geist gefaßt hat, begreift nur nicht, warum sie noch Musik machen, von Mozart und Mercadante, bis er wiederkommt.

Dann rollt er uns wohl ein Gemälde voller Lust auf: aber welcher! So hat vielleicht vor Ferdinand und Isabella von Spanien ein verkappter Maure den zerstörten Granatenhain, die Herrlichkeiten der noch in ihren Trümmern entzückenden Alhambra besungen, in der sein Volk, sein Haus, die Mutter und die Geliebte, die zarten Geschwister hingeschlachtet wurden, daß er nun ganz vereinsamt durch die Welt zieht, und über den glühenden Sand der Wüste hinjagt, und auf Tod und Leben die Rückkehr wagt und die alte frohe Zither mißhandelt und peinigt zu jenen Tönen der Lust, und dabei in Schmerz vergeht vor dem verlornen Paradiese.

Es war ein eigenthümlich Ding um diesen Mann. Was man äußerlich aus seinem Spiel herausnehmen

und bewundern konnte, — diese allen Andern unmöglich scheinenden Spielfiguren, diese Mischung von gestrichenen und gerissenen Tönen (coll'arco und pizzicato) in Einem schnell dahinrollenden Lauf, diese Oktavengänge auf Einer Seite (die tiefere Oktave in blitzschnellem, kaum merkbarem Vorschlag), das alles waren nur Mittel, bedeutete an sich für den Mann gar nichts; die innere Poesie seiner vor unsern Augen ihre Schöpfungen vollendenden Phantasie: das war es, was die Hörer gefangen nahm und dahin zog in die Ferne zu fremdartigen Gesichten.

In einer dieser seltsamen Kompositionen mischt ein angeschlagenes Glöckchen seine hellen Schwingungen in die Melodie der Geige. Unser wackerer, ehrenfester Möser, selbst ausgezeichneter Geiger, hatte das Glöckchen übernommen. Und wie er nun dastand, nahe vor dem Fremden, unwillkürlich sich zurückbiegend, wie er die feinen Klänge dem Geiger zusandte und der ihm aus seinem Instrumente entgegensprach: es war, als spräch ein herbeigezwungener Geist aus dem Glöckchen und weckte die Zauberformeln, die im Instrumente schlummerten. —

Und wiederum, wenn diese Geige für sich erklang und bang erseufzte, wie in süßer Liebesnoth, oder

wechselnd damit hastige Laute murmelte, wie eine geschäftige Alte zwischen Lachen und Weinen, Botschaft und Trost, Liebesschwüre und höhnischen Verrath durcheinander wirrt: das war nicht Geigenspiel, nicht Musik, sondern Zauberei — also doch Musik, nur nicht die landläufige.

Ein Geist, geweiht in seinem Ursprung, erhaben in seinen Gesichten, gebannt in einem dem Dienst des Augenblicks verfallnen Virtuosen.

Es war das erstemal, daß mir eine dämonische Natur im Gebiete meiner Kunst zur Anschauung kam.

Eine dämonische Natur — habe ich eben Paganini genannt, und diesen Ausdruck werde ich im Laufe meiner Mittheilungen noch auf einen Zweiten anwenden. Der Ausdruck ist bekanntlich nicht mir angehörig, sondern schon öfter gebraucht, und soll zunächst wohl eine besondere Kraft bezeichnen. Allein dann wäre er nichts, als eine Variation der Worte Talent, Begabung, Genie, Begeisterung, mit denen man so oft, selbst in wissenschaftlichen Werken, ein loses Spiel treibt. Mir sind dergleichen Willkürlichkeiten und Unbestimmtheiten niemals annehmlich erschienen; man gestatte mir wenige Zeilen, um den Sinn, den ich im Worte finde, flüchtig anzudeuten.

Zweierlei Stellung vermag der Künstler einzunehmen. Entweder giebt er mit Selbstverleugnung sich ganz und unbedingt der Idee hin, welche ihn bewegt; seine Persönlichkeit ist in den Dienst der Idee gegeben als ihr Träger und als das Organ, durch welches sie in die Wirklichkeit tritt. Oder er hat den Antrieb, welchen die in ihn getretene Idee ihm geliehen, in den Dienst seiner Persönlichkeit hineingezwängt, um durch jene Idee die Neigung, den Hang seiner subjektiven Natur geltend zu machen und gewähren zu lassen. Im erstern Fall also ist die Idee das Bestimmende. Die Idee aber — jede Idee ist ein unmittelbarer Ausdruck der allwaltenden Weltvernunft, mit dieser also untrennbar verbunden und Eins. Im zweiten Falle ist das Persönliche, also Endliche vorwaltend und bedingend, wenngleich vielleicht hell angeleuchtet von dem Ewigen oder Absoluten, und an ihm sich haltend und erhebend.

Dämonisch würde ich hiernach einen Paganini, den großen Devrient nennen; auch Napoleon I., der bei unermeßlicher Begabung immer nur sich oder seine Dynastie zum Endziel gehabt; dämonisch auch Lord Byron, der in seiner Umdichtung des Faust (Manfred) die ihm unerreichbare Idee seines großen

Vorgängers nur benutzte, um den Glanz seiner Phantasie und den Reichthum seiner von Reisen heimgebrachten Anschauungen geltend zu machen.

Auf einen Goethe, auf einen Beethoven würde die Bezeichnung des Dämonischen nicht Anwendung finden. Sie und ihres Gleichen sind nicht, gleich dem herrlich strahlenden Lucifer der Mythe, Geister, abgefallen, um für sich zu gelten; sie sind treue Boten, die ihnen offenbarte Idee zu verkünden.

Möge sich nur Niemand durch die Benennung „dämonisch" und „Dämon" an jene einseitige Bedeutung hindrängen lassen, welche damit das Teuflische, den bösen Geist bezeichnet. Schon die Griechen, und vor ihnen die Perser, haben gute und böse Dämonen (Agathodaimonen und Kakodaimonen) gekannt; Sokrates schrieb sich einen Dämon zu und bezeichnete damit wahrlich keinen „bösen Geist."

---

# Die musikalische Zeitung und ihr Ende.

In wie begünstigende Zeit ich mit meinem Unternehmen gerufen worden war, — so muß ich mich ausdrücken, da der Entschluß von außen her angeregt worden, — dafür habe ich eine Reihe von Zeugen aufgerufen. Die Aufgabe, so vielen Künstlern und Leistungen gerecht zu werden und das Publikum über sie nach Kräften aufzuklären, war keine geringe: sie war zugleich für das Unternehmen die kräftigste Förderung. Von allen bis hierher Genannten stand ohne Frage Spontini voran, nicht blos vermöge seiner künstlerischen Bedeutung, sondern auch, weil es darauf ankam, durch das Hin und Her des Parteigeschreies zu gerechter Würdigung zu führen. Neben ihm trat Beethoven in den Vordergrund. So weit er allen Mitlebenden an Reinheit und Hoheit des Künstlerthums, als der letzte der großen Tondichter, voranstand, so weit war doch die damalige Zeit und namentlich Berlin davon entfernt, ihn und seine Idee genügend zu würdigen. Oeffentlich hatten bis dahin

nur E. T. A. Hoffmann und A. Wendt mit Nachdruck und hellem Einblick auf ihn hingedeutet. Es war eine theure Aufgabe der Zeitung, über ihn zu verständigen.

Dabei kam etwas Seltsames an den Tag. Nach Artikeln für die Kritik umschauend fiel mein Blick auf die schottischen Lieder. Der Verleger gab sie mir. Ich staunte über den Reichthum, den diese drei kleinen Hefte in sich schlossen, und ward nicht müde, in wiederholten Anzeigen auf sie hinzuweisen. Bestürzt fragte mich der Verleger: ob denn das Alles mein Ernst sei und die Lieder wirklich Werth hätten? Ich bestätigte mit Nachdruck, und die Ueberraschung des alten Herrn schlug in den heftigsten Aerger um, denn bis dahin hatte der theuer bezahlte Artikel so ganz und gar keinen Absatz gefunden, daß der Verleger die Platten hatte einschmelzen lassen. Das hat sich gottlob geändert.

Mit gleichem Nachdruck vertrat ich die ersten Balladen- und Liederhefte Löwe's. Ich hatte den bis dahin unbekannt gebliebenen Komponisten Schlesinger empfohlen und ihm dadurch den oft so schweren Eintritt in die Welt eröffnet. Dies war aber aus innerster Ueberzeugung von dem Werthe jener Kom-

positionen geschehen, und noch jetzt bin ich derselben Ansicht und meine allerdings, daß viele dieser Gesänge, namentlich der Erlkönig, die von Schubert an künstlerischem Werth und Originalität um so viel übertreffen, als die Schubert'schen jene allmälig an Popularität übertroffen haben. Denn das Publikum entscheidet nicht nach dem inneren Werthe des Kunstwerks, sondern danach, wie nahe dasselbe seinen Sympathien und seiner Fassungskraft steht.

Von größerer Wichtigkeit war der Anstoß, welchen die Zeitung und mein durch sie geknüpftes Verhältniß zu Schlesinger zur Herausgabe der Hauptwerke von J. S. Bach gab.

Johann Sebastian Bach hatte das seltsame Schicksal gehabt, von den Zeitgenossen als größter Klavier- und Orgelspieler, von Zeitgenossen und Nachlebenden als kunstreichster Komponist oder vielmehr Kontrapunktist bewundert zu werden, während man den Kern seines Lebens, seine Kirchenkompositionen förmlich umging, ja sogar von achtbaren Männern (F. Rochlitz) als unkirchlich bezeichnen hörte. Das letztere war die nothwendige Folge — von der Abschwächung des kirchlichen und religiösen Sinnes, die von ihm abwärts sich geltend gemacht hatte, während

er, der durch und durch geistliche und bibeltreue Mann, ganz erfüllt von Glauben und Glaubenseifer, sich unbedingt hingebend den Evangelisten anschloß, — am engsten dem eifervollen Matthäus, — um in seiner Sprache, in der der Töne, „die gute Botschaft" auf das horchende Volk nieder zu strömen.

Das Wenige, was bisher von den Kirchenkompositionen Bach's veröffentlicht war, kannte ich: einige der achtstimmigen Motetten, das Magnificat 2c.; es hatte mich mit Bewunderung, mit Staunen erfüllt, nicht aber mein Gemüth ganz befriedigen können; noch stand Händel mir als Unerreichter, Einziger, für Kirchenmusik da.

Jetzt, im Umgange mit Mendelssohn, kam die Erörterung häufig auf Händel, und Mendelssohn stellte diesem Namen den Bach's als des „Größern" gegenüber. Er war durch seinen Lehrer Zelter in den Besitz einer Abschrift der Mathäischen Passion gekommen. Seltsame Wege, welche das Schicksal oft nimmt! Zelter hatte vor vielen Jahren die Partitur des unsterblichen Werkes bei einem — Käsekrämer als Makulatur erstanden. Er hatte daran gedacht, das Werk oder einen Theil desselben aufzuführen. Allein es war ihm, wenigstens theilweis,

ungenießbar erschienen, und er hatte die — allerdings im Sinne der gothischen Baukunst — bisweilen in wundersamen Schwingungen und Tonblumen auslaufenden Rezitative und Chorstimmen umkomponirt, ungefähr in Graun'scher Weise, ich habe die Stimmen selbst in Händen gehabt. Erst auf Wunsch der Großmutter Mendelssohn's, ihrem Enkel irgend ein ungekanntes Musikwerk zu schenken, hatte die Herstellung der echten Partitur bewirkt und diese in Mendelssohn's Besitz gebracht. Er war es, dem das Glück und Verdienst zu Theil ward, das Werk zuerst in Berlin aufzuführen. Zelter mit seiner Akademie und die überall hinreichenden Verbindungen des väterlichen Hauses gewährten ihm die dazu erforderlichen Mittel.

Ich war, lange vor der Aufführung, von dem Werke so ganz erfüllt, daß ich Tag und Nacht meine Gedanken nicht von ihm lösen konnte. Hier, hier war erfüllt, was mir längst als Ideal der Komposition, namentlich für Kirchenmusik, vorgeschwebt hatte: ein von der Heiligkeit der Aufgabe ganz durchdrungener, der Wahrhaftigkeit und Erhabenheit jener wunderbaren Ueberlieferungen gänzlich und in Treue hingegebener Geist, eine Sprache, die sich nicht ge-

nügen ließ am Durchtönen des Wortes, sondern in der Betonung und Umtonung seine Auslegung und Erfüllung gab, — eine Versenkung in jene Vorgänge, welche sie theilweis in vollendeter Dramatik, als gegenwärtig geschehen, vor unsere Augen stellte.

Natürlich sprach ich überall und zu Jedem, der es hören wollte, von dem neuen Geisteserlebniß, das mir geworden, nicht in irgend einer Absicht, sondern weil ich gar nicht anders konnte. So hörte auch mein alter Schlesinger von dem Werke. Er fragte nach dem Verleger. Es war ja nie verlegt worden. Er fragte, ob denn diese Musik wirklich so unerhört sei und ob ich sie besäße. Ich konnte beides bejahen. „So gebe ich's heraus!" rief er und der Druck von Partitur und Klavierauszug war beschlossen. Nicht so lag es in der Gesinnung der Freunde des Hauses; die Unternehmung sollte erstickt werden. Es wurde ein Mittagsmahl bei dem Verleger veranstaltet oder benutzt, und mir ganz formell die Frage vorgelegt: ob ich dafür hielte, daß mit dem Werke „was zu machen" sei. Alles, die Gäste waren angesehene Musiker, war gespannt auf die Antwort. Ich erklärte ganz ruhig in der allgemeinen Stille: ob hier was zu machen sei, wüßte ich nicht, hätte ich auch niemals

behauptet; ich wüßte nur, daß das Werk das höchste in der Kirchenmusik sei. — „Und ich geb's heraus," rief der alte Herr mit seiner Löwenstimme, und schlug dabei auf den Tisch, „und sollte es mi dreitausend Thaler kosten. Das thue ich für die Ehre des Hauses."

Die Passion erschien und auch materieller Vortheil blieb dem Unternehmer nicht aus.

Andere Ausgaben (Bach's hohe Messe, zwei Bände Kirchenkantaten &c.), die der Passionsmusik folgten, übergehe ich.

Jetzt aber erschien mir rathsam, von der Zeitung zurückzutreten. Was ich in und mit ihr zu wirken vermocht, das war im Wesentlichen geschehen. Die Gefahr, bei der zerstückelten Thätigkeit, welche jede Zeitschrift auferlegt, endlich selbst in Zerstreutheit und aphoristisches Wesen zu fallen, war mir allmälig klar geworden. Der zweite Beweggrund war meine Berufung an die Universität. Neben eigenen Arbeiten und neben der Universitätsthätigkeit konnte für die Zeitung kein Raum bleiben.

Endlich trat ein Ereigniß ein, das sonnenklar bewies, auf welchen Standpunkt das Kunstleben, wenigstens das öffentliche, bereits herabgesunken war,

und wie fruchtlos jedes Widerstreben Einzelner gegen den Sinn der Zeit bleiben mußte.

Mehrmals schon waren am königlichen Theater Versuche gemacht worden, die Opern Rossini's, Auber's und ihrer Genossen einzubürgern. Von Seiten der Intendanz war genug dafür geschehen, — aber vergebens; die Opern fanden im Publikum, das an Gediegeneres gewöhnt war, keinen Anklang.

Jetzt wurde das königstädter Theater gegründet. Es war das erste, das in Berlin neben dem königlichen Zulaß fand. Ich selbst war Mitglied der Kommission, welche unter dem Vorsitze des Grafen Redern etwaige Streitigkeiten über das dem neuen Theater zu gewährende Repertoire entscheiden sollte.

Ein wesentlicher Bestandtheil des neuen Repertoires war die italienische Oper und die französische Operette, das Personal für diese Bestimmung auf das Günstigste gewählt.

Die künstlerisch-bedeutendste Persönlichkeit in der neuen Truppe war der Bassist Spitzeder, ein junger Mann von seltener Begabung. Seine unvergleichliche Stimme, sein beredter Ausdruck in Gesang und Rede, seine mimische Durchbildung, seine vollendete und nie in das Gemeine herabsinkende Komik, — Alles das

trat unbedingt in den Dienst der jedesmaligen Aufgabe. Was er sein sollte, war er ganz und durchaus nichts mochte er daran fehlen lassen, nichts aus persönlicher Geneigtheit dazuthun. Daher ward er auch, ohne es irgend zu wollen, auf der Bühne selbst, vor den Augen des Publikums, das belebende Prinzip der Darstellung; alle Mitglieder, ohne Ausnahme, standen unter seinem Einflusse und wurden durch ihn elektrisch bewegt. In jenen Schlußsätzen Rossini's, in welchen irgend eine nichtssagende Phrase endlos wiederholt wird, zuerst von einem oder zwei Instrumenten und einer oder zwei Singstimmen eingesetzt, dann von immer mehr neu hinzutretenden Stimmen verstärkt, bis zuletzt das Charivari des ganzen Orchesters und Chors mit Posaunen, Pikkolflöten, großer Trommel und Becken, das Ganze würdig krönte, — in diesen Sätzen war Spitzeder vielleicht zuerst angetreten, und trug mit seiner klangvollen Baßstimme die wachsende Last. Wenn dann Alles beisammen war, setzte er einen Augenblick ab und intonirte unmittelbar darauf von Neuem mit solcher Alles beherrschenden Macht — und das so wohlklingend und leicht, daß nicht selten die Mitsingenden in bacchische Fröhlichkeit hineingerissen und in ihren

Rollen schwankend wurden. Die Sontag brach dann in der Regel in helles Gelächter aus, das ihrem Gesang einstweilen ein Ende machte. Ja, einmal konnte sie sich bei solchem Anlaß so wenig fassen, daß sie sich Angesichts des ganzen Publikums im vollen Lachen gradezu auf die Erde setzte. Spitzeder, aber ohne die Ernsthaftigkeit seiner ältlichen Buffo-rolle einen Augenblick zu verleugnen, blickte verwundert um sich und sang ungestört weiter. Von ihm habe ich den vollkommen unmerklichen Uebergang aus Rede in Gesang und umgekehrt, — eine Kunst, welche allein die aus beiden gemischte Operette erklärlich und künstlerisch erträglich macht,* — vernommen, wie schlechthin von keinem andern Sänger.

Aber nicht er, sondern Henriette Sontag war der erste Liebling des Publikums.

Was hatte sie denn dazu gemacht? —

Ihre Stimme? — Sie war sehr wohllautend, wenngleich stets bedeckt, weder sehr stark, noch sehr umfangreich; man konnte sie nicht anders als klein nennen.

Ihre Fertigkeit? — Sie war durchaus nicht den gleichzeitigen Sängerinnen am königlichen Theater überlegen. Allein da hatte denn die Sontag dieses

feine, ohrenkitzelnde mezza voce. Vor ihr hatte es die große Catalani, nach ihr Jenny Lind und manche Andere gehabt; an ihr fand man es neu und — genug sie sollte eine große Sängerin sein.

Aber ihre Persönlichkeit, die kam dem Gesang zu Hülfe. Die Gestalt war keineswegs ausgezeichnet, Gesicht und Augen ebensowenig, aber der Mund hatte ein süßes Lächeln und war damit nicht karg; und den Augen war ein halb scheinheiliger, halb schalkhafter Aufschlag geläufig worden, daß „die junge und die alte Garde“ (so nannte man die zwei Schaaren ihrer Anbeter, deren eine Herzen und Gedichte zum Opfer brachte, die andere indische Shawls und Champagner-Épernai) unfehlbar in Extase gerieth.

So war es denn kein Wunder, wenn unter ihrer Aegide die schalsten Opern, Rossini's Türke in Italien, Auber's Schlosser und Maurer, unaufhörlich Furore machten. Ich leugne nicht, daß ich oft genug der Sängerin in solchen Opern gegenüber gesessen. Nur besucht habe ich sie nie, so freundlich sie mich (den Redakteur!) auch einlud.

Hiermit und durch sie war die italienische und französische Operette bei uns eingebürgert. Welches der tiefere Sinn dieses Vorgangs gewesen, hat mein

verewigter Freund, Professor Eduard Gans, in meiner Zeitung mit Meisterhand geschildert. Man wird seine Worte gern hier finden:

## Mademoiselle Sontag.

### Eine Charakteristik.

Wäre die Erscheinung der Mademoiselle Sontag eine blos musikalische, so würde der Verfasser des vorliegenden Aufsatzes es nicht gewagt haben, seine Ansicht in Beziehnng auf dieselbe niederzulegen; nur der Zusammenhang, in welchem sie mit allen übrigen Gedanken der Zeit und mit den heutigen Vorstellungen von der Kunst steht, kann ihn dazu berechtigen.

Es läßt sich in der That kaum leugnen, daß das künstlerische Leben der Mademoiselle Sontag, die Ovationen, die sie in Deutschland, Frankreich und England davongetragen, die große Bedeutung, die mit ihrem Erscheinen, geschweige denn mit ihrem Auftreten verbunden worden, etwas so Außerordentliches sind, daß nie wohl ein ausübender Künstler sich solchen Einwirkens auf die Aufmerksamkeit und das Gespräch seiner Zeit zu erfreuen hatte. Manchen Ländern ersetzt sie das öffentliche Leben und bewirkt, daß die Gegenwart wenigstens nicht interesselos erscheint; in andern weiß sie neben dem Gewoge der wichtigsten

Begebenheiten doch noch einen Platz für sich zu behaupten. Tritt nun zu diesen Thatsachen die nicht minder gewisse hinzu, daß es nicht sowohl die Macht und Hoheit einer gewaltigen Persönlichkeit, als Anmuth und Lieblichkeit sind, welche diese Siege feiern, so könnte wohl ein näheres Eingehen in diese Erscheinung für die Beurtheilung der Zeit überhaupt nicht unnütz sein.

Der Zeit erscheint ein Leben, wie in der Kunst das Große und Erhabene, das Bewegungen und Erschütterungen hinterläßt, nicht mehr angenehm zu sein. Ihre Helden sind Mäßigungshelden, friedliebende Krieger, ihr Anblick darf Keinem imponiren, und man muß, wie entfernt sie auch stehen, in ihnen die Gleichen erblicken können. Liebe, so viel man will, aber keine Ehrfurcht, weil diese mit der Furcht Verwandtschaft hat. In der Kunst sind es nicht mehr die hohen, großartigen Gestalten, die man schauen mag, denn in ihnen erkennt sich kein Zuhörer und sie bieten keinem bequem den Spiegel dar, daß jeder seine eigene Persönlichkeit darin erblicke. Seitdem die Kunst aber nicht mehr erheben, und durch weitere Kanäle zum Vergnügen führen soll, sondern vom Hause aus Vergnügen ist und bleibt, seitdem sie dienend geworden, und in ihrer Dienstbarkeit, trotzdem, daß sie

Kunst ist, sich selbst wieder, um sich zu gefallen, auf Künste legen muß, sind die großartigen, erschütternden Gestalten nur störende Catone, die als überflüssig zu entfernen oder höchstens nebenbei zu koloriren sind. Die Zeit hat sogar ein vortreffliches Wort gefunden, um das Hohe, das sie nicht mehr ertragen kann, mit einem Vorwurf zu bezeichnen. Sie nennt es einseitig, und mit Recht. Jedes Große ist einseitig, schon darin, daß es sich von dem Andern unterscheidet, daß es hervorragt und bemerkbar wird. Was die Zeit als Vielseitigkeit lobt, ist diese Geschmeidigkeit, aus der Kunst und aus dem Publikum eins zu machen, und die Erhöhung, welche die Vorstellung von den Darstellenden trennt, jeden Augenblick geistig und körperlich herabzulassen. Im Schauspiel will das Publikum einen erweiterten Salon erblicken; keine großen Eigenschaften, denn diese stören die Gleichheit, die allerdings in der Gesellschaft nothwendig ist; nichts Erschütterndes, denn man geht nicht in eine Gesellschaft, um angegriffen nach Hause zu kommen; die Kronen, die das Publikum austheilt, sollen Küsse sein dürfen, und die Bewunderung soll sich in Umarmungen auflösen.

Dieser Richtung entspricht die Vereinigung von

vielfachen Talenten, wovon zwar nicht jedes für sich auf hervorragende Bedeutung Anspruch macht, denn das wäre ja schon von selbst ein Grundgebrechen, das man nicht verzeihen könnte, aber die musivisch zusammengesetzt sich gegenseitig unterstützen, und so ein angenehmes Ganzes bilden. Bei jedem Talente dieses Mosaiks muß irgend einer aus dem Publikum sagen können, siehst du, so weit könntest du es mit deinen Naturgaben, und mit verdoppelter Anstrengung auch bringen: was das eine Individuum darstellt, muß sich wenigstens als Kollektivum im Publikum vorfinden. Man muß sagen können, die hat eine weit schönere Stimme, aber es fehlt der körperliche Reiz, diese ist unendlich schöner, aber sie kann nicht singen, jene vereinigt beides, aber sie versteht nicht zu spielen.

Mlle. Sontag scheint mir nun das Individuum dieser Richtung zu sein; daher das Aufsehn, das sie weit über künstlerisches Erscheinen hinaus macht. Ohne eine Stimme, die erschüttert und lang dauernde Bewegungen hinterläßt, ist diese doch stark und bedeutend genug, um anzuziehn und auf diesem Wege zu fesseln, ohne eine jener imponirenden Schönheiten zu sein, die Staunen erregen, ist sie vielmehr eine angenehme Erscheinung, die zwar sonst kein Aufsehn

machen würde, aber dem Platze angehörig, auf dem sie steht, einen ganz andern Eindruck zurückläßt. Als Schauspielerin zwar nicht zu sehr hervorragend, weiß sie doch auch diese Seite neben den andern geltend zu machen. Auf diese Weise — vielseitig gebildet, hat sie das Glück, daß oft das eine Talent dem andern zugelegt wird, um es zu erhöhen, ohne daß bei der Abrechnung mit dem andern sich das Facit verringern soll. Ist von der Sängerin die Rede, so werden die Hülfstruppen mit in Anschlag gebracht, die sie von der Schauspielerin empfängt, so daß die verschiedenen Talente eine Art von Föderativstaat bilden, dessen einzelne Theile sich im Falle der Noth einander unterstützen müssen. Dazu tritt die deutsche Eigenthümlichkeit, Alles auffassen und sich aneignen zu können, diese ewige Uebersetzungsverdammung, wobei man den Vortheil hat, Vieles zu erlernen, was man nicht selber erdacht hat. Fräulein Sontag ist in diesem Sinne ein Uebersetzer-Talent erster Größe, und ich müßte mich sehr irren, wenn sie nicht im Ausland hauptsächlich damit ein so großes Glück gemacht hätte. Die Deutsche, die sich trotz ihrer übrigens beibehaltenen Eigenthümlichkeit, als Italienerin zu bewegen, die Rossini, Mozart, Weber und

Spohr mit gleichem Geschick auszudrücken weiß, die Lebendigkeit und angeborne Kraft durch Volubilität und angelernte Stärke ersetzt; die dem Mangel der Ueppigkeit durch Oekonomie zu begegnen versteht, die zu dem allem noch die Kunst eines deutschen Gemüths und eines deutschen Auges hinzuzufügen weiß, mußte dem bisher an italienische oder französische Einseitigkeit gewöhnten Ausland eine eigne Erscheinung sein. Man hat gefunden, daß Mlle. Sontag bei ihrem jetzigen Auftreten an Tiefe des Wesens gewonnen hat. Wie man an Tiefe gewinnen könne, scheint zuvörderst unerklärlich. Aber bei Mlle. Sontag ist dieser Ausdruck richtig. Sie hat sich auch die Tiefe, wie einen fremden Komponisten, zu eigen gemacht; ja vielleicht selbst eignes Unglück und eignes Erlebniß mit dem unermüdlichsten Fleiß einzustudiren versucht. Zu allen diesen sicherlich anzuerkennenden Talenten tritt noch das große der Verständlichkeit. Mlle. Sontag ist ein klar geschriebenes Buch, dem nur der Vollständigkeit wegen einige mystische Kapitel einverleibt sind, die zur Offenherzigkeit des sonstigen Inhalts noch den Reiz des Geheimnißvollen bringen.

Darum ist der Ruf der Mlle. Sontag auch über die Sphäre der musikalischen Welt hinausgedrungen:

sie ist deßwegen nicht blos ein Individuum, sondern eine Begebenheit, sie ist wesentlich eklektisch, weil der Eklekticismus der Geschmack der Zeit überhaupt ist.

---

Wie die damals überall enthusiastisch Gefeierte Ausdruck und Wahrzeichen der ganzen Zeit gewesen, hat der geistvolle Vorredner zur Genüge geltend gemacht. Lassen wir nun diese bedeutsamste Betrachtung bei Seite und fragen: ist sie eine Künstlerin gewesen im höhern Sinne dieses Worts? —

Ich muß mit Nein antworten.

Die Rollen, welche sie in der Königstadt erwählt und in denen sie Befriedigung und Ruhm gefunden, sind gar nicht geeignet, wahrer Künstlerschaft Zutritt zu gewähren. Denn sie sind weder Charaktere, noch Durchführung einer hohen oder leidenschaftlichen Seelenbewegung. Einmal ward auf ihre Veranlassung Mozart's Cosi fan tutte gegeben; es war abermals ein Versuch, diese an liebreizender Musik überreiche, aber auf der Bühne unmögliche Oper in Scene zu setzen. Frl. Sontag trat in der Hauptrolle auf, wurde aber von Scene zu Scene immer kälter (die Ungunst des Stückes kann sie entschuldigen) und zuletzt konnte sie ihr Mißvergnügen so wenig bergen,

daß sie sich an einen Tisch setzte und das Weitere nur so hersang, wie ein mißlauniges Kind seine Lektion hersagt. Später trat sie in den dramatischern Mozartschen Opern auf, blieb aber weit hinter den Ansprüchen derselben zurück. Ja, selbst in jenen geringen Operetten sollte der Beweis nicht ausbleiben, daß sie in jeder Rolle nur sich selber suchte und fand. In einer solchen trat sie als das Weib eines trunkergebenen, bettelarmen Schusters auf, das vom Manne Schläge erhält. Dazu hatte sie eine Seiden- oder Atlasrobe mit einem Tändelschürzchen, alles nach neuestem Pariser Geschmack, angelegt! Und als sich zuletzt die Gelegenheit zur Vermählung mit einem Diplomaten bot, da war die Künstlerlaufbahn mit dem zierlichsten Pas verlassen.

Nicht so leicht und anmuthvoll schied ich aus der siebenjährigen Thätigkeit. Ich konnte nicht ohne Zufriedenheit auf das, was ich gewollt und was von meinen Genossen und mir geleistet, zurückblicken. Seltsam war mir Anfangs die Erfahrung, wie lange die Verstimmung Derer nachklang, welche sich durch die Aufrichtigkeit der Zeitung verletzt wähnten; — und wie schnell vergessen Alles ward, was ich, eben so aufrichtig, zu Gunsten und zur Förderung Dieses

oder Jenes gethan. Ich mußte erst noch lernen, daß Dankbarkeit ein Lotteriegewinn ist, auf den man nicht rechnen darf. Und das ist gut! um so mehr ehrt er den Spender und erfreut er den Empfänger.

Unter den Gereizten befand sich auch der würdige Friedrich Schneider, der Komponist des Weltgerichts und anderer Oratorien. Nie hatte die Zeitung gegen ihn gesprochen. Allein er fand sich durch die häufigen Ausführungen über Seb. Bach's Werke, namentlich über dessen Passion, mit denen ich der Herausgabe und Aufführung des Werks Bahn zu machen suchte, beunruhigt; ja, er meinte darin einen indirekten Angriff gegen seine eigenen Werke zu errathen. Lange hieß ich im Kreise seiner Schüler „der Bachianer," — etwa wie man einst in Rom jeden unruhigen Kopf einen „Catilinarier" nannte, und in Paris zur Zeit der großen Revolution jeden Augenblick Catilina ante portas hörte. Später war mir Schneider sehr freundlich. Bei einem Besuch in Dessau führte er mir ganz allein mit schnell versammeltem Orchester Beethoven's C-moll-Symphonie und eine zweite C-mollSymphonie von seiner Komposition meisterlich auf, führte mich dann in die Kirche und phantasirte mir, fast durchweg im Figural-

und Fugenstyl in vollendeter Meisterschaft der Durchführung und des Spiels eine Stunde lang vor. Merkwürdig war mir die Beobachtung, daß die hier improvisirten Fugensätze bei weitem kunstreicher und energischer sich gestalteten, als alles, was seine Oratorien der Art enthielten. In diesen Werken wollte er möglichst faßlich, populär sein und legte sich Fesseln an, während er in der Improvisation sich sorglos gehen ließ. Seltsamer Irrthum vieler Künstler! sie halten es für einen Ehrenpunkt, oder anstandsmäßig, ihren Werken Fugensätze einzupflanzen; dann aber erniedrigen sie diese Sätze und entkräften sie, aus Furcht, damit nicht durchzudringen. —

Eins hatte ich nicht erreicht, denn es war unerreichbar: die Künstler zahlreich zur Mitwirkung zu gewinnen, sie selbst zum Wort in ihrer Sache zu wecken, sie damit mündig zu machen. Gluck hatte es seiner Zeit gethan, Reichardt auch, K. M. Weber und Robert Schumann, so wie nach ihnen Wagner, Lißt, Berlioz und Andere ebenfalls. Mir gesellten sich von schaffenden Künstlern Löwe, der geistvolle H. Dorn und wenige Andere. Zu einem gemeinsamen Sprechsaal, wie ich ihn geträumt hatte, kam es nicht.

So entschied der Gang der Zeit, deren Signatur Gans so treffend gezeichnet, im Verein mit neuen höhern Pflichten das Schicksal der Zeitung.

Habe ich eben von einem der sich verletzt Meinenden erzählt, so sei auch ein Andrer genannt, dessen Gunst ich durch die Zeitung gewonnen. Es war Bernhard Logier, der berühmte, — eigentlich der erste Methodiker im Musikfelde.

Logier war ein Hannoveraner und fühlte sich in der Jugend bewogen, nach England überzusetzen. Ganz mittellos trat er in die Musikbande eines in Dublin garnisonirenden Regiments, erlangte dann einen Organistenposten und gab daneben Unterricht im Klavierspiel, um den Lebensunterhalt zu gewinnen. Bald reichte die Zeit nicht, beiden Beschäftigungen zu genügen. Seine Tochter sollte den Organistendienst zeitweise vertreten, allein die jungen Hände und Finger waren zu schwach. Da erfand er den Chiroplasten, der, mit seinen Metallstreifen zwischen die Finger greifend, diese in die rechte Lage bringt und ihre Haltung verstärkt. Eine zweite Maschine, der Manuductor, hielt den Arm in der rechten Höhe über den Tasten.

Bald erkannte der unermüdlich Strebende die Wichtigkeit der Harmoniekenntniß (damals stand man

noch mitten im Generalbasse) für Klavierspiel. Nun entwickelte er sein System von Harmonie- und Klavierlehre. Es war außerordentlich sinnreich und erfüllte die Zwecke seines Urhebers vollkommen. Logier ward berühmt, vielleicht um so berühmter, je weniger man sich über sein System gründliche Rechenschaft gab. Spohr unter Andern stattete über eine öffentliche Prüfung, in welcher drei, vier Schüler an die Tafel traten und einen gegebenen Baß — der eine im ersten Takte, der zweite und dritte zu gleicher Zeit in späteren Takten, mit Harmonie versahen, die durchweg richtig und zusammenhängend war, einen bewunderungsvollen Bericht ab, der vor Allem bewies, daß der Hergang ihm unbegreiflich geblieben.

Nun traf Logier, vom Ministerium berufen, in Berlin ein, seine Lehrmethode hier einzuführen. Er fand großen Anklang.

Unter den Freunden des Hauses war auch ich. Er trug mir die Uebersetzung seines Lehrbuches aus dem Englischen in das Deutsche an, und ich mußte ihm bekennen, daß ich Englisch gar nicht verstände; „das thut gar nichts!" rief der seltsam energische Mann. „Sie werden das schon machen; nöthigenfalls wird Lichtenstein (der Zoologe) Ihnen Rath geben."

Ich übernahm und vollführte die Arbeit, ohne des Raths zu bedürfen. Sie liegt in der deutschen Ausgabe des Systems dem Publikum vor.

In jener Zeit zwang ein schmachvolles Unrecht, das dem trefflichen Manne widerfuhr, denselben, Berlin und seine Schöpfung in dieser Stadt, die noch nicht feste Wurzel gefaßt hatte, schleunig und auf immer zu verlassen.

In dieser Lage wendete er sich an mich. „Treten Sie an meine Stelle, vertreten Sie mein System!" sprach er. „Sie kennen es, das Praktische zeige ich Ihnen. Ich gebe Ihnen den ganzen Apparat (einen Flügel, drei oder sechs tafelförmige Pianos u. A.) dazu glaube ich Ihnen Ihre Ernennung zum Professor verbürgen zu können."

Ich dankte herzlich und lehnte ab. So sinnreich ich das System fand, so wenig konnte ich seine Grundlage annehmen und vertreten, denn es lief auf Mechanisirung der Musik hinaus, eine Richtung, die Logier in dem mechanisirten England nahe gelegt worden und dort anwendbar sein mochte. Der Titel aber, den er mir in Aussicht stellte, hatte für mich gar keine Bedeutung. Schon in meiner Jugend hatte ich mit Lachen gelesen, daß Unger in seinem „Arzt"

jene Krebse, welche in großen Schalen nur wenig Fleisch haben, „Titularkrebse“ nannte. Alle äußerlichen Ehren und Ehrenzeichen hätten nie Werth für mich haben können. Der Mann giebt seine Ehre sich selber, so viel oder so wenig es sei.

---

## Das mendelssohn'sche Haus.

Neben der Zeitung und allen bis hierher erzählten Begebenheiten und Arbeiten hatte ich, wie sich versteht, nicht aufgehört an der Vervollständigung meiner künstlerischen Bildung zu arbeiten. Denn trotz meiner halleschen Erfahrung sah ich mich immer wieder zu der Ueberzeugung gedrängt, daß Niemand, er sei so begabt er wolle, und wer kennt denn das Maaß seiner Begabung so genau und so sicher? — in der Kunst Genügendes leisten könne, ohne Durchbildung für seine Aufgabe.

Von dieser Ueberzeugung getrieben, hatte ich mich nicht lange nach meiner Uebersiedelung an Zelter gewandt; ich war ihm von Halle aus empfohlen und fand freundliche Aufnahme. Seine Kompositionen (Lieder und Balladen) schienen mir nicht sehr gewichtvoll; noch weniger, was er als Schriftsteller geleistet

hatte: die trefflich geschriebene aber gar nicht gehaltvolle Biographie Fasch's. Nun war aber der Ruf Zelter's und sein Ansehn in Berlin, wo er Fasch's Singakademie, die erste und größte, die es gab, leitete, so bedeutend, daß sich in mir die Vorstellung festsetzte, der Anlaß dazu müsse in seiner Lehrtüchtigkeit liegen. Ich eröffnete ihm also mein Anliegen, erzählte ihm, was ich in Halle gelernt und wie Manches ich bereits komponirt, sprach aber meine Ueberzeugung aus, daß weder Lust noch Begabung für künstlerisches Schaffen genügen könnten, wenn ihnen nicht gründliche Durchbildung zu Hülfe käme.

„Das ist recht, das ist brav!“ so ungefähr lautete die Antwort. „Ja, da kommen die jungen Herrn und meinen mit ihrem Bißchen Naturell . . . na, es kann ja auch viel sein . . . könnten sie gleich Alles machen! Aber prosit . . .“

Das gefiel mir und freudig nahm ich einen Notenbogen in Empfang; den sollte ich durcharbeiten und dann wiederkommen.

Zu Hause sah ich denn, daß es ein Bogen mit bezifferten Bässen war, deren ich schon in Halle nicht wenige abgefertigt hatte. Schnell arbeitete ich den jetzt empfangenen aus und brachte ihn dem Lehrer.

Dieser sah ihn durch und gab mir ein zweites Notenblatt zur Bearbeitung, ohne etwas Sachliches zu äußern.

Jetzt überlegte ich, daß auf solchem Wege nichts Entscheidendes zu erwarten sei. Ich ließ also bei dem zweiten Bogen absichtlich einige Fehler einfließen und ein paar Stellen, bei denen man Bedenken finden konnte, unbearbeitet. Zelter berichtigte die Fehler und war im Begriff, bei der ersten leergelassenen Stelle die Lücke auszufüllen, alles wie das erstemal, ohne weitere Erklärung. Hier faßte ich mir denn ein Herz und äußerte: ich habe diese und andere Lücken gelassen, weil ich nicht gewußt, ob die eine oder die andere Ausführung vorzuziehen sei. „Ja," lautete die Antwort, „das muß Einem schon das natürliche Gefühl geben." Ich hatte genug. Es war gelobt worden, daß man sich nicht auf das natürliche Gefühl verlassen, sondern die Lehrer zu Hülfe rufen solle. Der Lehre aber sollte nun wieder das natürliche Gefühl aushelfen. Der Unterricht war hiermit zu Ende.

Hatte nun Zelter gefehlt? Nein! nach damaliger Weise nicht; denn auf den Grund der Sache und auf Gründe für Lehrsätze und Verfahren ließ sich ja die ganze alte Schule niemals und nirgends ein.

Was sie darbieten konnte, war technische Abrichtung, wie sie das Knabenalter sich vielleicht mit Behagen und Erfolg gefallen lassen kann. Ich war dieser Lehre entwachsen, aber sogleich hatte ich ihre Anwendbarkeit für frühere Jahre und Zelter's ersprießliches Wirken beobachten können, und zwar an dessen berühmt gewordenem Schüler Felix Mendelssohn. Ueberhaupt sollte ich an diesem viel zu erfahren, zu beobachten finden.

Mendelssohn stand, als ich ihn zuerst sah, an der Gränze des Knaben- und Jünglingsalters und hatte sich bereits durch meisterliches Spiel und Kompositionen einen Namen gemacht, der weit über die Stadt hinausklang. Ich hatte ihn gelegentlich in Konzerten erblickt und an seinem frischen, bald angeregten, bald träumerischen Angesicht meine Freude gehabt; das blühte so gesund, so warm aus der Fülle des wellig herabfließenden Haupthaars heraus! Mehrmals war mir von Diesem und Jenem vorgeschlagen worden, mich im Hause zu den sonntäglichen Musikaufführungen einführen zu lassen. Ich hatte stets abgelehnt, theils weil ich nicht liebte fremde Häuser aufzusuchen, theils weil meine Stellung als Redakteur mir solche Annäherung noch bedenklicher machte. Endlich kam es doch dazu. Ob

und durch wen ich mich einführen lassen, ob Felix oder dessen Vater mich zuerst irgendwo angesprochen, weiß ich nicht mehr zu sagen. Jedenfalls besuchte mich Felix gleich vor- oder gleich nachher; denn ich nahm Gelegenheit, ihm meinen 137. Psalm vorzuspielen, welchen ich eben vollendet und in dem ich zu den Worten: „Vergeß ich Dein, Jerusalem," sogar eine Fuge gewagt hatte, — eine Form, die mir noch nicht weiter aufgehellt war, als etwa Marpurg's Lehre und das räthselvolle Vorbild des wohltemperirten Klaviers von Bach führen konnten.

Felix sah die Partitur durch, erst mit erstauntem Blicke, dann mit Kopfschütteln; endlich brach er aus: „Das — das geht gar nicht! das ist nicht recht! das (die Fuge bezeichnend) ist gar keine Musik!"

Ich war entzückt. Verletzt konnte ich nicht sein; denn wohl war mir bewußt, daß meinem heißen Verlangen und der etwaigen Begabung das dritte fehle: die Kunstbildung. Aber entzückt war ich, denn hier fand ich Offenheit! und die schien mir erste Bedingung für jedes menschliche Verhältniß.

Nun war ich also in einem jener Sonntagskonzerte, zu denen Felix eine Reihe Symphonien in drei oder vier Sätzen geschrieben hatte, der erste Satz

Fuge, oder Fugato, das Ganze blos für Streichinstrumente; anstatt der Bläser trat der Flügel ein, von Felix gespielt, meist oder durchweg generalbaßmäßig begleitend.

Wahrlich, es war mir nicht um eine Replik zu thun, sondern gewissenhafter Ernst als ich Felix auf seine Frage, wie es mir gefallen, meine Bewunderung seiner Geschicklichkeit im Satze aussprach, dann aber zufügte, es sei nichts drin, ich hätte keinen Inhalt gefunden, welche der Tüchtigkeit des Satzes entspräche.

So standen wir beide einander gegenüber, ich wissend, er ahnend, daß der Andre wohl recht haben möge, beide sicher überzeugt, daß jedes Wort ehrlich gemeint sei. Dies war der Grundstein einer Freundschaft, die schnell und fest aufwachsen und eine Gegenseitigkeit und Macht gewinnen sollte, wie sie selten unter Brüdern statthaben mag. Wer hätte ahnen können (ich wahrlich nicht), daß sie ein Ende finden sollte, und zwar ohne irgend einen äußerlichen Anlaß, in völliger, todkalter Entfremdung.

Zunächst gewann ich nun die Anschauung einer wohlgeordneten und weise geleiteten Familie, und lernte, welchen unermeßlichen Vortheil die Geburt in einer solchen gewährt, zumal wenn alter Ruf (Moses

Mendelssohn!) Reichthum und ausgebreitete Verbindungen hinzukommen. Ich Armer, ich kam daher aus Dürftigkeit und Rathlosigkeit! Mich hatte das Schicksal hingestellt auf den Kreuzweg der hundert Lebenspfade, und hatte dem Lebensfremden, all' dieser Pfade Unkundigen zugerufen: Gehe hin! wähle, welchen Du magst. Hier trat mir ein Andrer gegenüber, dem jeder Schritt berathen und bewacht ward vom einsichtsvollen Vaterauge. Von Zeit zu Zeit, und noch ziemlich spät, klagte mir Felix: wieder sei der Vater zweifelhaft an seinem Berufe, unzufrieden mit der Laufbahn des Künstlers, deren Erfolge stets ungewiß blieben; wieder und immer wieder schlage er ihm vor, Kaufmann zu werden, oder sonst eine sichere Bahn einzuschlagen. Ich lächelte dazu und beruhigte ihn, indem ich darauf hinwies, wie weise der Vater handle, wenn er ihn immer wieder zur Selbstprüfung anrege.

Wenn ich später in Schriften und mündlich gegen meine Schüler hundertmal aussprach: Künstler solle nur der werden, der nicht anders könne, so mag wohl diese Ueberzeugung, die ich noch jetzt durchaus festhalte, in jenen Gesprächen mit Felix ihre Wurzel haben. Seltsam klang mir ein anderes Wort des

Vaters lange nach, bevor ich die tiefe Lebenserfahrung erkannte, die ihm zum Grunde gelegen. In etwas späterer Zeit, als der Vater von meiner treuen Anhänglichkeit an Felix überzeugt war, sprach er einmal gegen mich aus: er glaube nicht, daß sein Sohn höchste Begabung (Genie meinte er) für Musik habe; allein um so glückvoller könne sein Leben sich gestalten. Ja wohl, Lebensglück und Genie, wie selten sind sie verträglich, wie selten dauernd verbunden! — War Schiller glücklich? Hat man vergessen, daß er auf dem Sterbebette sein liebstes Töchterlein mit abgewandtem Antlitze zurückdrückte mit der Hand, weil der Gram ihm das Herz fraß? War Goethe, den man den Glücklichsten preist, wirklich glücklich? er wollte der Dramatiker seines Volks sein, — ist er's geworden? — Und Du, Erhabenster! der seine spielselige Instrumentenwelt emporhob in das Reich des bewußten Geistes, Beethoven! letzter unsrer Meister: wer mag dein Leben lesen ohne Thränen? —

Nein, Lebensglück und Genie, sie sind selten, wenn jemals vereint, sie scheinen einander zu scheuen und zu fliehen. Dafür wird dem Auserwählten — Viele sind berufen, Wenige auserwählet! — die Wonne jener Augenblicke zu Theil, in denen ihm das

Auge wacker wird, unsterbliche Gesichte zu schauen, welche die Gluth all' seiner in Einem Augenblick zusammengeschmolzenen Geisteskraft zuerst in das Dasein ruft, — eine ganz andre Gluth, als die Erhitzung eifriger Arbeit, so löblich und lohnend auch sie ist.

Wohl hatte er recht geschaut und begriffen, der einsichtvolle Sohn Moses Mendelssohns. Und wohl befugt war er, über Musik sein Wort abzugeben. Schon sein Lebenslauf hatte ihn dazu ausgerüstet. Als er in jüngern Jahren eine Zeit lang Paris bewohnte, sah er sich den unausgesetzten Aufführungen der Opern Gluck's gegenüber, die damals bei den Franzosen noch in hohem Ansehn standen und nach den noch nicht verblichenen Ueberlieferungen aus Gluck's Zeit dargestellt wurden. Damals war er auch Zeuge der ersten Aufführung von Cherubini's Wasserträger geworden und erzählte davon wiederholt mit Behagen. Cherubini hatte bis dahin in Paris keinen heißen Erfolg gehabt. Nun kam der Wasserträger mit seinen Anklängen an die Ideen der Revolution. Die Aufnahme war eine unerhörte, wahrhaft furchtbare, die Menge entzündet bis zur Manie. Mendelssohn suchte noch während der Aufführung den Komponisten hinter den Coulissen auf, und fand

ihn fieberhaft erregt umherschreitend: „Ah! ça frappe, ça frappe!“ stieß er immerfort mit ganz heiserer Stimme hervor. Auber, sein Schüler, stand damals gar nicht in Ansehn, auch bei seinem Lehrer nicht. Wer hätte wohl geahnt, daß der hochgefeierte Meister dereinst (in seinen Abenceragen) zum Nachahmer seines Schülers werden würde!

Neben dem Vater stand die scharf verständige, vielleicht weniger herzvolle Mutter. In ihr lebten Traditionen oder Nachklänge von Kirnberger her; von dorther war sie mit Seb. Bach bekannt geworden und hatte das unausgesetzte Spiel des temperirten Klaviers ihrem Hause eingepflanzt. Eigenthümlich war es, daß die große Vorliebe des Vaters für Gluck sich in seiner Familie wenig Einfluß verschaffte. Gluck wurde von Allen geachtet, nicht aber eigentlich geliebt und unausgesetzt im Sinne gehalten. Dies ward nur Mozart und Bach zu Theil, viel weniger schon Händel. Den Familienkreis schlossen die Töchter und Paul, der jüngste Sohn in verwandter Gesinnung, in rein gezogener Linie. ab. Die älteste Tochter, Fanny, stand neben Felix und nahm den engsten Antheil an seinen Kunststudien. Am Pianoforte war sie schwächer als er in Fertigkeit und Kraft,

gewann ihm dagegen in Zartheit und sinnvoller Auffassung, besonders Beethoven's, nicht selten den Rang ab. Mehrere ihrer Lieder, namentlich das Duett und einige Gesänge von Suleika, haben in den ersten Liederheften des Bruders unter dessen Namen ihre Stelle gefunden. Anderes ist bekanntlich später veröffentlicht worden. — Die jüngere Schwester, Rebekka, geistig weniger hervortretend als Fanny, war eigentlich der geheime Liebling Aller, namentlich des Bruders. Ihr Eindruck war dem vergleichbar, den ein halb verschleiertes Mädchen macht; man ahnt reichere, zartere Reize, je weniger man deutlich sieht. — Paul war noch sehr jung, bescheiden sich zurückhaltend. Wenn Felix spielte, was fast jederzeit ohne Noten geschah, dann schlich der Knabe mit dem gluthvollen Gesicht und dem kurzen schwarzen Gelock gelegentlich nach dem Schlusse still herbei, tippte dem Bruder auf die Schulter und sprach leise: „Du, Felix! da hast Du im ....ten Takte f gespielt; es muß fis heißen." — Auch er hatte mir, glaub' ich, Neigung und Vertrauen zugewandt. Einmal suchte er mich auf und begehrte, natürlich mit Vorwissen und Genehmigung des Vaters, meinen Rath: ob er sich dem Geschäfte des Vaters anschließen oder Buch-

händler werden solle; das letztere sei er zu thun bereit, wenn er Aussicht habe, mit seinen Mitteln und ernstlichem Streben, Ersprießliches für geistige Interessen zu leisten. Ich konnte mich nicht für die letztere Laufbahn aussprechen, sondern nur der Wahl des Vaters beistimmen. Dieser folgend ist er bekanntlich einer der angesehensten Banquiers geworden.

Zunächst trat an die Familie Wilhelm Hensel, damals Professor und Hofmaler, der spätere Gatte Fanny's. Er hatte sich durch die meisterliche Kopie der Transfiguration, die jetzt der Raphael-Gallerie in Potsdam einverleibt ist, und durch eigene Arbeiten schon von Italien her Ansehn erworben, allein in Berlin konnte er dasselbe nicht so voll behaupten, als er verdient hätte. An diesem Manne, der mir stets ein treuer Freund geblieben, konnte ich beobachten, daß für den Künstler die Gunst des Glückes gar leicht eine verhängißvolle Gabe werden mag. Sein Vater, ein Landpfarrer, hatte sich nach der Schlacht bei Jena um die Flucht der Königin verdient gemacht. Dies und die liebenswürdige Begabung Hensel's hatten demselben gunstvolle Aufnahme in den Hofkreisen und die Reise nach Italien zugewendet. Bei den Hoffesten war er für ideale Kostüme und lebende Bilder

hülfreich gewesen und hatte dabei Gelegenheit genommen, die „Schönheiten" des Hofes mit feinem, schmeichlerischem Bleistift zu portraitiren. Auch später hatte er die Kunst seines Stiftes fortwährend geübt. Namentlich den charaktervollen Kopf seiner Fanny, bald mit den Attributen einer rebenbekränzten Bacchantin, bald als eine der „Töchter Zion", die sich mit ihrem Säugling im Arme abwendet von der Gräuelthat auf Golgatha, bald in anderen Charakterbildern dargestellt. Allein gerade seine nahen Beziehungen zum Hofe, seine huldigungsvolle Bethätigung bei dessen Festen, der fortwährende Umgang mit dem feinen und glatten Bleistift hatten ihn abgezogen von der ernsten und kraftvollen Wahrhaftigkeit, ohne welche in keiner Kunst das Vollgenügende erreicht werden kann.

Mir kam dies, bei seinem großen, in der Berliner Garnisonkirche in höchst ungünstiger Aufstellung bewahrten Gemälde, zu voller Ueberzeugung. Der Gegenstand ist: Christus von den Hohenpriestern vor Pontius Pilatus zum Gericht geführt. Der Stoff schien mir einer der größten, die sich dem Maler darbieten können. Der Gottgesandte, — sage man dafür der Genius, — von der Satzung, die sich unter dem Strahl der neuen Idee hohl und un=

haltbar fühlt trotz der Macht, die das Bestehen, weil es besteht, verleiht, — vor die weltliche Gewalt geführt, daß sie den Geist richte, der ihr fremd und unverstanden ist. Ich hielt das für eine Aufgabe, die von jenem alten Ereigniß hineinreicht in unsre kämpfende Zeit, und über sie hinaus in alle Zukunft. Bei dem Entstehn und der Ausführung dieses Werks war ich stets gegenwärtiger Zeuge. Nun hatte ich zu bewundern, mit welcher Macht der Anschauung und des Pinsels Hensel seine Modelle (meist polnische Juden, daneben bedeutende Frauenköpfe der israelitischen Gemeinde) in Einem Gusse (alla prima) auf die Leinwand brachte; und dann wieder mußte ich mit tiefer Betroffenheit gewahr werden, wie diese Kraftbilder heruntergemäßigt wurden, förmlich zusammenschmolzen bei der Uebertragung auf die große Leinwand. Der Künstler hatte begonnen, der Hofmaler vollendet.

So erschien mir die Sache damals. Jetzt, oder vielmehr seit längerer Zeit, ist mir eine andre Betrachtung näher getreten, die damals weder in mir zur Reife hätte kommen können, noch überhaupt sich aus den schwankenden Umrissen der sich erst vollziehenden Umwandlung der Zeit, der Gesinnung

und Anschauungsweise rein herausgestellt haben konnte.

War es denn wirklich „der Hofmaler", der hier gefehlt? War es nicht der unmittelbare Ausdruck der Zeitrichtung, welche vom Idealen und Hohen, das unbedingte Wahrhaftigkeit, nöthigenfalls schonungslose Geradheit fordert, zu den konventionellen Rücksichtnahmen der „Gesellschaft" führte, die im Spiegel der Kunst nur das schmeichlerische Abbild des eignen behaglichen Lebens zu schauen begehrt, statt der Enthüllung des tiefen Lebenskerns. — Vielleicht war schon der Stoff (bei dessen Wahl ich nicht unbetheiligt geblieben) der erste Verstoß gegen die neue Zeitrichtung. Dem beiderseitigen Freunde, Felix, war das Bild stets unbehaglich gewesen.

Wie man nun auch über das Werk urtheile, die Berliner, der Mehrzahl nach weder begabt noch gebildet für Kunst, kannten, wo einmal die kalte, schnöde Kritik, welche sich so oft in Berlin heimisch gezeigt, Eingang gefunden, keine Grenze. Kein Bild Hensels fand gerechte Würdigung. Besonders leid that es mir um ein kleines Bild, — ein halb nackter italischer Hirtenknabe sitzt auf einem antiken Marmorsarkophage, den Hut hat er sich mit bunten Bändern geschmückt;

die heftigen Farben derselben entsprachen der südlichen Färbung des Knaben und der Landschaft und fanden ihre Milderung in dem vergilbten, stellenweis angebräunten Marmor. „Schnell fertig mit dem Worte" Buntheit u. s. w. hatte man den Stab gebrochen.

Um die Familie schloß sich ein reicher Kreis von Freunden des Sohnes und Freundinnen der Töchter. Ueberragt war diese Jugend von den älteren Bekannten des Hauses, Alexander von Humboldt, Varnhagen von Ense, dem Professor Gans, dem klugen Bruder des Hausherrn, Joseph, der an den Spielen der Jungen lustig Theil nahm und oft laut es beklagte, wenn die „dummen Geschäfte" den Proben und Vorbereitungen störend wurden.

Hier war es, wo ich mich zum erstenmale der bedeutungsvollen Gestalt Alexanders von Humboldt gegenüber fand. Schon kannte ich, soweit einem Laien im Fache der Naturwissenschaft möglich ist, die alles überragenden Leistungen jenes Mannes, der selbst durch die Form, in der er schuf und wirkte, eine wahrhaft königliche Stellung einnahm. Denn durch seine Reisen, seinen Ruhm und seine Verbindungen in allen Reichen (namentlich auch Rußland) einheimisch und einflußreich, hatte er Gelegenheit,

zahlreichen jüngern Gelehrten in ihren Forschungen und zu weiten Reisen förderlich zu sein. So hatte sich um ihn ein Kreis — ich möchte sagen, ein Hofstaat, aber ein höchst thätiger, von jüngern bedeutenden Intelligenzen gebildet, die von ihm Einfluß und oft Richtung empfingen, dann aber mit ihren Forschungen und ihrer Mitarbeit wiederum seinem Gestalten die empfangene Hülfe mit reichlichem, geistigem Zins vergalten. Aus ihrer Reihe nenne ich nur den geistvollen Dove, der uns seitdem trotz der warnenden Ablehnung der Schrift belehrt hat, „von wannen der Wind kommt und wohin er fährt." Damals war Humboldt eben beschäftigt, seine Verbündeten, unter ihnen Lejeune Dirichlet, zu den seitdem berühmt gewordenen magnetischen Beobachtungen gleich einer Vorpostenkette über den ganzen Erdboden auszubreiten. Die Naturwissenschaften bedurften eines solchen Mannes, als eines Mittelpunkts, der aus allen Richtungen Nahrung für geistiges Leben empfing und nach allen Richtungen hin neue Belebung spendete.

Jetzt also sollte ich den in seiner Art einzigen Mann von Angesicht zu Angesicht kennen lernen. Der Saal war ziemlich gefüllt, als er still eintrat, und

seine leichte, nicht große Gestalt durch die Gruppen hindurchschlüpfte, um in einer Ecke Stellung zu nehmen. Sogleich schien der Mittelpunkt des Raumes verändert; Alles wandte sich ihm zu und schloß um ihn weitere und weitere Kreise. Er aber wandte sich bald zu Diesem, bald zu Jenem, und ich ward leicht inne, daß er Jedem eine Mittheilung aus dem eigenen Felde desselben zufließen ließ, dem Philologen eine Andeutung aus seines großen Bruders Wilhelm unsterblichem Werke über die Kavisprache, dem Geschäftsmanne Notizen über die Konjunkturen in Süd-Amerika. Auch mir wandte er sich mit ein paar Bemerkungen aus der Geschichte italienischer und spanischer Musik zu, deren vollständige Richtigkeit ich nicht hätte verbürgen, aber noch viel weniger auch nur mit einer Miene anzweifeln mögen. Es schien ihm nicht zu mißfallen, daß ich den Zusammenfluß der Spanier und Niederländer mit den Italienern in der päpstlichen Kapelle — „wie er selbst in Rom beobachtet habe" — hervorhob, und die deutsche Musik von Luther bis Bach als bedeutungsvollen Gegensatz (natürlich fragweise) zu erwägen gab.

Zwischen den jungen und ältern Freunden des Hauses, doch jenen mehr wie diesen gesellig, stand

Ludwig Robert, der Dichter, mit seiner schönen Frau. Sie wohnten damals, wenn ich nicht ganz irre, im Mendelssohnschen Hause; ich bin nur hier mit ihnen zusammengetroffen.

Es war ein eigenthümlich interessantes Paar, jedes von ihnen in seiner Weise.

Er, als gefälliger Dichter beliebt, als leicht angeregter und anregender Gesellschafter gern gesehn, sollte sich gerade um diese Zeit durch eine Art von ritterlicher That um Berlin verdient machen, indem er es aus einer beschämenden und wahrhaft schädlichen Hingebung an eine seltsame Persönlichkeit und ihr Gebahren erlöste und frei machte.

In jener Zeit nämlich hatte sich M. G. Saphir hier niedergelassen und gleichzeitig zwei Journale gegründet, die an Schamlosigkeit und Hinwegsetzen über jede Schranke journalistischer Sittlichkeit alles weit hinter sich ließen, was Berlin jemals erlebt. Wenn andre Journalisten sich bisweilen und ausnahmsweise von der Sache, über die sie schrieben, zu Persönlichkeiten verirrten, so kehrte Saphir das Verhältniß geradezu um; ihm war der Gegenstand, über den er schrieb, schlechthin die bedeutungslose Nebensache, die Persönlichkeit dessen, dem es galt, die Hauptsache oder

eigentlich das Ganze. Diese Persönlichkeit wurde nicht blos mit schonungsloser Bitterkeit, sondern auch mit jedem ersinnlichen Unglimpf und mit jenem wohlfeilen Spott überhäuft, der seinen eigentlichen Gehalt in dem jüdelnden Spiel mit Wortverdrehungen und Wortwitzeleien fand, an denen Saphir unerschöpflich war und die dem großen Haufen der verständlichste Witz sind. Aber nicht nur der große Haufen, auch die Börse, die andern Kreise der Gesellschaft stellten ein reiches Kontingent zu den Lesern dieser Journalistik. Ja, der damals im höchsten Ansehn stehende Philosoph Hegel war einer der eifrigsten Leser und Bewunderer M. G. Saphirs; er nannte ihn „ein Phänomen", — natürlich in solchen Augenblicken, wo er seiner „Phänomenologie des Geistes" weniger erinnerlich war. Waffen schien es gegen dieses Phänomen nicht zu geben, denn jede Erwiderung, abgesehn davon, daß es gar nicht leicht gewesen wäre, es ihm in Witzelei und Unglimpf gleich zu thun, würde nur den Skandal verewigt und ihm Anlaß gegeben haben, neue Unsauberkeiten den alten zuzugesellen. Zwar ward er aus öffentlichen Lokalen (einmal sogar mit fühlbaren Thätlichkeiten) entfernt; immer aber fand er dann eine andre Thür offen, um

wieder hineinzuschlüpfen, hierin dem Ajax ähnlich, den bekanntlich Homer mit der immer wiederkehrenden Fliege vergleicht.

Einmal hatten sich sogar sieben, sage: sieben Literaten, an ihrer Spitze Wilibald Alexis, zusammengethan, um eine Art von Achterklärung gegen Saphir zu erlassen, der sie größeres Gewicht beimaßen, als irgend einer Aeußerung eines Einzelnen. Die Namen der Verbundenen waren achtungswürdig genug; und Recht hatten sie in jenem Wahrspruche gegen den schamlosen Eindringling ganz unzweifelhaft, allein es geschah, was sie leicht hätten voraussehen können. Der Phänomenale war froh des Anlasses zu neuem und breiterem Scandal. Ja, er stellte sich als den Verfolgten, jene als Verschworne dar — und fand damit bei nicht Wenigen Anklang, welche gleichwohl die Ungehörigkeit seines Gebahrens schon selbst erkannt hatten. Berlin schien unabänderlich seine Domäne.

Hier trat nun Ludwig Robert ritterlich als Kämpe für die wehrlose Stadt auf. Er dichtete seinen „Jocko“. Jocko ist ein menschengroßer Affe, der von seinem boshaften Herrn abgerichtet, in die Kleidung eines Menschen, eines „Löwen des Salons“,

gesteckt, und in der feinsten Gesellschaft wirklich eingeführt wird. Die Geschichte des Affen ist aus E. T. A. Hoffmanns und W. Hauffs Erzählungen bekannt. Robert gestaltete daraus ein Melodrama, und als endlich der Held desselben, Jocko, auf der Bühne erschien, tönte das Haus wider von schallendem Gelächter und den jubelnden Rufen: Saphir! Saphir! Der Affe trug eine Maske, welche den unglücklichen Journalisten auf das Sprechendste darstellte, und umgekehrt war das Gesicht des Journalisten die sprechende Maske für einen Affen. Saphir mußte Berlin verlassen. Er hat nachher in Wien als Humorist, ja von nicht Wenigen als Nachfolger Jean Pauls begrüßt, mit harmloserm Witz und ergötzlicher Sentimentalität eine neue Stätte und Anklang gefunden.

Dies war die That Roberts. Sein weit größeres Verdienst aber, wenigstens für die Jüngeren im Mendelssohnschen Hause, das war seine schöne Frau. Sie war wirklich schön, obgleich von einer Ruhe, die sie einem Bildwerke ähnlich machte, das eben erst von dem beseelenden Strahl berührt werden soll. So sahen wir sie oft im Kreise der andern Damen theilnahmlos mit unbeweglichen Zügen und

Augen, die im wachen Zustande zu schlummern schienen. Nun trat aber irgend eine Berühmtheit, wohl gar eine ebenfalls reizende Frau ein. Da, wie vom elektrischen Funken durchzuckt, richtete sich die schöne Gestalt höher auf und gewann, offenbar unbewußt und unabsichtlich, malerische Wendung, die Züge füllten sich mit Energie und wurden charaktervoll, die Augen erglänzten in neuem Lichte. Wehe der eingetretenen Schönen! sie wurde niedergeglänzt von jener, die in Siegsbegierde und Siegsgewißheit nichts Gleiches neben sich dulden mochte. Solche Momente waren das eigentlich an ihr Anziehende, denn sie waren der feststehende Inhalt ihres Daseins. Ich bin ihr nie näher getreten, denn mir schien an ihr das zu fehlen, was für meinen Sinn der Schönheit erst Macht giebt: geistige Bewegtheit, welche die Form durchschimmert. Ich wenigstens bin davon nichts an ihr gewahr worden; sie war eine Virtuosin der Schönheit. Anders schien Felix geschaut und gefühlt zu haben. „Aber Rieckchen!" — hörte ich einmal von der Lippe des Dichters, wenn die schöne Frau sich vielleicht allzu willfährig dem bewundernden Anschaun hingegeben hatte.

Der eine Dichter ruft den andern herbei, Lud-

wig Robert den göttlichen Gamin, das ungezogene Schooßkind der Grazien Heinrich Heine. Seine Reisebilder, sein Buch der Lieder hatten ihm damals gränzenlose Gunst zugewandt. Während die weibliche Jugend in seinen Liedern schwärmte und die Komponisten sich wetteifernd die Notenfeder aus der Hand rissen, sie immer von neuem zu komponiren, bemerkten die reifern Männer, daß dem leichtfertigen Dichter gelungen sei, sein Volk aus einer nur zu gegründeten Erbitterung zu der ihm so wohlanständigen Gerechtigkeit gegen eine große geschichtliche Person zurückzuführen. Napoleon, mit vollem Rechte den Deutschen bis in den Tod verhaßt geworden, war noch immer Gegenstand ihrer Verwünschungen und ihres Abscheus. Da führte Heine das Bild des Helden, ganz unbekümmert und harmlos, aus der Verfinsterung des Hasses herauf. Und die Deutschen folgten dem vorüberschreitenden Heroenbilde, vergaßen des Hasses und lernten auch gegen Jenen Gerechtigkeit zu üben, während die Engländer den größten Berichter jener Tage, Walter Scott, aussandten, den gefallenen Feind zu schmähen, und die Franzosen sich aber- und abermals an dem Klange seines Namens berauschten. Auch mit Heine fand ich mich zusammen und oft

wanderten wir heimwärts, erst ich ihn zu seiner Wohnung, dann, rückkehrend er mich nach der meinen begleitend. Lebhaft steht mir noch das Bild des jungen, fein, ja elegant gebauten Mannes vor der Erinnerung, wie er sich einmal bei Mendelssohn's von der einen Seite des Tisches in unnachahmlicher Grazie träger Müdigkeit und Abspannung nach der andern hinüberlehnte, wo Rebekka, die jüngste Tochter des Hauses, saß und zu ihr, die für seine Gedichte schwärmte, in gedehntem, gar nicht heimlichem Tone sprach: „Ich könnte Sie lieben!" Rebekka wandte sich ab, ich weiß nicht, ob um ihr Lachen, oder ihren Mädchenzorn zu verbergen. Ihre Bestimmung hat sie später bekanntlich zu Lejeune Dirichlet geführt.

Im Anblicke dieses vollen Kreises konnte man wahrnehmen, wie fördersam für die Zukunft des jungen Komponisten der reiche Verein im Vaterhause war. Hier machte sich jedes eben erklungene Lied, jeder meisterlich ausgeführte neue Klaviersatz sein im Voraus geneigtes Publikum; hier war es, wo die Aufführung der Bachschen Passion sich vorbereitete, hier endlich, wo sich Beziehungen in die Ferne anknüpften, welche ebenfalls dem jungen Künstler auf das Höchste förderlich wurden. Denn das reiche und

angesehene Haus nahm jeden Berlin besuchenden Tonkünstler von Bedeutung gastlich und wohlwollend auf und hatte Gelegenheit, ihn in seinen berliner Unternehmungen zu fördern.

So war der Boden beschaffen, von dem Felix seinen Ausgang nahm; man zähle noch den Einfluß Louis Berger's als Klaviermeister und Zelter's hinzu, dessen Unterricht früh genug begonnen hatte, um den Schüler das nicht vermissen zu lassen, was die alte Lehre nicht gewähren konnte.

Das alles zusammengenommen war vielverheißend und glückvoll genug. Allein jede Lage, in der wir Menschen uns befinden, hat ihre durchaus unabwendbaren Bedingungen und Folgen. Die Gewährung aller Mittel für Bildung, frühestes Gelingen und Gelten, dazu der Kreis regsamer, zum Theil geistreicher Freunde, die Umgebung von einer Schaar reizender Mädchen, das wirkte gleich einem unablässig erfrischenden, die Nervenkraft anregenden und stärkenden Bade auf den schon von Natur so frischen Jüngling; Schnellkraft und Heiterkeit wurden der Grundton seines Wesens. Das war an sich selber schon Glück und zugleich Unterpfand weitern Glückes Es sprach sich in einem eigenthümlichen musikalischen Zuge

bei ihm aus. Wenn er eine seiner Kompositionen zum zweiten-, drittenmale vortrug, so konnte man beobachten, daß er mit jedem Male die Bewegung beschleunigte — und zwar meist sehr erheblich; davon, daß er etwa die ersten Male aus Mangel an Technik langsamer gespielt, konnte bei seiner eminenten Fertigkeit gar nicht die Rede sein. Fanny war über diese, keineswegs immer sachgemäße Steigerung des Zeitmaaßes oft in Verzweiflung; allein sie war der unabwehrbare Ausdruck wachsender Erregtheit und Ungeduld.

Weit bedenklicher, doch eben so begreiflich war der Einfluß, den die freudenreiche Lage und die Umgebung, der stete Umgang mit den jungen Freundinnen der Schwestern auf ihn ausübten. Von Felix, dem geistreichen Klingemann und mir wurde in dem weiten Park des Hauses eine Gartenzeitung gestiftet. Das Kapital dazu bestand in einem hölzernen Tische mit Schubfach, der Tag und Nacht in einem der weiten Schattengänge blieb. Hierhin schlich, wer eben etwas darzubringen hatte. Zeichnungen, zärtliche Gedichte, Witzbriefe, alles Mögliche fand sich da zusammen, um Alle zu erfreuen und der Schönen, der die besondere Huldigung galt, den geheimern Sinn

zu verrathen. Mehr als einmal bestieg ich mit Felix, nicht ohne Gefahr, das Dach eines Nebengebäudes, um einer jungen Dame mit polnischem Namen köstliche Pfirsiche oder schwellende Weintrauben durch das offne Fenster auf den Nachttisch gleiten zu lassen.

War es denn da zu verwundern, war es anders möglich, als daß die von so Vielen geweckte und so Vielen gleichzeitig gespendete zärtliche Huldigung jenen weichen Nachhall in den Kompositionen vernehmen ließ, den man später bald süß, bald courmacherisch, bald zart zu nennen beliebte, und der jene „Lieder ohne Worte“ zur Folge hatte, welche sich aus der damaligen Zeit hinrankten durch das ganze Leben des Komponisten? — Damals hatte ich mit den Andern meine reine Freude daran, und ich durfte es. Denn nur das Beharren in dieser Sphäre des Kleinen und weichlich Süßen, die Rückkehr auf die leicht verständlichen Motive der Barkarole, oder der choralartigen Andachtformen, zuletzt der Anschluß aller schwächern und kleinen Talente an diese mit dem Geistigen mehr spielende als vom Geist erfüllte Form, offenbarten den wahren Sinn dieser Richtung.

Ein anderer Zug, ebenfalls das nothwendige Erzeugniß jener glückvollen Verhältnisse, war mir

schon damals, bevor ich noch die Tragweite begriff, unheimlich in die Seele gefallen. Er äußerte sich nur in einem Worte, aber Worte sind Ausdruck — oder Verräther dessen, was in der Seele vorgeht und verkündet werden soll, oder sich den Andern, ja dem Redenden selbst verbergen will. „Das macht mir kein Plaisir!“ so mußte ich oft vernehmen, wenn auf Das oder Jenes in der Musik, in der Malerei u. s. w. die Rede kam; und zwar erschallte das meist, wo das Tiefste, das Ernsteste, wo der Geist in seiner höchsten Macht zum Ausdruck kam. Ich erinnere mich des verhängnißvollen Ausdrucks gegenüber dem Dante, dem Michelangelo, aber auch Beethovenschen Kompositionen gegenüber, und zwar gerade den tiefsten, namentlich der neunten Symphonie. Und seltsam! so sehr ich sein Spiel bewunderte und liebte, sein Vortrag Beethovens konnte mich selten befriedigen. Es kam mehrmals darüber zu Erörterungen, namentlich bei der großen B-dur-Sonate. Allein das führte zu nichts. Ich war nicht stark genug im Spiel, dazu in mir selber noch nicht zu voller Bewußtheit gelangt, als daß die Erörterung hätte Frucht bringen können.

---

# Felix Mendelssohn.

Ungestört durch solche Betrachtungen schloß sich unser Bund so eng und fest, daß selten ein Tag vorüber ging, an dem wir nicht gegenseitige Besuche und Billets wechselten. Freilich war der Inhalt derselben ein seltsamer, aus bestimmter Rede und Anspielungen, die nur wir verstanden, aus Notensätzen und tollen Bildern bunt gewebt; denn auch Felix hatte sich emsig im Zeichnen, und zwar in der Landschaft geübt, wie ich in der Auffassung menschlicher Gestalt. Bald fanden wir heraus, daß die eigentlich gesellige Kunst nicht die Musik, sondern das Zeichnen sei. Denn jene mache gebieterisch aller Unterhaltung neben ihr ein Ende; das Zeichnen aber fordere, zumal wenn ein Paar trauter Gesellen einträchtig nebeneinander säßen, die Unterhaltung erst recht lebhaft heraus, und wenn augenblicklich jeder Stoff sich ver-

sage, so biete ein Blick auf die Arbeit des Andern, oder ein Hülferuf von hüben oder drüben stets neuen.

Aber auch die Wechselrede nahm unter uns ineinander Gelebten leicht seltsame Formen an, zumal wenn sie sich auf Gegenstände, z. B. Instrumentation, wendete, die einer strikten Bezeichnung unzugänglich sind. Ich erinnere mich noch, in welches erstaunte Hin- und Widerblicken Droysen gerieth, als er bei einem Besuch auf meinem Zimmer mit anhören mußte, wie ich Felix sagte: hier müsse reiner Purpur gebraucht werden; die Hörner dämpften hier die Pracht der Trompeten; — und Felix entgegnete: nein! nein! das schreit zu sehr, ich will violett.

Und dennoch mußte dies Verhältniß enden. —

Oder vielmehr es mußte die Grundverschiedenheit in unser beider Charakter, Anschauungsweise und Kunstrichtung endlich trotz alledem und alledem uns beiden zu Gefühl und immer klarerem Bewußtsein kommen. War er mir abgefallen? oder ich ihm? — das Letztere wäre sogar unausführbar gewesen, hätte es auch in meiner Natur gelegen. Denn zu oft und zu bestimmt hatte ich für ihn Partei genommen und in meiner Zeitung mich über ihn ausgesprochen. Das Erstere, — damals sah ich die Sache so an,

und das Gefühl, grade von ihm verlassen zu sein, war mir ein ätzender Wermuthstrank, der lange Jahre bitter nachschmeckte. Jetzt meine ich klarer zu sehen. Die äußere Trennung war eben nichts, als die nothwendige Folge der innern, über die jeder von uns sich so lange die Augen zugehalten.

Zuletzt mußten sie sich öffnen.

Ich hatte mir endlich Mittel und Muße errungen, an die Ausführung meines alten Lieblingsplans, den „Mose", zu gehen. Daß er keine Doppel-Oper werden könne, wie ich in der ersten Jugend gewähnt, daß er die äußere Form eines Oratoriums annehmen und die Bibel den Text dazu geben müsse, stand für mich fest. Meine Belesenheit in der Bibel ließ mir die Ausführung des Textes nicht schwierig erscheinen. Oft schon hatte ich gegen Freunde von meinem Vorhaben gesprochen; jetzt, da Ernst werden sollte — ach, Ernst war es mir immer gewesen, meine Verhältnisse traten stets hemmend dazwischen, — war Felix der nächste, dem ich mich mittheilte. Wenige Tage darauf kam er mit der Eröffnung zu mir, auch er wolle ein Oratorium schreiben und seinen Text aus der Bibel schöpfen.

„Das trifft sich ja herrlich!" entgegnete ich.

„Ich hatte doch Besorgniß, daß das Umhersuchen nach dem Texte die Frische zur Komposition beeinträchtigen könne, jetzt sind wir beide geborgen. Du stellst mir meinen Text zusammen, ich Dir den Deinen, und wir kommen beide frisch an die Arbeit."

Er war freudig damit einverstanden. Nun fragte ich ihn nach seinem Stoffe. — „Ich habe mir gedacht, den Paulus zu schreiben."

Ich war betroffen. Paulus, der Lehrer, der Weise, — fast hätte ich gesagt: der Protestantische, der Rationalist. Man verzeihe mir die unzutreffenden Ausdrücke; ich finde nicht bessere für meine Anschauung der erhabenen, tiefsinnigen Gestalt, wenn ich dieselbe mir als Gegenstand musikalischer Behandlung vorstellen solle. Der Denker, der Maler, vielleicht der Dichter, sie können ihr Werk an Paulus knüpfen; aber der Musiker, dessen Schaffen zunächst der Sphäre des innern Lebens, des Gefühls angehört?

Zu klar war mein Bewußtsein von der Unmittelbarkeit künstlerischen Beschlusses, als daß ich sogleich gewagt hätte, meine Bedenken auszusprechen. Denn ein solcher Beschluß ist ja gar nicht (wie Außenstehende oft meinen) Sache der freien Wahl. Er ist das Erzeugniß der ganzen Sinnesart, Anschauung

und Stimmung, welche den Künstler gerade zu diesem Stoffe und keinem andern hinzieht; in ihm spricht sich die nothwendige Wechselbeziehung zwischen dem Künstler und seinem Stoffe, gleichsam der magnetische Rapport aus, der beide zu einander zieht. Daher ist auch, wenn einmal der Geist des Künstlers seine Richtung genommen, selten zu ändern oder nachzuhelfen; die gesammte Geistesbildung muß vorbereitet haben. Dessen ungeachtet, so gebot meine sichere Ueberzeugung, versuchte ich zunächst nur fragweise die äußerlichen Bedenken zum Bewußtsein zu bringen. Paulus, gab ich zu erwägen, ist eine Gestalt ohne bestimmten Anfang und Abschluß. Er ist Lehrer und Märtyrer, aber nicht der erste; Stephanus geht ihm als Märtyrer unmittelbar voraus. Sein Ende ist nach der Legende das Schwert im fernen Rom. Der Höhenpunkt aber seines Lebens für künstlerische Darstellung kann nur die Erscheinung Christi sein. Dies ist eine Aufgabe für Maler und Dichter, was soll aber der Musiker mit den Worten: „Es wird dir schwer werden, wider den Stachel zu löcken!" anfangen? Wie an ihnen die Erhabenheit des Geheiligten, der sie spricht, — und die Erschütterung dessen, an den sie gerichtet sind, zur Anschauung bringen?

Dies und Anderes brachte ich zur Sprache. Ich schlug selbst einen zweiten Stoff vor, Petrus, den Apostelfürsten, von dem Christus gesagt: er sei der Fels, auf dem er seine Kirche bauen wolle, — Petrus; der vor unsern Augen menschlich schwankt und fehlt und dann sich als heiliger Held erhebt, — Petrus endlich, der nach der Anschauung der Mutterkirche in ihr und den Statthaltern Christi fortwirkt, der Kirche Christi ihre erste feste Gestalt gegeben. Mögen wir Protestanten die katholische Bedeutung vom Statthalterthum Christi auch nicht festhalten (der Künstler als solcher ist ja ohnehin weder Protestant noch Katholik), immer bleibt auch uns die Gestalt des Begründers eine hoch erhabene.

Ich lege meine damalige Ansicht, die mir unverändert feststeht, hier öffentlich nieder, gänzlich unbekümmert, daß Paulus komponirt worden und außerordentliche Anerkennung gefunden hat. Das Kunstwerk hat einen so vielfältigen Inhalt, und der Erfolg hat so vielerlei Ursprung, daß der letztere keine Aufklärung gewährt über das erstere, sondern diese immer nur aus durchdringender Erwägung zu schöpfen ist.

Meine Vorstellungen fanden kein Gehör, — und

ich schrieb nun den Text zum Paulus so gut ich vermochte.

Nach einiger Zeit fragte mich Felix, ob ich nicht Choräle einflechten wollte? — „Was? Choräle in Paulus Zeit? und in den Vorgängen, die seinen Lebenslauf bilden?“ Ich begriff es nicht und trat zurück. Der Text, so wie er nachgehends komponirt worden, wurde vom Superintendenten Schubring, in Dessau und dem einsichtigen Theater-Direktor Eduard Devrient, Freunde des Komponisten, zusammengestellt, die damals in Berlin weilten.

Idee und Plan zu „Mose“ hatte ich Felix mitgetheilt. Nicht lange und er brachte mir das Textbuch, betitelt: „Moses, ein Oratorium, komponirt von A. B. Marx.“ Ich habe dasselbe zum Andenken aufbewahrt; es trägt am Schlusse das Datum 21. August 1832 und den Namenszug F. M. B.

Nur Anfang und Ende setze ich zu einigem Anhalt des Urtheils hierher:

# Moses.

## Erster Theil.

### Ouvertüre.

Und die Egypter zwangen die Kinder Israel zum Dienst mit Unbarmherzigkeit. Und machten ihnen ihr Leben sauer mit schwerer Arbeit auf dem Felde und mit allerlei Frohnen, die sie ihnen auflegten mit Unbarmherzigkeit.

### Eine Stimme.

Ach Herr, siehe doch und schaue, wie elend ich geworden bin.

### Chor.

Schauet alle und sehet, ob irgend ein Schmerz sei, wie mein Schmerz. Wie bange ist mir!

### Eine Stimme.

Höre Gott meine Stimme in meiner Klage. Behüte mein Leben vor dem grausamen Leide.

### Chor.

Verfolge sie mit Grimm, vertilge sie unter dem Himmel.

### Eine Stimme.

Ach, daß Hülfe über Israel käme und Gott sein gefangnes Volk erlösete!

## Schluß des Textes.

### Chor.

Halleluja! danket dem Herrn, denn er ist freundlich. Da erhub sich ein Donner und Blitzen und eine dicke Wolke auf dem Berge, und ein Ton einer sehr starken Posaune, das ganze Volk aber erschrak, und der Berg Sinai rauchte und bebte sehr, und der Posaune Ton ward immer stärker. Mose redete und Gott antwortete ihm laut:

„Ich bin der Herr dein Gott, der ich dich aus Egyptenland, aus dem Diensthause geführt habe. Du sollst keine andere

Götter neben mir haben. Du sollst dir kein Bildniß machen. Du sollst den Namen des Herrn nicht mißbrauchen. Gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligest. Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren. Du sollst nicht tödten, du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht stehlen, du sollst kein falsch Zeugniß reden. Laß dich nicht gelüsten."

### Chor.

Das ist die Liebe zu Gott, daß wir seine Gebote halten. Amen!

# Erholungsreise.

Bevor ich mich tiefer in den Lauf dieser Angelegenheit hineinbegebe, die mir in jener Zeit so manche schwere Last auf das Herz gewälzt, wende ich mich, gleichsam um Athem zu holen, auf ein früheres Erlebniß zurück, das mir damals wohlthuende Erquickung gewährte.

Schon vor dem Jahre 1830 war meine ökonomische Lage behaglicher geworden. Unterricht in der Musik, die Zeitung, mancherlei Herausgaben von Schriften (Kunst des Gesanges, über Malerei in der Tonkunst, Betheiligung an der Cäcilia rc.) und Musikwerken (Choral- und Orgelbuch, Lieder, Chöre rc.) hatten mich zu einer größern Reise ausgerüstet. Einsam zu Fuß, sorglos und lustig, wie Fußgänger sind, wanderte ich durch die gemüthlichen Thäler und Höhenzüge Thüringens hinab gen Süden. In einem

Dorfe, südlich von Koburg, sollte ich, so hatte man mir gerathen, einen Wegweiser nehmen, der mich auf Fußpfaden quer durch die Waldung auf den anziehendsten Punkt brächte, nach Kloster Banz. In der Frühe betrat ich das Dorf. Es war Sonntag, heimliche Stille, wie Gottesfrieden, lag auf der sonnigen Flur; von nah und fern tönten die Kirchenglocken herüber. Aber alle Thüren waren geschlossen, nirgends ein Mensch zu sehen; es war die Stunde der Frühkirche. Nicht ohne Verlegenheit schaute ich umher, da gewahrte ich einen blonden Knabenkopf, der sich aus dem Fenster eines Häuschens hervorstreckte und bei meinem Anblicke blitzschnell zurückfuhr. Dies war mir ein Wink, ich trat in den Hausflur, pochte an die Stubenthür und schritt, da nichts sich hören ließ, hinein. Niemand, als ein sanfter Alter war in der Stube, nicht aber mit bäuerlicher oder häuslicher Arbeit beschäftigt, sondern an metallenen Beschlägen für Pfeifen werkelnd. Auf meine Frage, um einen Wegweiser, antwortete er ablehnend, ich müsse mich anderswo umsehen. Indem hatte ich seitwärts von dem einen Fenster ein Klavier bemerkt. Mit den Worten: i, da find' ich ja ein Instrument! trat ich heran und probirte es, nicht ohne Wohl-

gefallen an Spielart und Klang. Der Alte war herzugetreten, wiegte lächelnd sein Haupt und sagte: das hab' ich für meinen Heinrich gebaut, den Resonanzboden hat mir der Schulmeister abgelassen! — ich blickte erstaunt zu dem Alten auf, der neben seinen Pfeifenbeschlägen ein Klavier zurecht bekommen hatte, — er aber setzte gleichsam entschuldigend hinzu: es ist eigentlich nicht mein Metier, doch hab' ich mehr als eine Klarinette zurecht gekriegt, die zur Kirchmett', und wo sonst das junge Volk Musik macht, ganz hübsch mitgeht. Damit reichte er mir ein solches Instrument, das ich freilich aus bewegenden Gründen nicht probiren konnte. So war ich denn in eine wahre Musikwerkstatt gerathen. Schon früher hatte ich eine solche Stätte bäuerlicher Intelligenz betreten. Bei Dessau hatte ich den Sohn eines Landmannes gefunden, der damit begonnen, leidenschaftlicher Vogelschütze zu sein. Hatte er einen schön befiederten Flüchtling heruntergeholt (sein Vater hatte ihm die Büchse dazu zurecht gemacht), so wollte er den artigen Anblick auch festhalten. Die Thiere wurden gehäutet und ausgestopft, so geschickt, daß sie in jedem Museum ihre Stelle verdienten. Manches Stück wurde verkauft, die besten wollte er nicht hergeben. Dafür

kam er auf den Gedanken, sie zu zeichnen und zu malen, weiter auf den gewagten Entschluß, die Bilder zu stechen und die Abdrücke zu koloriren. Dann verkaufte er sie sammlungsweise. Leider habe ich die Namen beider Dörfer vergessen; allein wenigstens der junge Vogelweise war zu seiner Zeit weithin berühmt.

Lange schon hatte mein Blondkopf sich herbeigeschlichen und schaute mir freundlich und keck in's Gesicht, denn seit Großvater und Enkel bemerkt hatten, daß ich „vom Metier" sei, waren sie verwandelt. „Und mein Heinrich soll den Herrn auf's Kloster führen, der kennt die Schliche; er hat erst vor drei Wochen einen Maler aus . . . . Dings da geführt und der hat den halben Wald abgemalt, so zufrieden war er." Heinrich hatte bei den ersten Worten in die Hände geschlagen, war davon gesprungen und kam schon marschfertig zurück. Nun ging es die Waldstege Hügel auf und Hügel ab. Sobald ich den Knaben, er mochte vierzehn Jahre haben, zutraulich gemacht, war er unerschöpflich in seiner fröhlichen Redseligkeit. Bald zeigte er mir eine mächtige Eiche, die „voriges Jahr erst" der Blitz gespalten; bald winkte er mir, den Zeigefinger auf den Mund gedrückt, Stille und deutete thaleinwärts, wo eine

schlanke Hirschkuh ihr Reh zur Atzung führte. Da richtete sie den Hals hoch auf, schien irgend etwas Fremdes, uns vielleicht, zu wittern und dorthin, mit scharf eingelegten Knieen, floh das scheue Thier mit seinem Jungen. Aber unerschöpflich war der Knabe, mir „die schöne Musik“ zu beschreiben, die sie auf dem Kloster hätten. Da kämen von allen Dörfern her Knaben und Bursche zusammen und der Herr Kantor stellte sie zur Meßmusik auf den Orgelchor, die Einen sängen, Andere bliesen Klarinette oder strichen die Geige, und was es sonst gäbe und Alles wäre sehr schön. Nicht lange, so hob sich vor unsern Augen Kloster Banz, ehemals-Kloster, dann Fürstensitz, auf seinem Hügel heiter empor. Wir eilten, auf die stattliche Terrasse zu gelangen, die sich so einladend ausbreitet. Und da schauten wir weit, weit hinaus über die morgendliche Flur, wie sie sich mit ihren Wiesengründen und Büschen im milden Sonnenglanze hinlagert, reich übersäet von Dörfern, da und dort von den kleinen Städten durchbrochen und vom jungen Main durchzogen, der sich gleich einem himmelblauen Seidenband hindurchschlängelt. Es war keine „schöne Aussicht“ oder „schöne Gegend“, wie die Maler sagen, denn es fehlte jede „Pointe“, die das

Ganze erst gipfelt und zusammenfaßt. Aber es war ein Anblick, heiter, weit — fast gränzenlos, beglückend und friedselig, als hätte der liebe Gott selber seinen Erdenkindern den Tisch gedeckt zu labungsvollem Beisammensein. „Wie lieblich ist es, wenn Brüder einträchtiglich bei einander wohnen!" — aber der friedseligste der Menschen hat von sich verkündet: „Ich bin nicht gekommen den Frieden zu bringen, sondern das Schwert." Der Mensch ist gesichert, und der Künstler ist der berufene und getreue, der den Frieden in der Seele trägt und ein festes Herz das Härteste zu verkünden, wenn die Stimme seines künstlerischen Gewissens so gebietet. —

Feier und Heimlichkeit umfing uns in der stillen Kirche. Von ihren Wänden glänzte weißer Marmor und Gold hernieder, die Zeugen einstiger bischöflicher Herrlichkeit. Als ich auf dem Chor die wohlansehnliche Orgel versuchen wollte, fuhren meine Hände schnell zurück, denn es kamen ganz andere Töne heraus, als ich erwartet hatte. Das Manual nämlich begann scheinbar mit groß F, G, A, H; zwischen diesen Untertasten lagen die Obertasten Fis, Gis, Ais; aber sie gaben nicht diese Töne, sondern die unten fehlenden C, D, E. Natürlich mußte ich fehl-

greifen, sobald ich diese Obertasten berührte; es war das erste Werk dieser Art, ich habe kein zweites gefunden.

Damit war die Mittagszeit herangekommen. Mit meinem Heinrich schloß ich mich einem Zug anderer Gäste aus der Gegend an, für die der Kastellan oder Verwalter in einem Saale des Erdgeschosses hatte decken lassen, natürlich gegen Bezahlung. Als ich eintreten wollte, faßte mich der Wirth leise am Arm und bedeutete mich: drüben sei für die Honoratioren gedeckt. Ich lehnte ab, es sagte mir mehr zu unter dem Volke bei meinem Heinrich zu bleiben. Während wir an langer Tafel aßen, öffnete sich noch einmal die Thür und herein trat ein seltsamer Mann. Er schien groß, ging aber gebückt, als wolle er bei jedem Schritte niederknien. Bekleidet war er mit einer ganz abgenutzten Chasseur-Jacke, deren Farben, grün mit kramoisin Rabatten, sich kaum noch errathen ließen. Mit weitem, etwas unsicherem Schritte schlich er von Gast zu Gast und streckte Jedem die Hand zu. Dabei flossen, wie es schien, auf seinem verzehrten Gesichte Hülfeflehen und Verwünschung ineinander. Ich suchte für ihn eine Gabe; da faßte der Nachbar hemmend meinen Arm und flüsterte mir zu: geben

Sie dem nichts! er verflucht, wer ihm wohlthut. Auf meine verwunderungsvolle Frage erzählte man mir: er sei mit dem Napoleon in Rußland gewesen; da solle er Fleisch von einem Kinde gegessen haben, — oder seien es die Qualen des furchtbaren Rückzugs gewesen, genug, wirr im Kopfe sei er zurückgekehrt und schleppe nun, all' die Jahre umherschweifend und bettelnd, sein Leben hin.

Ein kaum noch glimmender Feuerbrand, von Moskau herüber in dies Paradies geschleudert!

Weiter ging die Fahrt nach München, dem ersten Zielpunkte der Reise. Damals herrschte noch in der alten Münch- oder Mönchsstadt König Ludwig, und schon begann sich neben den alten Straßen und Gebäuden die neue Stadt auszubreiten. Wie uneinsichtig und undankbar hat sich doch die öffentliche Stimme und die Stimmung seines eignen Volks (wenigstens zum Theil) gegen diesen König erwiesen! Man ist nicht müde geworden, ihm seine Gedichte, seine Partizipial-Liebhaberei, seine Schwäche gegen eine vom Dämon der Tanzlust und Ausgelassenheit emporgewirbelte Tänzerin zum Vorwurf zu machen. Daß er aber seine Hauptstadt und weit hinaus sein Land mit herrlichen Gebäuden übersäet, daß er sein

München zu einer reichen Schatzkammer für bildende Kunst erhoben, daß er die begabtesten Maler, ehe sie noch Gelegenheit gehabt sich Ruhm und hohe Bedeutung zu erwerben, im Halbdunkel ihrer frühern Stellung erkannt und zu reichen und großen Werken gefördert, daß er damit eine neue Periode für deutsche Kunst hervorgerufen, — das mein' ich, wäre genug und über genug gewesen, jene Kleinigkeiten vergessen zu machen. Und daß er zuletzt lieber das Scepter niederlegen, als im Unfrieden mit seinem Volke oder gegen eigne Ueberzeugung weiter regieren mochte, das scheint denn doch, selbst wenn eine jener Liebhabereien mitgewirkt haben sollte, ehrenwerth.

Nun war ich in seiner Stadt, links dem fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert, rechts dem neunzehnten angehörend; es gab Punkte, wo zwanzig Schritt aus dem Mittelalter in die neueste Zeit führten. Schon stand die Glyptothek mit den unsterblichen Niobidenbildern mit dem schlummernden Faun, der eben — schon hebt sich die Marmorkruft — erwachen will. Die Pinakothek war gebaut, aber noch nicht eingeräumt. Die Bildergallerie hatte noch die Räume über den Arkaden inne. Dahin ging mein erster Weg.

Ich betrat diese Reihe kirchenweiter Säle, es waren ihrer neun. Später an der Tafel sprach ich gegen meinen Nachbar, einen Baiern, aus, ich käme eben aus den neun Sälen der herrlichen Gallerie. „Sie wollen sagen acht." Ich war erstaunt und schämte mich ein wenig, mich so grob verzählt zu haben. Am folgenden Tage zählte ich wieder, und es waren neun Säle, so oft ich aber die Zahl aussprach, fand ich Widerspruch. Endlich löste sich mir das Räthsel. Den ersten Saal, der die weniger werthvollen Bilder enthielt, immer noch bedeutend genug, andre Museen zu zieren, wollten die Münchener beharrlich nicht mitzählen. Und sie hatten Recht mit ihrem Stolze, denn was die anderen Säle enthielten, war in der That unschätzbar. Untern Andern zählte ich, wenn ich mich recht entsinne, achtundachtzig Rubens, alle dem ersten Rang seiner fabelhaft zahlreichen Werke zugehörig. Auffallend war mir ein Decius Mus, in dem Augenblicke, wo er sich dem Tode für sein Rom weiht. Er steht vor dem flamen dialis, der seine Hand priesterlich weihend über das Haupt des Heerführers erhebt, eine greise, würdige Gestalt. Seitwärts hält ein Krieger mit Anstrengung das Streitroß, das sich, von unbekannten Schrecken ge-

scheucht, losreißen will und aufbäumt. Doch das Alles ist Nebenwerk. Er selbst, der sich unwiderruflich dem Tode weiht, er ist das ganze Bild. Den Kriegsmantel hat er sich über das Haupt gezogen, daß er Stirn und Augen unsrem Blicke entzieht. Was sollen sie auch? der Gedanke ist Entschluß geworden, der Kampf gegen das Menschliche, das jedem von uns innewohnt, — Todesscheu und Schmerz — die sich zunächst im Auge aussprechen könnten, sind schon überwunden. Da steht er, von innen heraus durch die unlöschbare Glut seiner Heroenseele vererzt, gleich einem Pfeiler, auf dem die „ewige Roma" fest und sicher ruht, er selber Abbild des Einen Gedankens, der Rom baute und trug und zuletzt zerbrach. Aber welche Entsagung und Treue vom Maler, daß er sich das beredsame Auge versagte, und die Stirn, die der Geist sich selber gewölbt zu seiner Wohnstätte, um dem Gedanken des Ereignisses vollen Ausdruck zu geben. Verhüllt, so will es die Sage, stürzt Decius todsuchend in die Schaaren der Feinde. Diesen Zug hat der Künstler treu und kühn festgehalten. Allein der Lohn lag in der That. Was vom Antlitz sichtbar geblieben, die Römernase, der schmerzvoll und dabei in unabänderlicher Festigkeit schließende Mund,

dazu die Gestalt, an der jedes Glied, jeder Muskel die krampfhafte Spannung an sich trägt, — das hätte nicht gewonnen, sondern verloren an Nachdruck, wären Stirn und Auge sichtbar geblieben; nur hätten sie dem Schauenden neue Zielpunkte gegeben. Das münchener Bild ist nur Farbenskizze, aber der Gedanke steht fest und sicher lesbar geschrieben.

Es ist nicht meine Absicht, das Beste, wie die wähligen Kunstkenner sagen, oder überhaupt Vieles zu erwähnen. Ich schweige von all' diesen Raphael's und Titian's und wie sonst noch die Großen im Reiche des Lichts und der Farbe heißen. Nur eines Bildes will ich gedenken, vom Spanier Zurbaran. Es ist die Heimkehr der Jungfrau Maria vom Kreuze. Die lange Gestalt wandelt eiligen Schrittes, vorgebeugt daher, durch die Nacht; ihre Trauergewänder wehen von der hastigen Bewegung zurück; das Antlitz, zur Erde gewendet, — hat es jemals einen Blick, die Farbe des Lebens gehabt? — und neben ihr schreitet eben so hastig der Jünger, „den der Herr lieb gehabt." Er ist in eine grüne Tunika gekleidet; die Farbe, so wenig sie im Nachtdunkel ausgiebt, wirkt wie ein Hohngeschrei. Er hat sich mit dem Oberkörper nach der neben ihm Schrei-

tenden hingewendet. Mit erhobenen Armen und ausgebreiteten Händen spricht er auf sie ein; aber Miene und Geberde bezeugen es: er spricht Worte, und weiß selber nicht, welche. Und sie hört ihn nicht. Was war da auch zu reden und zu hören? So flüchten die Beiden hinein in die Nacht, sie wissen nicht wohin, sie haben kein Ziel mehr. —

Täglich brachte ich mehrere Stunden in der Gallerie zu. Ich fühlte mich in eine neue Welt versetzt, voll der mannigfaltigsten erhabensten, zartesten Gestalten; wie ein blöder Knabe wandelte ich, jetzt schüchtern, jetzt hocherhoben über alles Persönliche und Endliche. Was die großen Meister der Vergangenheit, dieser Raphael, Titian, Rubens — dieser lange Zug von Priestern der Wahrheit in ihren Weihestunden geschaut, das durfte ich anblicken, der Spur folgen, welche ihre Hand selber, nicht die des Nachbildners, hinterlassen. Und war meine Seele trunken worden an dem nimmer versiegenden Quell des ewig Schönen, so rief die innere Stimme in mir das alte Wort: „Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn!" zu den hohen Meistern empor. Denn ich fühlte die Bedeutung der Stätte für mich. Der Liebhaber will blos genießen, in sich aufnehmen, was gegeben ist.

Wer selber in der Kunst einheimisch werden will, der bleibt nicht bei dem Was stehn; er fragt nach dem Wie, wie hat es der Künstler gemacht. Und was wir in der einen Kunst erkannt, das kommt uns in jeder andern zu statten.

In diesen Sälen knüpften sich sogar eigne Beziehungen zu dem Leben der Münchener mir an, und zwar ungesucht und in eigenthümlicher Weise. Selten oder nie betrat ich diese Hallen, ohne dort junge Künstler, aber auch jüngere und ältere Damen vor irgend einem Bilde zu finden, das sie kopirten. Trat ich nun hinzu, merkte man, daß ich in reiner Kunstliebe nur das Original und das entstehende Abbild im Auge hatte, so fand ich im Aufblick der Malenden und bald in Wechselrede so offenes und freundliches Entgegenkommen, gewiß nicht meiner Person, sondern der gemeinsamen Liebe zur Sache geltend, wie man es in unsern kühlern und sprödern Nordmarken sich kaum vorstellen kann. Einige der jungen Malerinnen standen mir wiederholt und gefällig Rede, ohne daß von einer oder der andern Seite auch nur die Nennung des Namens nöthig befunden ward.

Eine dieser Damen, einfach gekleidet, aber offenbar den höhern Ständen angehörig, schien an meinem

unablässigen Eifer ihr Wohlgefallen zu haben. Sie war mit einer nicht eben bedeutenden Arbeit beschäftigt, die sie aber mit Liebe und feinem Sinn durchführte. Als ich etwas dem Aehnliches äußerte, entgegnete sie, sie versuche sich nur selten und ausnahmsweise mit dem Pinsel, denn eigentlich sei ihre Lieblingsbeschäftigung Skulptur, und sie greife nur zum Pinsel, um ihr Auge am kalten Marmor nicht von den Farben des Lebens zu entwöhnen.

„Welche Lehre geben Sie hiermit meinen Kunstgenossen, den Musikern! Ach, wenn sie nur auch lernen wollten! von Ihnen, gnädige Frau, oder von Beethoven!"

Sie sah mich überrascht an und ich setzte erläuternd zu: wie soll dies ewige Verweilen am Klavier nicht den Lebenspuls erkälten, wenn sich nicht Sinn und Hand von Zeit zu Zeit im Strome der orchestralen Welt gesund baden? Sie antwortete zögernd: sie sei gar nicht musikalisch, doch ahne sie den Sinn, der hier in beiden Künsten sich begegne. Wolle ich aber etwas von ihrem Metier (sie lächelte bei dem Worte) sehen, so müsse ich sie in ihrer Behausung besuchen. Und da diese außerhalb der Stadt liege, so schlage sie vor, mich morgen Vormittag,

wo ohnehin die Gallerie geschlossen sei, abholen zu lassen.

Am folgenden Morgen fuhr ein eleganter Wagen bei mir vor, ein Diener in Livree stieg zu meiner Wohnung mit der Meldung auf: die Frau .... — jetzt erst erfuhr ich, daß sie die Gemahlin eines höhern Hofbeamten sei — warte meiner im Wagen.

Wir fuhren durch Büsche, über Wiesen, über Arme eines kleinen Wassers, vielleicht die Isar, bei einem geschmackvollen Landhause vor. Der Gemahl empfing uns und es wurden mehrere Marmorarbeiten im Erdgeschoß besichtigt, von mir mit der Wärme besprochen, die ich wahrhaft empfand. Der Gemahl blieb höflicher aber stummer Begleiter; er sei, sagte er einmal im Vorbeigehen, für Kunst ganz ungebildet, eigentlich wenig empfänglich, „aber Sie müssen doch auch in meine Werkstatt, das kann ich Ihnen nicht erlassen." Und damit führt' er mich Treppen hinauf zu dem platten Dache, wo kostbare Fernröhre und andres astronomisches Geräth aufgestellt war. Seine Liebhaberei, die er ganz ernstlich betrieb, war Astronomie.

Ich will bei dieser Gelegenheit eine Beobachtung mittheilen, die ich damals und in meinem Gesichtskreise gemacht habe, ohne behaupten zu können, daß

sie allgemeiner zutreffend und auch für die Jetztzeit gültig sei. Während nämlich der Norden nach umfassender Bildung strebt und Jeder, namentlich unsre jungen Damen, sich vorgesetzt zu haben scheinen, Alles, — Singen, Piano, Sticken und Zeichnen, zwei, drei fremde Sprachen zu lernen und zu treiben, Literaturgeschichte nicht zu vergessen, die für das unersättliche Bedürfniß der Konversation auf allen Mädchenschulen vorgetragen wird, bemerkte ich in München, daß Jeder, namentlich die Damen, welche ich zu beobachten Gelegenheit hatte, sich auf einen einzigen Kunstzweig beschränkten, da aber mit voller Lust und Kraft thätig waren. Die Eine war blos Sängerin, aber sie sang trefflich, die Andre war Pianistin; eine Dritte (Fräulein L....) war in beidem nicht bedeutend, aber sie ersann — ohne Unterricht — entzückend naive Lieder. Die Malerin schlüpfte nicht von der Pallette zum Klavier. So blieb Jede ihrer Neigung getreu und ward in ihr so stark, als die Natur vergönnte.

---

## Die weite Welt.

Wenn der Fremdling an hellen Tagen von München hinausschaut gen Süden, so glänzen ihm aus weiter Ferne silbern hochgelagerte Flächen in das staunende Auge, die in der Luft zu schweben scheinen ohne Wurzel auf Erden. Niemals hat er im Norden, niemals auf den Berghöhen Thüringens oder des ernstern Schwarzwaldes dergleichen gesehn, niemals hat seine ungeübte Phantasie so Großes und Stillmächtiges ihm vorgespiegelt. Es sind die Gletscher und Schneehöhen Tyrols. Wunderbar, lind und mächtig zugleich, hat die Natur sich auferbaut, wenn man aus den heitern Ebenen der goldenen Au über die sanften Hügel Thüringens emporsteigt, zu den keckern Linien des Odenwaldes, zu den dunklern Räthseln des Schwarzwaldes, in dem ein kräftiges Geschlecht sein Leben zwischen strenger einsamer Arbeit

und märchenhaften Träumen hinlebt. Von da führt dann der Pfad zu den mächtigen Ausläufen der Schweiz, welche zunächst gen Osten den Namen Tyrol führen. Den herrschenden Gipfel des ganzen Riesenbaues, die Schweiz mit ihrem sie krönenden Mont Blanc sollte ich später erst erblicken.

Für diesmal winkten jene Silberhöhen und zogen unwiderstehlich zu ihnen hin.

Wie könnte ich hier mich in Schweigen hüllen? — seien mir auch nur einzelne flüchtige Merkworte vergönnt.

Zuerst, es war in den Thälern, die nach Parthenkirch führen, sollte ich lernen, wie trügerisch für den nur in den nördlichen Breiten Geübten hier, in der klaren Bergluft des Südens, alles Augenmaaß wird. Was ein kleiner Hügel schien, etwa eine halbe Stunde entfernt, forderte in allmälig schwindender Täuschung vier, sechs Stunden Wegs, und wuchs zu einem mächtigen Gebirgsstock an, welcher sich zwischen die doch noch mächtigern Gebirgswände hüben und drüben einzudrängen schien. Hoch über der Sohle des Thales, in dem bei Feldern und Wiesen vorbei, durch stattliche Dörfer hindurch der Weg führte, schauten, in zweiter Reihe auf ansehnlicher Höhe gelagert, wieder

Dörfer herab, neben ihnen ihre Friedhöfe. War schon der ganze Anblick voll Lüst und Leben und dazu so weit ausgebreitet, daß das Auge keine Gränze fand, von all' diesen Reizen auszuruhen, so mußten auch die Friedhöfe das Ihrige beisteuern zum märchenhaften Anblicke. Von allen grün bewachsenen Hügeln, die sie in sich faßten, blinkten bunt durcheinandergemischt, hier stahlblaue Kreuze, dort goldene Blumenkränze herab. Sie waren von Metall gebildet und die krystallne Luft nahm ihnen nichts von ihrem Gold- und Stahlglanze. Dazu war aber die Entfernung so weit, daß Alles in der Größe jener zinnernen Spielsachen erschien, an denen wir als Kinder unsere Lust hatten. Man hätte meinen sollen, es seien Friedhöfe für Elfen, wenn Elfen Begräbniß zu erwarten hätten. Bald sollte ich auch inne werden, daß ich mich im Schooße katholischen Lebens befände. Schon öfter hatte ich Klänge wie von Choral- oder Hymnengesang zu vernehmen gemeint; aber alsbald war die tiefe Stille des Thals wiedergekehrt, nur das harmonische Geläute der Heerden, größerer und dumpferer Glocken von den bedächtigen Rindern, hellerer und lebhafterer von den unruhig hin- und wiederspringenden Ziegen, klang hinein, die Stille noch friedseliger

zu machen. Mittlerweile war auch der Gesang näher gekommen, tönte ununterbrochen, — und nun erschienen die Sänger. Es war eine Wallfahrt vereinter Dorfgemeinden, Männer, Weiber und Kinder, der sich Höhe auf, Höhe ab — daher das zeitweise scheinbare Verstummen, — das Thal entlang, bei dem gern weilenden Wanderer vorbeibewegte. Wie naturnah und erquicklich solche Andacht! das Wandeln durch die sonnigen und von den Höhen herab kühl durchhauchten Thäler, so gemächlich und unschuldvoll bequem! da Einer, dort ein Andrer sich die heiße Stirn trocknend, ein flüchtiges Labsal nehmend, dem Nachbar, dem Eheweib traulich zunickend. Wir armen Menschenkinder! Keins will das Andre gelten lassen. Greift zu den Verlockungen der Beredsamkeit und zu den Daumschrauben kühler Logik! Sollten wir nicht lieber der Worte gedenken: „In meines Vaters Hause sind allerlei Wohnungen bereit?

Weiterhin in Inspruck vor dem stattlichen Gasthause war ein hohes Kreuz aufgerichtet und davor die Bildsäule, ich meine des Erzengels Michael, und das Gasthaus hieß, wenn ich nicht irre, „zur Sonne." Da rief mich lautes Gemurmel Betender an das Fenster; die ganze Vorderseite des großen Gemaches

war ein einziges Fenster. Unten auf der weiten Straße, oder war es der „Ring," der Marktplatz? hatte sich vor dem Kreuz ein Vorbetender aufgestellt, dem das dichte Gedräng der Andächtigen, welches den Raum füllte, litaneienhaft antwortete.

In Inspruck war es, wo ich das erste Kloster betrat, ein Kapuzinerkloster. Der Bruder Pförtner wies mich an, meinen Weg rechts zu nehmen, bald würde einer der Brüder mich geleiten. Und nach wenigen Schritten erschien mein Führer, ein schlanker, noch ganz junger Mönch, der, wie alle seine Brüder, kein andres Kleid hatte, als die braune grobe Kutte, um die Hüften mit einem Strick gegürtet, an den bloßen Füßen Sandalen. Seine Züge, mehr noch seine Stimme sprachen vollständige Selbstüberwindung aus; Sanftmuth und Wehmuth klangen durch, ohne das still freundliche Lächeln zu stören. Ich vernahm nachher, daß mein Begleiter erst vor ganz kurzer Zeit das Gelübde abgelegt; er sei, wie man sage, vornehmer Herkunft, Liebesleid habe ihm die Zuflucht in's Kloster gewiesen.

Unser Weg führte durch eine Seitenthür in das Refektorium. In der Ecke uns gegenüber gewahrte ich zwei der bärtigen Mönche, wie sie mit Heiligen-

bildern — Karten spielten; schnell und verlegen suchten sie sie bei unserm Eintritte zu verbergen und schauten trotzig und scheu, wie ertappte Knaben nach uns auf. Meinem Begleiter schien das unerwünscht; er wandte sich sogleich mit mir zurück zu einer andern Thür. Sie führte, geöffnet, in ein ganz dunkles Gemach. Als ich unwillkürlich, von der Dunkelheit überrascht, den Fuß zurückzog, sprach mein Begleiter mit rührender Demuth: Fürchten Sie nichts, ich bin treu, und hier ist keine Gefahr. Das Gemach reichte in die Klosterkirche hinein; von ihm aus wohnte Kaiser Maximilian (?) wenn er in Inspruck weilte, den Andachten bei.

Mein letzter Weg in der merkwürdigen Stadt führte mich in den Schloß- oder Hofgarten. Lieblicher Sonnenschein vergoldete Büsche und Beete. Plötzlich stand ich vor einer Kirche; den Vorbau zur Pforte bildeten hohe, schlanke Säulen von Holz. Sobald ich zwischen ihnen durch in die Kirche gelangte, befand ich mich in tiefer Halbnacht, ganz einsam, hinter einem weiten Kreise dunkler Erzbilder weit über menschliche Größe, die einen Sarkophag umstanden, ehern und dunkel wie sie, irre ich nicht, so war es das Denkmal früherer Herrscher von Tyrol.

Der Eindruck war ein tiefernster, fast schauerlicher. Leise schlich ich hinter dem weit gezogenen Kreise dahin. Plötzlich, am andern Ende, drang mächtiger Sonnenglanz durch das Fenster eines Seitenschiffs, der mir bis dahin durch die Erzgestalten ganz verborgen gewesen. Die Lichtmasse, zuerst für das in Dunkel getauchte Auge blendend, jetzt dem gewöhnten Blicke mild, fiel auf einen Altar, reich aufgeschmückt, wie der Süden liebt, und vor ihm hingegossen lag auf Knien ein junges, blondes Mädchen, eine der lieblichen Blüthen, deren das Bergland so manche erzeugt. Auf Knien lag sie, so ganz in brünstige Andacht, daß sie weder mein Herantreten gewahrte, noch sonst von der Welt draußen wissen mochte. Ich schlich leise zurück. Wohl sind die tagüber offenen Kirchen, ist die scheulose, ungestörte Andacht Einzelner an geweihter Stätte für den erregteren Sinn des Südens Bedürfniß und Segen. Wir im kühlern Norden, ruhigern Sinnes und bewußtern Geistes, suchen für das, was aus unsrer Seele sich emporzuflügeln strebt, Stille und Einsamkeit; die Heimlichkeit scheint uns Bedürfniß. Ja! es sind vielerlei Wohnungen . . .

Zurück ging es nach München. Die Stadt war

in höchster Aufregung. Auf den Straßen, an jeder Ecke, bei Tambosi, der sein köstliches Eis und was sonst belieben konnte, unter den Arkaden darbot, standen und drängten sich Menschen jeden Standes zu Hunderten, von Zeit zu Zeit schwang sich Einer der Versammelten auf einen Tisch, auf einen Eckpfeiler, und las aus der Zeitung neue Kunde vor. Denn eben war die Nachricht von der Julirevolution nach München gelangt.

Und, von München nach dem Rhein wandernd, erblickte ich bei Mainz die ersten Schiffe mit dreifarbiger Flagge. Ueberall, in Mainz wie in München, herrschte jubelvolle Aufregung.

Was hatten die Deutschen mit jenen pariser Ereignissen zu schaffen, was konnte ihnen die Tricolore verheißen, die vor wenig Jahren unter Napoleon ihnen nur entehrende Unterjochung gedroht oder gebracht hatte? —

Es war das Mitgefühl mit einem Volke, das sich losgerungen von diesen Bourbonen, welche den Gedanken der Zeit und die Würde des Volks nicht begreifen mochten.

---

# Mose.

Erfrischt und bereichert war ich von dieser ersten größern Reise nach Berlin zurückgekehrt. Das ist aber die eigentliche Wohlthat des Reisens, daß es den Menschen frei macht von den enggezogenen Gränzen, in denen sein Leben sich bewegt, und daß, was er in der Fremde geschaut und erlebt, fortwirkt in ihm mit stets sich erneuender Frucht.

Könnte ich doch Jeden bereden, sich für solche Reise im Zeichnen zu üben! Zeichnen lernen, heißt Sehen lernen. Tausende, nein Millionen lernen musiciren — und wie wenige tragen davon für ihr Leben Frucht heim! Könnte man doch Jeden und die Leiter eines Jeden darüber aufklären, daß Niemandem Musikübung frommt, der nicht Musiksinn und Lust dazu mitbringt! Dagegen sollte schlechthin Jeder Zeichnen lernen, daß ihm die Augen aufgingen

und hell würden für alle Schönheit und Bedeutsamkeit, welche die Welt in sichtbarer Gestaltung darbietet. Es kommt dabei zunächst gar nicht in Rechnung, ob Jeder Vorzügliches oder auch nur Gelungenes erreicht, sondern nur darauf, daß er scharf und mit Liebe angeschaut habe, dann ist hm das Geschaute wahrhaft zu eigen geworden und für alle Zeit unverlierbar. Ich habe von meiner Reise nicht wenig Zeichnungen heimgebracht, theils Persönlichkeiten, theils Landschaftliches. Sie haben sich alle verloren. Aber noch jetzt, nach so viel Jahren, könnte ich Ansichten aus Thüringen und Tyrol reihenweise wiedergeben, und sie würden der damaligen Gestaltung entsprechen.

In Berlin also war ich frei geworden für die Schöpfung, die ich seit meinen Jünglingsjahren in der Seele getragen, von der ich so oft geträumt und gesprochen und stets zurückgedrängt worden durch die Ungunst meiner Lage.

Nun war ich durchgedrungen und konnte beginnen. Schon hielt ich in meinen Händen den Text, den mein Kunstgenoß für mich zusammengestellt.

Als ich ihn durchlas und wieder las, fühlte ich mich wie vom Donner gerührt. „Das, das also der

Mose! von dem Du so lange geträumt und argles zu, wer weiß, wem gesprochen? und jetzt stehst Du ihm kalt, fühllos gegenüber! kein Pulsschlag hebt sich für ihn, keine Anschauung dämmert empor!"

Ich fühlte mit wahrhaftem Schrecken, daß ich das Werk nicht komponiren könne. Hatte ich denn gelogen? und wenn nicht, mußte ich nicht als Lügner oder Bethörter Allen erscheinen, denen ich von meinem Vorhaben gesprochen? — Dies war der Zustand, in den die Lesung des Textes mich warf. Und er hielt qualvoll lange an. Endlich doch mußte ich mir sagen, daß, was ich so lange in mir gehegt und groß-gezogen, keine Täuschung sein könne, daß der Text fallen müsse, die Aufgabe fest wie ein Fels bestehe.

Hier ward mir klar, auf wie weit geschiedenen Wegen wir gewandelt, der Freund und ich. Gewißlich, — daran war von Anfang bis jetzt kein Zweifel in mir möglich, — hatte er in Treue und nach fester Ueberzeugung für mich gearbeitet. Er hatte den Text geschaffen wie vor uns so Viele geschaffen, und von den größten Meistern unbedenklich angenommen worden waren. Das Gemisch von Erzählung, lyrischem Erguß und dramatischen Momenten, war von Händel und Bach stehende Form; unser beider Lieblings-

werk, die matthäische Passion hatte dieselbe Gestaltung. Mendelssohn also stand vollkommen vorwurfsfrei da. Wenn Einen ein Vorwurf traf, so traf er mich. Warum hatte ich versäumt, oder nicht vermocht, ihm die neue Form, die mir nothwendig war, deutlich vorzuzeichnen!

Aber diese neue Form war nicht von mir gesucht worden; sie war mir mit Nothwendigkeit aus meiner ganzen Sinnesart und Geistesrichtung erwachsen.

So weit ich mich in den Künsten umgeschaut, überall war mir bei den Meistern als Grundzug ihres Dichtens und Trachtens höchste Wahrhaftigkeit vor das Auge getreten, — so weit Jedem verliehen war, die Wahrheit zu schauen. Nirgends stieß ich bei den Hohen, bei Homer, Aeschylus, Shakespeare, Raphael, Bach, Händel, Gluck, Beethoven, — auf ein Trachten nach dem Reiz des sogenannten Schönen oder Anmuthigen, nirgends die Spekulation nach Neuem oder Originalem, weil es neu oder original ist, als bewegender Trieb; mein herrlicher Beethoven hat das so naiv und zutreffend gesagt. Jenen Hohen nachzuwandeln, sei es auch von ferne, hatte sich mir als erste Künstlerpflicht tief eingeprägt. Wie viel mir an rein musikalischer Begabung und an

den Künsten der Schmeichelei und Anbequemung fehlen mochte, das alles sollte mir Wahrhaftigkeit und Treue für den Gegenstand ersetzen. Gluck ist dafür allen Nachgebornen leuchtendes Vorbild.

Also auch den Mose galt es, in voller lebendiger Wahrhaftigkeit darzustellen. Dafür aber kennt die Musik, die nicht erzählen und nicht beschreiben kann, nur eine Form: die dramatische; sie wurde, anfangs mir unbewußt, die nothwendige für den Mose.

Es versteht sich, daß bei dem Drama Mose nicht an scenische Darstellung zu denken war. Aber vor meinem Geiste richtetete sich Gestalt um Gestalt in voller Lebendigkeit, ja Leibhaftigkeit empor, so Mose, so Mirjam, so die Uebrigen. So auch das hinauswandernde Volk, das sich mir nach dem Fingerzeige, den die Dichterweise der Psalmen giebt, in zwei nebeneinander sich bewegenden Karavanzügen (Strophe und Antistrophe) zu beiden Seiten der Führer darstellte.

Für dies alles war die Bibel zureichende Quelle. Nun aber lesen wir in ihren Aufzeichnungen nichts über die Aegypter, als den haßvollen Hohn der Priester gegen die Fremden und Götzendiener. Das gab keine Anschauung. Sie ward mir — im aegypti-

schen Museum. Wochenlang war ich dort täglicher Gast. Die starren Koloßbilder sprachen nur die Unveränderlichkeit des aegyptischen Geistes und Daseins aus; in den Basreliefs der Tempelwände da schaute ich das Volk, schlangenhaft gewandt und geschmeidig, oft in hingegossener Anmuth, wie sie kaum in Bildwerken der Hellenen sich wiederfindet. Denn diese haben stets nach der Mäßigung getrachtet und nur in einzelnen dionysischen Gestalten sich jener aegyptischen Weise genähert, während an den Nilgestaden Sklaventhum und äußerste Losgebundenheit wechselten. In solchen Momenten entzündete sich dann jener bacchantische Wirbel, in dem Wuth und Ueppigkeit ineinanderflossen. So glaubte ich auf den uralten Steinen, die vielleicht Mose selber gesehn, zu lesen. Was Herodot erzählt, schien nicht zu widersprechen.

Wie sehr mir lebendige Anschauung des Darzustellenden Bedürfniß war, sollte sich späterhin noch einmal zeigen und zwar in einer Weise, die dem Ueberhinlesenden allenfalls burlesk erscheinen mag.

Nach der schnellen Vollendung des ersten Theils fühlte ich mich gleichsam ausgeleert von der stürmischen Arbeit, vollkommen unfähig, weiterzugehn. Dies Gefühl stürzte mich in Trübsinn, der in wirkliche Krank-

heit umzuschlagen drohte. Meine Therese beredete mich zu einem Spaziergang nach dem Kreuzberge.

Plötzlich tritt aus dem Seitenwege rechts einer jener umherziehenden Fremden, die damit ihr Brodt suchen, mit seinem Kameel hervor.

Ich, von jeher ein Freund fremder Thiere, trete absichtslos vor das seltsame Geschöpf, und es schaut mir mit seinen großen, ewig stillen, braunen Augen so friedlich in die meinen, als sänne es nach und erinnere sich —

Der ganze Anblick der Wüste entrollte sich vor meinem geistigen Auge. Ich eilte heim, den zweiten Theil des Oratoriums „in der Wüste" zu beginnen.

Immerfort der Wahrheit nachtrachtend, erschien Mose mir nicht in irgend einer abstrakten Heiligkeit oder Frömmigkeit, die etwa auch die Hörer in seine Andacht hätte hinüberziehen können. Nicht dergleichen, nicht ein Werk unmittelbarer Andachtübung war mir Aufgabe, sondern ein getreues Abbild jener Personen und Vorgänge, wie die Bibel selbst es gegeben, die ja auch nicht durchgehends Andacht und Gebet ist. Daher war mir Mose vor allem der Führer des Volks, aber der gottgesandte. Daher mußte nothwendig, gerade wie in der Bibel, die Stimme

Gottes reden; was sie verkündete, war Ziel und Gipfel des Werks. Diese Stimme mußte, treu den alten Schriften, allen Wendungen des menschlichen Gedankens und Gefühls Ausdruck geben, sie mußte Erhabenheit, Milde und Trost, sie mußte den Zorn Jehova's niederströmen. Denn gerade so erschien, nach dem Zeugniß der Bibel, in jenen Zeiten der Gott des auserwählten Volks: er tröstete und verhieß, er drohete und zürnte, ihn gereuete der Strafe und er vergab. Dies aber stand mir unerschütterlich fest, daß dem Mose gegenüber nicht die spätern Vorstellungen von der Gottheit bestehen könnten, sondern nur der uralte Jehova, der den Mose gesandt, und zu welchem Mose das Volk geführt. —

Zwei Freunde waren mir zur Seite, ihre Gedanken für mich von hoher Bedeutung. Konnte ich auch meine Auffassung von der Stimme Gottes gegen die ihrige nicht aufgeben, so scheint mir letztere doch als Charakterzug für beide noch jetzt bedeutsam.

Der erste war Felix Mendelssohn. Als ich ihm mittheilte, ich gedächte für die Stimme Gottes beide Chöre in mannigfachster Sonderung und Mischung der Chorstimmen zu verwenden, schüttelte er den Kopf und sagte: das geht nicht, keine Seele wird das ver-

stehn. Du nimmst einen Baß! sieh nur Raphael's Bibel an, wo der Alte mit langem Barte durch den Himmel fliegt und Sonne und Mond mit beiden Händen anklebt. Ich entgegnete, das Höchste in dieser Richtung habe Bach im Matthäus gegeben; aber da sei es der menschgewordne Gott, der gar nicht anders reden könne, als mit der einen Stimme eines Menschen. Anders sei es, wenn Jehova zu uns rede; wir vernehmen seine Rede aus allem Geschaffnen. Alles was Stimme habe, ströme zusammen, daß wir ihn hören — auch meine halb scherzhafte Hindeutung auf Raphael's Zeus-Jehova in der Vision des Ezechiel ließ er nicht gelten.

Der andre war Spontini. Lange schon war meine Zeitung geschlossen; Spontini's Handlungsweise konnte keiner Mißdeutung unterliegen, nur dem Wohlwollen für mich entsprang sie. Als ich Spontini zuerst meinen Plan mittheilte und wir auf meine Vorstellung von der Stimme Gottes zu reden kamen, fuhr er mir mit seiner italischen Lebhaftigkeit in die Rede und sprach: der einzig richtige Weg ist, daß Sie sich an den Canto fermo halten; er meinte die uralten Melodien des gregorianischen Gesanges. — Dies war mir, ganz abgesehn von dem Inhalt der

Melodien, durchaus unannehmbar. Mein Werk konnte und sollte mit dem Kirchendienst nichts zu thun haben. Nur in zwei Momenten traten mir während der Komposition Hindeutungen darauf vor die Seele; die eine bei dem uralten Gottesdienst des Volks in Aegypten. Hier kehrte mir aus frühester Knabenzeit die Weise des Bußgesanges zurück, den die Israeliten in ihrer „langen Nacht" bei dem Bekenntniß aller Sündhaftigkeit und dem Gebet um Erlaß der Strafe anstimmen. Der zweite Moment schließt sich der Anrede des Mose an das ausziehende Volk an. Den mächtigen Worten des Führers giebt Aaron priesterliche Weihe; seinen Worten gab ich den Anfang der Choralmelodie „nun bitten wir den Heiligen Geist." Ob irgend Jemand das heraushören würde, das galt mir gleich; vor allem wollte ich mir genug thun. Dieser Choralanfang war die einzige leise Hindeutung auf die spätere Zeit der christlichen Kirche. Aber der Schluß des Werks erhielt als Gipfel des Ganzen die Weissagung vom Messias und dem neuen Bunde, wie sie in den Schriften des alten Testaments enthalten ist. Spontini ließ meine Anschauung gelten; aber auch er, wie zuvor Mendelssohn, erklärte sich gegen die Chorform für die Stimme Gottes. „Je prendrais

(sprach er) une basse-taille — zwei Bassisten, alle Bassisten, alle Posaunen — und immerfort müßte die Pauke donnern!" Der treffliche Mann hatte die Donner vom Sinai, hatte die gewaltigste Orakelstimme, wie sie je von der Bühne herabschallt, im Sinne. Mir stand Anderes vor der Seele.

Als die Komposition begonnen, (Mendelssohn hatte Berlin bereits verlassen) war es wiederum Spontini und er ganz allein, dessen Theilnahme und Rath mich förderte.

Das Werk hebt damit an, die Knechtschaft des Volks in Aegypten darzustellen. Ganz erfüllt von dem Vorgang und der Theilnahme daran hatte ich mir nicht genug thun können. Auf einen breiten Chorgesang folgte Recitativ und Arie und dann wieder Chor. Spontini überzeugte mich, daß ich mit alle dem nicht weiter käme als der erste Chor geführt hätte, daß ich kleiner würde statt größer. Ich begann von neuem und nun trat die Gestalt hervor, welche das Werk behalten hat, und in der es nachgehends von der großartigen Verlagshandlung „Breitkopf und Härtel" in Partitur u. s. w. so prachtvoll herausgegeben ist. Ich bin außer Stande, alles was der erfahrene Meister mir gesagt, zu berichten.

Einmal, als ich die Richtigkeit seines Ausspruches wohl erkennend, aber festgehalten durch die Liebe, die jeder Künstler während des Schaffens für sein Gebilde hat, sichtliche Qual empfand, und schwer zum Entschlusse kommen konnte, blickte er mild und mitfühlend mir in das Auge, und sprach, die Hand auf meinen Arm legend: „Ah mon ami, j'ai tant pleuré!“ Hätte ich doch je diese Minute ihm vergelten können!

Auch sein schonungsvolles Zartgefühl sollte mir erkennbar werden. Bei einem seiner Besuche, die der Partitur galten, sang mein junges, schönes Weib ihm die Arie der Königin: „Du, den meine Seele liebt.“ Bei den ersten zwei Takten glaubte ich auf seinen Lippen ein leises Lächeln wahrgenommen zu haben, am Ende der Arie lobte er erst den Gesang, dann die Arie. Erst später ward ich inne, daß jene beiden Takte ein unleugbarer Nachklang aus Alcidor waren. Spontini hatte sein Motiv wohl erkannt, war aber zartfühlend genug, mich durch keine Bemerkung zu stören, und nickte zufrieden, als mit der Wendung nach C-moll Takt drei und vier jede Aehnlichkeit schwand.

---

## Therese.

Ich habe schon verrathen, daß mir in jener Zeit, wo so Vieles sich zusammendrängte, das Köstlichste zu Theil geworden, das dem Manne auf arbeitvoller Lebensbahn vergönnt sein kann: ein liebend Weib.

Aus Dessau hatte ich sie mir geholt. Dessau ist ein freundlicher Garten, mitten in weiten Wiesenflächen und stattlichem Eichenforst gelegen. Damals (1836) ging es mir wie weiland Saul an sich erfahren hat, der ausgegangen war, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich gefunden hatte. Seitdem ist es wohl Manchem so ergangen; ich fand kein Königreich aber etwas Köstlicheres. Ueberhaupt schien mir der Anblick der kleinen Land- und Residenzstadt, wo einst der alte Dessauer seine Apothekerstochter heimgeführt und später Basedow, Müller, Schneider gewirkt hatten, ein eigenthümlicher. Von

Männern, war es nun ihre oder meine Schuld, ward ich nicht viel gewahr, sie mögen wohl gewerkelt, gepredigt, kurirt, die Leipziger Messe besucht haben. Nur wenn ich Vormittags die sonnhelle Kavalierstraße durchwandelte, um zu meinem jungen Mühmchen Therese zu gelangen, öffneten sich bei jedem Stundenschlage, der durch die Stille weithinschallte, zehn Hausthüren auf einmal. Aus jeder trat ein junger zierlicher Mann mit grün und weißer Mütze hervor, um in einer andern Thür wieder zu verschwinden. Es waren die Schüler des alten Schneider, der hier Apollon's klangreiche Heerden weidete. Sie, die freundlichen Jünglinge, wandelten von einer jungen Schönen zur andern, um ihre musikalische Weisheit, frisch wie sie sie empfangen, weiterzuspenden.

Aber diese jungen Schönen, das war die warme Lebensmitte der kleinen Stadt. In der gesunden Stille, von Blumenduft umweht im Hauche der prachtvollen Eichen, da wuchsen sie auf; ich habe nie so viel Reiz und Schönheit im engen Raume beisammen gesehn. Die Zerstreuungen und das entnervende Getöse der großen Städte, wie der Pfauenstolz ihrer Damenkreise waren hier unbekannt; was man genießen wollte, mußte man sich selber schaffen; das

eben ist der geheime Segen der kleinen Städte. So waren denn die jugendlichen Töchter von Dessau — vielleicht ohne Ausnahme — von dem Durst erfüllt, ihren Gesichtskreis geistig zu erweitern und die Stille ihres Lebens mit den Gebilden schöpferischer Phantasie zu bevölkern. Die herzogliche Bibliothek stand ihnen dazu offen, und was sie nicht gewährte, schuf die eigene Phantasie der jeder Anregung offnen Seele. Als ich anlangte, waren die lieben Kinder noch alle von dem Wort eines durchreisenden Schauspielers erregt; er hatte in ihrem Kreise mit der geheimnißvollen Miene des ächten Mystagogen vom Künstler verrathen: er muß die Natur bei ihrer Toilette belauschen. Das gab zu denken und zu träumen. Aus diesem Kreise hatte ich meine Therese herübergeholt nach Berlin. —

Was hatte mich zu ihr hingezogen?

Sie war sehr schön! allein ich hatte schon mehr große Schönheiten gekannt und bewundert, zuletzt in Berlin Eugenie Hitzig, die Tochter jenes menschenfreundlichen Kriminalisten, dem ich den Eintritt in die literarische Laufbahn verdankte, die Schwester des später so berühmten Baumeisters, damals ein wunderschöner Knabe von ächt hellenischer Gesichtsbildung.

Die Schönheit war es nicht gewesen. Sie selbst,

Therese, mußte wohl von ihr wissen, denn wie Manchen hatte dieselbe angezogen. Das aber war eigenthümlich an ihr, daß sie, leidenschaftliche Bewundrerin fremder Schönheit, gegen die eigne und ihr Lob gleichgültig und kalt war. Mir aber hatte, was man Schönheit nennt, stets nur so weit gegolten, als sich in der Hülle das Innere aussprach, Geist und Charakter. Beides meinte ich hier durchschimmern zu sehn, und ich hatte richtig erkannt.

Als ich in Berlin meinem jungen Weibe den und jenen meiner Freunde vorstellte, und sie nun hören mußte: Der hat das Buch und Dieser jenes geschrieben, ward dem jungen Wesen schier unheimlich zu Muthe. „Schreibt denn hier Alles Bücher?“ fragte sie etwas beklommen; die kaum Sechzehnjährige, die in geistigen Dingen nicht gern zurückstehen mochte, hatte in Dessau nur mit einem Schriftsteller verkehrt, mit dem ehrwürdigen Verfasser von „Norder's Reisen.“ Der hatte seine Freude dran, das strebsame Mädchen mit Lehre und Büchern zu versehn; auch Mendelssohn's Phädon war ihr so zu Händen gekommen. Daß ein gewisser Platon auch einen Phädon geschrieben, wußte sie nicht; als ich aber bei brieflicher Nachricht von der seltsamen Lektüre, die Ich wenigstens

keinem jungen Mädchen zugewiesen hätte, leise Zweifel in meiner Antwort durchblicken ließ, erhielt ich umgehend einen so gründlichen Bericht über den Phädon, daß kein Kandidat der Philosophie sich seiner zu schämen gehabt hätte.

Man darf übrigens um des Himmels willen an keine Treibhauskultur oder Prahlhaftigkeit von Seiten des jungen Wesens denken. Bei einem vorläufigen Besuche, den sie einer Tante in Berlin machte, dachte ich sie zu erfreuen und zu fördern, wenn ich sie auf unser Museum führte. Da zeigte ich ihr denn Bild nach Bild, von Coreggio, Tizian und Gott weiß wem noch. Sie folgte mir geduldig, blickte hin, wo ich hinblickte und hörte meinen tiefsinnigen Auseinandersetzungen andächtig zu, aber nach gerade mußte ich fühlen, daß ich mit meinen Bildern und Erklärungen kein sonderlich Glück machte. Ich zog also mit meiner jungen Schönen ab. Auf einmal blieb sie auf dem Rückwege vor einem Schaufenster entzückt stehn „Ach, die himmlische Puppe!" Eine allerdings große Puppe in himmelblauem Seidengewande hatte alle Tizian's und Coreggio's — und meine Beredsamkeit aus dem Felde geschlagen.

Ich war unterdeß 1830 zum Professor an der

Berliner Universität ernannt worden; 1833 folgte meine Ernennung zu einem zweiten Amte, dem des Universitäts-Musikdirektors, das früher Bernhard Klein, zuletzt Zelter, noch während der ersten Zeit meiner Professur, inne gehabt.

Die Ernennung zur Professur, welche Minister von Altenstein für mich neu gegründet hatte, war wohl Folge meiner frühern literarischen Leistungen. Alsbald aber sollte ich die erste Wohlthat der Universitätsstellung und die glücklichste Rückwirkung derselben auf den damit Betrauten erfahren.

Ich hatte bisher noch niemals (einige dilettantische Vorträge über Akustik in Halle ungerechnet) öffentliche Vorträge gehalten, nicht einmal auf Schulen gelehrt. Jetzt sollte ich das Katheder der ersten deutschen Universität betreten, ein allerdings in's Gewicht fallendes Moment, wenn ich auch hoffen durfte dem Inhalte meiner Aufgabe mehr oder weniger gewachsen zu sein. Ich arbeitete also meinen ersten Vortrag gewissenhaft und sorgfältig aus und schritt, mit ihm bewehrt, die Stufen hinan. Allein eins hatte ich doch nicht bedacht, meine Augen waren nicht scharf genug, die Schrift zu lesen. Ungeduldig führte ich das Heftlein zur Tasche zurück und sprach in freiem Vortrage

weiter. Seltsam war mir zu Muthe als meinen Lippen im Laufe des Vortrags zweimal unrichtige Angaben entflossen und ich des Irrthums, indem ich ihn sprach, bewußt ward. Hier kamen mir nun meine Erfahrungen aus dem juristischen Examen zu statten. Ich sprach unbeirrt weiter und gab die Berichtigungen erst bei guter Gelegenheit, als Alles schon in sicherm Gange war. Von da an habe ich nie anders als frei vorgetragen, und bin dabei inne geworden, welche sichere Beherrschung des Gegenstandes dieses stete Frei- und Neubilden verleiht. Oben (S. 25, II.) habe ich erzählt, wie der Unterricht eines mir vertrauenden jungen Mädchens den ersten Anstoß zur Bildung meines Lehrsystems und der Kompositionslehre gab. Jetzt fand ich mich einer wissenschaftlich gebildeten Jugend gegenüber, und zwar einer solchen, der zu ihrem größten Theile das Studium der Komposition nicht — oder noch nicht Lebensberuf war, nicht Brodstudium, wie der unglückliche Name lautet, somit frei erkorner Gegenstand des Wissensdranges, der gerade in den edlern Gemüthern Beschränkung auf die Nothdurft des künftigen Erwerbs nicht duldet, sondern die Blicke frei hinausschweifen läßt, um das ihm Gemäße überall zu erspähen und zu erproben. Hier galt es,

dem edel verlangenden Geiste der Jugend freien Geistes Frucht entgegenzutragen, die wohlthuende Speise bliebe, welche Berufsbahn auch künftig betreten werde. Hier war es schlechthin unzulässig, abstrakte, halb wahre, halb falsche Gebote und Verbote gleich hölzernen Schranken und Laufbänken aufzurichten. Man mußte sich dieser Jugend im Geiste zur Seite stellen, mit ihr fragen, ausschaun, zweifeln, kühn und sicher vordringen, sie und sich nur dem einzigen Richter gegenüberstellen, den Jeder anerkennt und anerkennen muß: der eignen in Jedem und Allen waltenden Vernunft.

Die erste Gestaltung der Kompositionslehre und die Umgestaltungen in den sechs und sieben Auflagen der Bücher, sind größtentheils die Frucht meiner Universitätsthätigkeit. Denn immer wieder-bildete ich meinen Stoff vor — nein! mit meinen Zuhörern aus freiem Geiste von Neuem.

Freudig bekenn' ich, daß dabei noch ein besonders erhebendes Gefühl mich beseelt hat. Ich war zur Universität berufen worden durch reinen Ministerialbeschluß, ohne Mitbetheiligung, ja ohne Vorwissen der Universität. Nun stand ich im Kreise so hochverdienter Männer. Da war Ritter mir gegenüber, der die

Geographie aus dem bisherigen Schalten des Zufalls und der Willkür in das Walten der Vernunft und echter Wissenschaft hinüber geführt. Unmittelbar vor meiner Ernennung hatte ich zu seinen Füßen gesessen und war mit dem Entzücken eines Gourmands seiner leichten Hand gefolgt, wie sie mit genial hingeworfenen Zügen erst die Grundlinien des Aufbaues der hohen Alpen entwarf, dann zwischen den granitnen Urwellen die leichtern Gebirgsmassen und die Stromgebiete vor unsern Augen gleichsam in einem neuen Schöpfungstag entstehen ließ und bis in das letzte Thälchen mit seinem eiligen Flüßchen oder Bache verfolgte, — als ich später mit meiner Therese die Schweiz in wiederholten Wanderungen durchschweifte, waren Ritter's Aufklärungen uns Führer, der Bau der granitnen und Juramassen war uns lesbare Schrift.

Neben Ritter trat der feine braminisch-stille Bopp, der uns Deutschen in kühnem sichern Schwunge die Geisterbrücke gewölbt in das uralte Heimathland unsers Volkes und unsrer Sprache an den heiligen Fluthen des Ganges.

Da stand Böckh, der Nestor der Philologen, der seinen Jüngern erweiterte Gränzen ihrer Wissenschaft gewiesen und ihnen Zuversicht gegeben hatte,

Poesie, Geschichte, Archäologie als ihnen gehörige Gebiete zu überschauen. Sein Pindar, sein Staatshaushalt der Athener, wie Ritter's Geographie von Asien hatten meinen geschichtlichen Studien mächtige Förderung gewährt.

Wer kann alle die würdigen Namen nennen! Undankbar wär' es von mir, wollt' ich unsers Astronomen, Enke, nicht hier gedenken. Er hatte für mich, unaufgefordert, ganz aus freiem Antriebe, meiner Schwäche in größern Berechnungen zu Hülfe kommend, eigens eine Rechnung ausgearbeitet, welche meiner Musikwissenschaft noch zu Statten kommen soll.

Noch einem Namen muß ich Raum gewähren: Eduard Gans, dem Juristen. In seinem Felde gefiel er sich, als Gegner dem berühmten Rechts-Historiker Savigny gegenüber zu treten, er als Schüler Hegels, mit dem Rüstzeug der Philosophie, dem Forscher in den Quellen römischen Rechts, — doch auch er, der Herausgeber des Gajus und Verfasser des allgemeinen Erbrechts, dem Quellenstudium vertraut. Seine glänzendste Thätigkeit an der Universität entfaltete sich aber in den öffentlichen Vorlesungen über Geschichte, besonders der französischen Revolution. Diese ungeheure Begebenheit, un-

streitig der Ausgangspunkt, von dem die jüngste Geschichtsperiode sich entfaltet, wurde von Gans in wahrhaft zündender Weise dargestellt. Nur der größte Hörsaal, die Aula, war dem Zudrang der Hörer einigermaßen entsprechend; und doch war es nothwendig, dasselbe Kollegium in demselben Halbjahr zweimal zu lesen, um Alle zu befriedigen. Unter den Zuhörern saßen reihenweis Generale, hohe Offiziere und Geheimräthe vorn an. Wem auch die Sache widrig war, der Kunde von ihr konnte er sich nicht erwehren. Daß übrigens Gans im Vortrage die Muster seiner Freunde Guizot, Thiers und anderer Franzosen vor Augen hatte, verrieth sich schon in seiner Vorliebe für glänzende Antithesen. Nichts schallte tönender von seinen Lippen, als wenn er etwa von der englischen Elisabeth sein: „Elisabeth, diese Jungfrau unter den Königinnen und diese Königin unter den Jungfrauen . . .!" mit Behagen in die Luft und die Ohren der Hörer hinausströmte.

Neben dem Gefühl und Triebe eignen Berufs war es mir Herzensbedürfniß geworden, mich solchem Kreise als ein nicht Unwürdiger zugesellt zu wissen. Nicht das Patent, die Leistungen legitimiren. Auch die ersten Bände der oben bezeichneten Schriften ge-

hören dem Wirbel jenes Zeitpunktes an, in dem ich mit meiner Therese mein Haus mir gründete (jene Bände zahlten den Bau) und meinen Mose schrieb.

Ich habe damals und auch sonst erfahren, daß man am rüstigsten arbeitet, wenn man im Gedränge der Arbeiten kaum weiß, wohin man zuerst greifen soll.

Gleiches erfuhr ich drei Jahre später bei dem Antritte der Musikdirektion. Klein hatte seiner Zeit für den akademischen Chor Mehreres, Motetten ꝛc., geschrieben und ausgeführt, was gern gesungen worden war und der Verwendung im Schooße der Universität wohl entsprach. Zelter hatte seine Liedertafelgesänge zur Geltung gebracht, deren frischer, wenngleich bisweilen hausbackener Humor gewiß bei den jungen Sängern Anklang gefunden. Gleichwohl hatte der Chor sich sehr vermindert; Zelter stand in seinen letzten Lebensjahren und war mit Aemtern und Beschäftigungen so reich versehen, daß er für den akademischen Chor nicht allzu viel Raum fand; zudem bot die von ihm geleitete Akademie den Sängern günstigere Bethätigung. Dieser letzte Vortheil mangelte mir. Dazu erschien mir die ausschließliche Beschäftigung mit leichten Kompositionen der Würde und Bestimmung eines akademischen Chores nicht ent-

sprechend. Dergleichen Gesänge von Zelter, Löwe und Andern wurden keineswegs ausgeschlossen, durften aber, wie mir schien, nicht den Kern der Beschäftigung abgeben, sondern nur als Erholung von Schwierigerm dienen. Ich war der Ansicht, daß man Kräfte und Lust nur durch höhere, wenngleich schwierigere Aufgaben steigern könne. Da dergleichen Kompositionen für Männerchor nicht in hinlänglicher Zahl vorhanden waren, so unterzog ich mich gern und antheilvoll ihrer Bearbeitung. Die sechsstimmigen Hymnen in Trautwein's, und die Festgesänge in Härtel's Verlage sind Früchte dieser Beschäftigung, aus weit größerer Zahl auserwählt.

Nun hatte ich jene Absicht schon im ersten Sommerhalbjahr meines Musikdirektorats gefaßt. Ich schrieb für den Chor, der sich bei dieser Gelegenheit auf mehrere hundert Theilnehmer steigerte, ein Oratorium „Am Tage Johannis des Täufers," Sologesänge und Chöre mit Orgel- und Posaunenbegleitung, das zweimal in der Kirche öffentlich und mehrmals im engern Kreise aufgeführt ward. Als ich noch damit und mit dem Einstudiren für den bevorstehenden Johannistag beschäftigt war, empfing ich eine Einladung des Rektors, zum herannahenden Jubiläum

Hufeland's, des Mediziners, eine Festkantate (drei Sätze) und sehr bald darauf die Auffoderung, zur Feier des dritten August die erfoderliche Musik zu beschaffen. So drängten sich drei nicht unansehnliche Kompositionen (die beiden Festmusiken mit Orchesterbegleitung) unversehens in engem Zeitraum aufeinander. Ich hatte es nicht vorhergesehn und konnte es nicht ändern; es mußte gehn und es ging.

Das war die große Zeit des akademischen Chors. Mit dem Umbau des Universitätsgebäudes verlor er unvermeidlich die ihm für großen Verein und günstige Zeitwahl nothwendige Stätte.

Mitten in diesen Strudel von Ereignissen und Bethätigungen führte ich 1837 meine Therese heim. Müde hatte ich mich unter den Arbeiten niemals gefühlt. Jetzt erneute sich mein Leben. Wenn in jener Zeit die lieben Kommilitonen mir zu meinem Geburtstage, wie sie damals jährlich pflegten, eine Abendmusik brachten, waren die Abgesandten von dem Anblicke der jungen Frau Professorin angenehm überrascht, mancher studiosus theologiae von der Einladung, an ihrer Seite Platz zu nehmen, oft sichtlich in Verlegenheit gebracht. „Das ist eine haarige Geschichte!" flüsterte bei solcher Gelegenheit unversehens ein ehr-

barer alter Bursch seinem Nachbarn zu. Daß sie gelegentlich einen der „Hochgeehrten Herren," er mochte vielleicht ein paar Worte Latein gesprochen haben, ganz naiv und freundlich fragte: „Sie sprechen auch Latein?" das erregte besondere Lust.

Die Komposition des Mose fiel in die erste Zeit unsrer Verbindung. Ein Glück störte das andre nicht, sondern hob es. Wenn ich irgend eine Arie oder einen Chor entworfen hatte, so rief ich meine Rose an das Klavier und sie sang mit ihrer hellen liebreichen Stimme, was ich kaum skizzirt, vom Blatte. Wenig hatte sie gelernt, viel von der Natur empfangen. Traf sie einmal den Sinn einer Arie nicht, so wäre es ihr wie mir unleidlich gewesen, hätte ich mit der hergebrachten Schultyrannei ihr „Piano! Stark! Vorwärts!" und wie die zarten Winke sonst lauten, zurufen wollen. Ich schilderte ihr mit wenig Worten die Sachlage, sagte ihr: „So — erhebt Mirjam Augen und Hände! — So — wankt die hundertjährige Mutter der Pharaonen, unter der Last ihrer Jahre und Sorgen heran und hier erst findet die altersschwache Stimme die letzte Kraft zum letzten Mahnruf." — Das genügte. Sie verstand mich und stellte wunderbar dar, das heißt, wenn wir beide

allein waren, oder Spontini der dritte bei uns. Fremden gegenüber war und blieb sie mädchenhaft befangen.

Doch bei dieser mädchenhaften Schüchternheit wie tapfer konnte sie sich erweisen, wenn die Noth drängte. Einmal gegen Abend ward meine Thür nach außen heftig aufgerissen, und herein stürmte ein Trupp Studenten mit dem Rufe: „Herr Professor, das Haus brennt! wir wollen retten!" Zugleich öffnete sich die andre Thür, die in das Gemach meiner Frau führte und sie trat ein, bleich, aber ganz ruhig; den vor kurzem uns geschenkten Knaben auf dem Arme. Gelassen sprach sie zu mir: „Ich habe das Kind, nimm die Partitur, das Haus brennt!" An den Besitz, den wir uns eben errungen, dachte sie nicht.

Und ihre Befangenheit Fremden gegenüber, wie schwand sie, wenn es darauf ankam zu helfen. Der Großherzog von Strelitz, durch seinen Kammerherrn von Oertzen auf den Mose aufmerksam gemacht, hatte das Werk zu hören gewünscht. Die Ausführung (sie fand im Mai 1843 statt) bot für die junge Akademie, deren höchste Leistung bis dahin Graun's Tod Jesu gewesen, große Schwierigkeiten. Von Zeit zu Zeit bekam ich tröstliche Nachrichten; zwischen den

Zeilen aber las ich um so bedenklichere. Bei der Neuheit des Werks und seiner Idee kam es darauf an, die Ausführenden vor Allem in den Sinn desselben einzuführen; und das konnte nur geschehn, wenn sie es, über alle Fehler hinwegsehend, einmal im vollen Zusammenhange hörten. Denn gerade die Einheit des Ganzen, das Ineinandergreifen aller Einzelheiten war, wie mir schien, die Kraft des Werks. Ich ward eingeladen, hinüberzukommen, und an die Spitze zu treten. In der ersten Versammlung der Akademie erklärte ich nun: wir wollten das Werk, unbekümmert um alle Fehler, gerade durchsingen. Da die Solo-sätze noch gar nicht vertheilt und geübt waren, so trat meine Therese neben mich, und sang zwischen den Chören die ihr zugefallenen Sologesänge so hell und muthig und ausdrucksvoll, daß von diesen Stunden an die Aufführung gewonnen war.

---

## Erfolge.

Als ich die Komposition zum größern Theil vollendet hatte, besuchte mich mein verewigter Freund Mosevius, der Gründer und Führer der Sing-Akademie in Breslau. Auf seine Frage, womit ich beschäftigt sei, nannte ich mein Oratorium und spielte, was fertig war, auf sein Begehr ihm vor. Sogleich erklärte er, er müsse der Erste sein, der das Werk aufführe. Ich war darüber hoch erfreut. Die Direktion behielt er sich vor; sie konnte in keinen bessern Händen sein.

Bald ging die Partitur nach Breslau und die Einübung begann.

Hier ward dieselbe Erfahrung gemacht, die ich oben von der spätern strelitzer Aufführung erzählt habe. Zu Anfang liefen Nachrichten ein, die handgreiflich mehr verschwiegen, als sagten. Meine Hoff-

nung sank. Dann langte ein kurzer Brief von Mosevius an, in dem er mich um Verzeihung bat, ich wußte nicht wofür. Gleich darauf kam ein zweiter erläuternder Brief. Er habe, schrieb der Treffliche, angefangen einzustudiren; aber es habe nicht recht „verfangen wollen", er selber sei am Werk irre geworden. Da habe er sich zu einem letzten Versuch entschlossen und das Werk im vollen Zusammenhange aueführen lassen. Jetzt erst habe er es lebendig aufgefaßt und nun seien auch die Ausführenden mit Verständniß und Lust darauf eingegangen. Bald darauf erhielt ich die Einladung, zu Generalprobe und Aufführung hinüberzukommen. Zur rechten Zeit war ich dort.

Ein eigenthümlich Gefühl war es mir doch, als ich in den großen Saal des ehemaligen Jesuiterkollegiums, der jetzt die Aula der Universität geworden, eintrat, und den lang hingestreckten, gewölbten Raum bis an das Orchester mit Zuhörern angefüllt fand. Es war nämlich Brauch, daß die Studirenden zu den Geneneralproben freien Zutritt hatten; viele Andre hatten sich ebenfalls Einlaß verschafft. Die Singakademie, dazu die besten Sänger des damals großen Seminars von Breslau, Männer- und Knaben-

stimmen, hinter ihnen die Instrumentisten, waren aufgestellt. Ich nahm mit meiner Frau im Halbdunkel des Zuhörerraums auf einer der dort aufgestellten Bänke meinen Platz.

Höchst gespannt harrte ich des Anfangs, denn ich hatte die Partitur abgesandt, ohne einen Chorsatz, ohne einen Strich vom Instrumentale gehört zu haben. Die Probe begann; Chor auf Chor entrollte sich; ich war erfreut, aber nichts überraschte mich. So, gerade so, hatte ich es mir gedacht. Allein jetzt setzte die „Stimme Gottes" ein. Hier — ich erzähle schlicht, was ich erlebt, faßte mich, buchstäblich genommen, ein Fieberanfall. Ich war aufgestanden, und mußte mich an die Rücklehne der vorstehenden Bank anklammern, um nicht zu fallen. Und die schwere Bank schütterte, oder schien es mir blos so? unter meinen Händen. Das — ja, ich hatte es so ersonnen, aber es war doch ein Etwas hineingekommen, was ich nicht geahnt. Später (wenn Mose mit den Worten „Hier bin ich," vor Gott tritt und die Stimme zu ihm redet), wähnte ich, hinein in das Orchesterspiel einen Chor von Männerstimmen zu vernehmen, der gar nicht vorhanden war; die Lage und Führung der Blasinstrumente hatte die Täuschung

bewirkt. Allein es war nicht ein Phantasiegebilde des Komponisten. Bei einer spätern Aufführung in Weimar hatten Mehrere Dasselbe vernommen, ohne daß ich ihnen zuvor von meiner Gehör-Vision, Verzeihung dem Worte! gesagt.

Noch einem naiven Zuge aus Breslau mag man ein paar Zeilen Raum gönnen. Wenn im zweiten Theile Pharao die Fodrung des Volks, zu seinem Gottesdienste hinauszuziehen, zurückweist, dann von der Plage erschreckt, bewilligt und die Bewilligung immer von Neuem zurücknimmt, wächst der Drang der Noth und seine Verhärtung immer höher. Zuletzt bei den Worten Pharaos „So gehe von mir, und hüte Dich, daß Du nicht mehr vor mein Angesicht kommest, denn selbigen Tages sollst Du sterben!" rief plötzlich aus der Mitte der Singenden eine Knabenstimme mit Heftigkeit: „Der schlechte Kerl!" Der Knabe hatte sich ganz in die Wirklichkeit jenes Vorgangs vertieft. Es war ihm ergangen, wie zuvor mir.

Aufführung und Erfolg ließen nichts zu wünschen.

Die dritte und erfolgreichste Aufführung (nach der oben erwähnten in Strelitz) fand im Oktober 1843 in Erfurt statt. Dort hatte, ohne mein Zu-

thun, Musikdirektor Golde, einer der vorzüglichsten Dirigenten beschlossen, Mose aufzuführen. Als ich auf ergangene Einladung in Erfurt eintraf, fand ich das Werk schon vollständig einstudirt; Golde war nicht nur selber in den Sinn des Werkes eingedrungen, sondern hatte auch die Mitwirkenden mit demselben erfüllt. Ich übernahm zwar, auf seinen Wunsch, bei den fernern Proben und der Aufführung die Leitung; aber das Verdienst des Gelingens gehörte dem eben so energischen als gemüthvollen Manne, und nächst ihm der liebevollen Hingebung aller Mitwirkenden.

In dieser alten Stadt waren mir die vollsten und schönsten Freuden, die einem Komponisten von Außen her werden können, beschiedeu. Warum ist es mir nicht vergönnt gewesen, meinem unvergeßlichen Golde, dem ich sie verdankte, zu vergelten!

Erfurt, so klein es ist im Vergleich zu unsern reichstrotzenden Residenz- und Handelsstädten, war damals ein Hauptsitz der Musik. Drei Akademien und fünf Vereine für Männerchor bestanden thatlustig nebeneinander, — man bedenke: in einer Stadt von 30,000 Einwohnern! Das bezeugt die ausgebreitete Musiklust der thüringischen Stadt; aber es ist zu-

gleich ein Fingerzeig auf jenen Hang, sich abzusondern und die Andern auszuschließen, als wären sie Fremde oder gar Feinde, der uns Deutschen leider eigen und anerzogen ist als die Kehrseite des edelsten Triebes, sich in seiner Eigenthümlichkeit selbständig zu bewahren. Mein erster Gedanke, als die Sachlage mir bekannt wurde, war, alle Vereine zu verbinden; wahrlich, es war mir dabei nicht blos um meine Musik zu thun, ich hätte mich glücklich geschätzt, wenn sie der Anlaß zu bleibender Einigung geworden wäre. Allein von allen Seiten mußte ich hören: daran sei nicht zu denken, das sei schlechthin unmöglich; übrigens hätten sich die besten Mitglieder der andern Vereine bereits dem goldeschen für Mose angeschlossen.

Doch sollte mir eine Folge der Zerspaltung zu Gesicht kommen; während der Vorbereitungen zum Mose hatte ein andrer Verein ein damals neues, aber bereits zu großer Anerkennung gekommenes Oratorium zur Aufführung einstudirt; das meine war auf einen Sonnabend, den vierzehnten Oktober, zur Aufführung bestimmt, das andere wurde vier Tage vorher am Mittwoch aufgeführt. Für dies waren die weimarische Kapelle und die dortigen Hofopern-

sänger gewonnen, und die Aufführung fand, wie die Zeitung vorausverkündete, „bei erleuchteter Kirche" statt. Die Solopartien im Mose waren in Händen von Dilettanten, das Orchester von Kunstfreunden und Regimentsmusikern gebildet.

Mir war die Nachricht keineswegs unerfreulich oder gar beunruhigend; unerschütterlich bestand meine Ueberzeugung, daß die Welt für mehr als Einen, daß sie für beide Werke Raum habe, ja, es war mir selbst anziehend, zu beobachten, wie der Mose die scharfe Gegeneinanderstellung vertragen würde. Was aber den Vortheil der Besetzung anlangt, so erkannte ich ihn gar nicht unbedingt an. Ich wußte, daß Kunstfreunde in ihrer Naivetät und fern von der Vorstellung unbedingter Vollkommenheit viel zugänglicher sind für Rath und Leitung und viel bereitwilliger, eine neue Idee in sich aufzunehmen, als oft Künstler im Hochgefühl längst erworbenen Ruhmes. Dies bewährte sich bei den Proben, die ich mit den Solosängern und dem Chor und Orchester hielt. Alles war mir und dem Werk unbedingt und unermüdlich hingegeben, keins meiner Worte ging verloren, keiner meiner Wünsche blieb unerfüllt. Für Mirjam hatte ich eine bewährte Sängerin, für die

junge Königin ein junges Mädchen, das hier seine erste Probe auf das liebenswürdigste bestand. Für Pharao (Tenor) und einige Nebenpartien ward mir ein Jüngling gestellt, von herrlicher Stimmanlage, aber noch ganz ungeschult. Noch in der Kirche, bei der Generalprobe mußte ich ihm deutlich machen, wie und wohin er seine Stimme zu richten habe, um den weiten Raum zu erfüllen. Ich erlebte dabei wieder einen Beweis, wie viel der Wille des Menschen vermag, wenn die Nothwendigkeit gebietet. Um meinen jungen Freund zum rechten Vortrag zu bringen, war ich genöthigt, ihm verschiedene Sätze vorzusingen. Es muß mir gelungen sein, denn sogleich verbreitete sich die Meinung, ich besitze eine treffliche Tenorstimme; ich habe aber niemals eine solche gehabt, sondern immer nur eine geringe Baßstimme, würde auch nicht im Stande gewesen sein, ohne drängende Nothwendigkeit, dieselben Sätze noch einmal befriedigend vorzutragen.

Nun war denn der Tag der Aufführung gekommen. Als ich Vormittags zu einer Sitzung des Vorstandes in einem Hause gegenüber der Predigerkirche, wo Abends die Aufführung statt haben sollte, eintrat, zeigte man mir durch das Fenster ganze Züge von

Landleuten in ihrer dunkeln Sonntagstracht, die sich langsam in ernster Sammlung zur Kirche begaben. Das sind, bedeutete man mich, unsre thüringer Landleute. Sonntags, Abends führen sie Haydnsche Symphonien auf; jetzt kommen sie, Viele zwei, drei Meilen weit herbei, um das neue Oratorium zu hören.

Abends fand die Aufführung statt. Sie gelang vortrefflich. Die weite Kirche war gefüllt und die Theilnahme der Zuhörenden gab meinem Vertrauen die letzte Bestätigung. Als ich in meine Wohnung zurückkehrte, empfing mich der Wirth und führte mich, statt auf mein Zimmer, unter irgend einem Vorwande in einen kleinen Saal, aus dem Flügelthüren in einen größern gingen, den wir bisher zu Proben und Uebungen benutzt hatten. Noch waren diese Thüren geschlossen, aber es drang Geräusch Vieler hindurch in den kleinern Raum, in welchem ich mit meinem Freunde Sietze allein gelassen war.

Nun öffneten sich die Thüren und Deputation auf Deputation — von den Singenden, vom Orchester, von der Erfurter Akademie u. s. w. traten ein, mir Glückwünsche und Andenken ihrer Theilnahme

darzubringen; der goldesche Verein verehrte mir einen kostbaren silber-goldnen Taktstock, andre überreichten Gedichte, die liebliche Sängerin der Königin (Fräulein Ernestine Gaßmann) als Sprecherin für das Gesangpersonal, die erste der Eintretenden, überreichte mir einen Lorbeerkranz, den ich zur ewigen Erinnerung an die Darbringende aufbewahre.

Bis hierher war ich von Freude und Dank gegen Alle erfüllt, im Grunde aber ruhig; denn mein vielgeprüftes Herz hatte schon gelernt, sich fest zu halten, wo Andre überfließen. Jetzt aber trat die Abordnung des Orchesters ein, an ihrer Spitze der junge hochaufgeschossene Führer der Geigen. Er begann eine Anrede, mußte aber vor innerer Bewegung abbrechen; und nun erst fühlte ich mit tiefster Erregung, daß mir hier von allen mich Umgebenden nicht der Zoll der Achtung, daß mir Sympathie und Liebe dargebracht wurden.

Die unvergeßliche Stunde, es war Abend, sollte ihren überraschenden Abschluß erhalten. Schon lange tönte von der Straße herauf wachsendes Geräusch. Da brachte der Wirth die Nachricht,

unten seien die Thüren gewaltsam eröffnet, man sei in das Haus gedrungen, und begehre mich zu sehn. So trat ich denn auf die Treppe hinaus, die dicht Gedrängten anzureden und ihnen meinen gefühltesten Dank auszusprechen.

---

**Auch dieses Wort hat nicht gelogen,**
**Wen Gott betrügt, der ist wohl betrogen.**

Goethe.

Noch an mehreren Orten kam Mose zur Aufführung, zuletzt auch in Berlin. Die Singakademie hatte den Chor gestellt, und ihre damaligen Direktoren Rungenhagen und Grell mir den dankenswerthesten Beistand geleistet. König Friedrich Wilhelm IV. hatte (wenn ich recht berichtet bin, auf Verwendung Meierbeer's) die Königliche Kapelle für das Orchester bewilligt. Dessenungeachtet war die Aufführung eine höchst mangelhafte und der Erfolg nicht von Bedeutung. Niemand trug dabei eine Schuld, als die Verhältnisse. Zu dem Jubiläum F. Schneider's sollte, nach dem Wunsche der Königin, eins seiner Oratorien, in Potsdam eine der griechischen Tragödien (ich glaube Oedip), zugleich in Berlin eine Oper von Gluck einstudirt werden. Die

Kapelle fuhr fast Tag für Tag von Berlin nach Potsdam und zurück, aus einer Probe in die andere; die Singakademie hatte gleichzeitig mehr als einer Verpflichtung zu entsprechen. Auch die Solosänger sahen sich in dem Gedränge all' dieser Ansprüche gehindert und ermüdet. So war denn ein sorgfältiges Einstudiren, so waren genugsame Proben nicht zu erlangen; ja es kam dahin, daß nicht einmal eine vollständige Generalprobe gehalten werden konnte.

Die letzte Freude am W.rke sollte ich Franz Liszt verdanken, und wieder ohne mein Zuthun. Zuerst bekam ich mündlichen Gruß von ihm aus Weimar, mit der Nachricht, er wolle den Mose dort aufführen. Ungewiß, ob dies ernstlicher Entschluß sei, erwiederte ich nichts. Bald aber kam nun der förmliche schriftliche Antrag.

Ich hatte Franz Liszt in den unvergeßlichen Tagen kennen gelernt, wo er Berlin als Virtuos besuchte und in einer Reihe von Konzerten, die er eben so gut hätte verzehnfachen können, Berlin in eine Extase versetzte, die vor- und nachher nicht entfernt ihres Gleichen gehabt hat. Damals waren wir uns nicht persönlich näher getreten, wohl aber hatten wir uns wiederholt gesprochen und ich hatte ihn in allen

Konzerten und zahlreichen Privatkreisen gehört. Der Enthusiasmus für ihn hatte sich der ganzen Stadt bemächtigt; nicht blos seine künstlerische Leistung, auch seine Persönlichkeit und sein im edelsten Sinne des Wortes chevalereskes Verhalten hatten die Flamme genährt. Mehr, als mancherlei großartige Wohlthätigkeitserweise, hatte es das Volk bewegt, daß er einem alten Klavierstimmer, der sein Instrument in Ordnung gebracht und dabei geklagt hatte, es sei ihm immer noch nicht möglich gewesen, eine Eintrittskarte zu seinem Konzert zu erschwingen, über eine Stunde lang — ihm ganz allein — vorgespielt hatte. Eine Deputation der Studirenden hatte ihn um einige Freibillets für unbemittelte Kommilitonen gebeten und er hatte statt dessen vorgezogen, die ganze Studentenschaft auf die Aula einzuladen, wo er ihnen bei zwei Stunden lang vorspielte. Die jungen Leute, — das erschien Jedem, der ihn gehört, so natürlich! — spannten ihm bei der Heimkehr die Pferde aus und zogen ihn im Triumphe von dannen. Wenn er in seinen Konzerten auf enger Estrade vor dem Flügel Platz nahm, während der ganze übrige Raum, sonst für Orchester und Publikum bestimmt, von Zuhörern überfüllt war: so drängte sich

um ihn herum eine reiche Schaar junger Damen, alle in glänzender Toilette. Und nun, wenn er etwa seinen Galop cromatique oder sonst ein lebhaft rhythmisirtes Salonstück spielte, war es ein Anblick, so ergötzlich und erfrischend, daß er einen Timon hätte erheitern und verjüngen können, wie bei seinen mächtigen und doch fein geistigen Accenten die junge Schaar jauchzend aufflog von ihren Sitzen, ganz absichtslos, ja willenlos der rhythmischen Macht hingegeben. Aber es war nicht blos diese nervös erregbarste Schaar; alle Zuhörer fühlten sich unwiderstehlich ihm nachgezogen, wie in der Volkssage die Schaar der Kinder dem Spielmann, der sie mit seinen Wunderklängen hinwegführte von der sichern Heimath in den Zauberberg, der sich vor ihm öffnete und hinter der Schaar wieder schloß. Ich selber durfte mir in solchen Dingen ein Urtheil zutrauen; denn ich hatte vor und neben ihm all' die berühmten Pianisten gehört. Das Geringste war, daß er sie alle an virtuoser Macht weit überflog. Darauf indeß habe ich nie viel gegeben; das Entscheidende war, daß sein Klavierspiel stets, mochte auch der Satz ein schon niedergeschriebener sein, Gestalt und Macht einer eben entstehenden Poesie annahm, und das war sein Spiel

in der That. Denn das schon Vorhandene ward in ihm wiedergeboren und trat neu und urfrisch hervor. Man las dies auch in dem Mienenspiel seines edlen und ausdrucksvollen Antlitzes. Kältere Personen mögen dabei hin und wieder Absichtlichkeit und Schaustellung geargwohnt haben; wer tiefer in die Menschen zu blicken verstand, wer an sich oder Andern erfahren, daß der ganze Künstler den Bewegungen seiner Seele folgen und ihnen Ausdruck geben muß, der wußte es besser.

Das war der glänzendste Anblick, den seine Virtuosenlaufbahn mir geboten. Später, als ich zur Aufführung des Mose ihn in Weimar besuchte, gewann ich eine noch tiefere Anschauung von seiner Künstlerschaft. Hier (und noch später bei mehrmaligen Besuchen in meiner Behausung zu Berlin) hörte ich ihn entweder ganz allein mit meiner Frau, oder im vertrauten Kreise. Und hier war es, wo der Künstler sich dem Künstler erschloß in feinern und gefühltern Tonsätzen, z. B. aus seinen Harmonies réligieuses et poëtiques und aus seinen Années de pélerinage.

Er spielte, so muß ich sagen, uns nicht vor, er sprach zu uns, der Geist zum Geiste, nur mit Worten einer neuen Sprache.

Nun begleitete ich ihn in die Generalprobe zu Mose. Er dirigirte.

Der Chor (die weimarische Singakademie) war eigentlich seiner diesmaligen Aufgabe nicht gewachsen. Da war es denn merkwürdig, in wie geistvoller — sage ich lieber: begeisterungsvoller Weise Liszt das junge Völkchen aus der bisherigen Alltäglichkeit empor zuflügeln wußte zu den Anschauungen des Werkes. Nur ein Beispiel. Mein großer Vorgänger im Stoffe, Händel, hatte in seinem „Israel in Egypten" die einzelnen Plagen: der Strom ward Blut .... Die Plage der unzähligen Heuschrecken, Fliegen u. s. w., in kurzen Chorsätzen verkündet, in jener Großheit, die nur Ihm zu Gebote stand. Mir war Vollständigkeit für meine Anschauung nicht nothwendig; ich bedurfte nur drei dieser kolossalen Bilder. Zugleich aber lag in der durchaus dramatischen Haltung des Werkes die Unzulässigkeit jedes epischen Moments, Alles mußte die Gegenwärtigkeit dramatischer Handlung an sich haben. So gestaltete sich mir die Plage, die den Strom in Blut verwandelt. Pharao, so stellte sich mir der Moment dar, thront, von den Fürsten und Kriegern umgeben, in der königlichen Halle, die sich nach dem heiligen Strom öffnet. Dieser Strom ist

nicht gleich den andern Strömen der Erde; es ist der heilige Strom, der das Land und das Volk ernährt; versiegte — verderbte er, so würde das Land begraben in den todten Sand der Wüste. Hier nun thront der König, und, Schaar auf Schaar, stürmt das entsetzte Volk vom Ufer herauf, Stimme auf Stimme ruft schreckenvoll: der Strom ward Blut. Das Wunder, das Entsetzen konnte ich nicht malen; so sollten die Entsetzten es verkünden.

Die weimarischen Lämmer in ihren weißen und himmelblauen Röckchen, hinter ihnen die jungen Herren, die brachten nun aber das Wort so lammfromm und geduldsam heraus, — was wußten sie vom Entsetzen und was kümmerte sie die Plage Aegyptens? — Da schritt Liszt von seinem Dirigentensitze in die Mitte des Chors, und von Stimme zu Stimme, wie eine nach der andern einzutreten hatte, raunte er einer nach der andern das „Der Strom ward Blut!“ mit so tiefem Ausdruck des Entsetzens zu, daß eine nach der andern, mit scheuem Blick auf ihn hin, ihr Wort schreckenvoll hervorstieß und das Ganze sich entwickelte und steigerte, wie der Moment es verlangt.

Ja, Liszt war die zweite dämonische Gestalt, der ich in meinem Kunstgebiete begegnet.

Es war diese Aufführung in Weimar die letzte, in der ich meinen Mose hörte; in Berlin war das Bild verzogen, wie der Wandrer sein eigen Angesicht im unstäten Strome verzogen gewahrt. Andern Aufführungen, die in Prag, Elberfeld u. s. w. stattfanden, hatte ich nicht beigewohnt. Das Werk erlangte nicht die Ausbreitung, welche nöthig gewesen wäre, damit es im Volk feste Wurzel bleibend fasse.

Dieser Schlag traf mich tiefer, als je einer. Ich hatte mein Werk als den Grundstein betrachtet, auf dem ich weiter bauen könne.

Vor allem war mir der Mose nur das erste Glied einer Trilogie von Oratorien; das zweite sollte Elias sein.

Elias erschien mir als das mittlere Moment zwischen Mose und Christus. Er tritt in der Zeit auf, wo das Volk von seiner Urkräftigkeit herabgesunken und für den Jehovadienst des unerschütterlichen Glaubens und Zorneifers verlustig ist. Könige beherrschen es, die selber vom alten Gott abgefallen und dem Baal, dem fremden zugewendet sind. Sie ziehen das Volk sich nach in das Verderben. Elias steht in der ganzen Macht des Prophetenthums da. Das Wunder an den Opferaltären Baals und Je-

hovas geschieht und unbarmherzig schlachtet der Prophet die Götzenpriester an ihren eignen Altären. Allein das Volk ist zu schwach. Er muß hinausfliehn in die Wüste und klagt seinem Gotte, daß all sein Eifer fruchtlos gewesen.

Hier wollte ich nun dem wunderbaren Gesicht des Propheten Stimme geben: „Und siehe, der Herr ging vorüber und ein großer, starker Wind, der die Berge zerriß, und die Felsen zerbrach, vor dem Herren her. . . .“ Dann kommt das Erdbeben und hierauf das Feuer. Aber nicht im Sturmwind, nicht im Erdbeben und der Flamme erscheint der Herr. „Nach dem Feuer kam ein stilles, sanftes Sausen.“ Im linden Sausen verkündete sich der Herr. Ich nahm an, daß hiermit die milde Gottesvorstellung der kommenden Zeit im Gegensatze zu der alten im prophetischen Bilde zur Anschauung käme. Den Schluß des Ganzen sollte die Auffahrt des Propheten geben, den Chöre des Himmels empfingen.

Das dritte Oratorium war noch nicht zur Klarheit gekommen. Prophet auf Prophet sollten bald im Einzel-, bald im Chorgesange den Messias verkünden, und Volk auf Volk, — das Morgenland (aus dem mir die festern Gestalten Aegyptens, des fernen

Indiens und des Mohrenlandes vorschwebten, das seinen Priester Johannes erwartete), Hellas, Rom, die Deutschen sollten sich dem Weltgange des neuen Glaubens anschließen. Das Gedicht des Elias hoffte ich aus der Bibel zu schöpfen, und ich war des Erfolges sicher. Denn was hatte mir nicht die Schrift für den Mose gewährt! nicht blos jeden Ausdruck der Andacht und Erhabenheit, sondern auch die treffendsten Worte für Streit und Hochmuth, für Ueppigkeit und Wollust und für bacchantischen Taumel. — Für das dritte Gedicht sollte mir der Erfolg des ersten den Dichter schaffen.

Das Alles, die Laufbahn des Komponisten, — sie mußte aufgegeben werden. Die Pflicht für die Meinen foderte das gebieterisch. Ich mußte mich unterwerfen. Zwar ward noch viel komponirt, Manches auch herausgegeben, aber den großen Unternehmungen, den Oratorien und Opern mußte entsagt werden. Zum Glück ist nur Wenigen auferlegt, zu erfassen, was dies heimliche Morden in eigner Brust bedeutet.

Zwar — es blieb noch ein Weg offen. Ich konnte mich zu Zugeständnissen gegen die Fassungskraft der Ausführenden und der Zeitgenossen, wie

sie besonders seit 1848 geworden waren, herbeilassen.

Allein dies war kein Weg für mich. Ihn zu gehen wäre leicht gewesen, aber ihn zu betreten mußte meiner Sinnesart und der strengen heiligen Pflicht der Wahrhaftigkeit, die mir stets als unverbrüchliches Gesetz des Künstlers gegolten, schlechthin unmöglich sein. Wohl war mir schon unter der Komposition des Mose die Schwierigkeit unverborgen geblieben, welche seine polyphonen Sätze boten. Allein die durchdringende dramatische Beseelung foderte es. Hatte ich mich doch in dem später entstandenen „Frühlingsspiel“ nicht dazu verstehen können, die Begleitung leichter zu setzen, als ihr Antheil an den Bildern, die sich entrollen, gestattete. Und doch wußte ich wohl, wie gern unsere Pianisten es sich bequem machen, wenn sie nicht die Aussicht haben, ihre „Bravour“ zur Schau zu stellen.

Nein! die Wahl von den idealen Gebilden, die mich umschwebt und noch heute nichts von ihrem Glanze verloren haben, zurückzutreten, oder sie zu umlügen und treulos zu fälschen, diese Wahl war für mich keine.

So war damals mein Sinn, so ist er bis heute geblieben und wird sich in mir nimmer ändern.

Damals entschied ich mich mit bittern Schmerzen. Erst später und allmälig sollte mir jenes Wort des Dichters klar werden, das ich diesem Abschnitte vorgesetzt habe. Von der einen Bahn zurücktretend, konnte ich volle Zeit und Kraft der andern zuwenden und in meinen Lehrbüchern, in meiner Musik des neunzehnten Jahrhunderts, in meiner Chorschule, in meinem Beethoven und Gluck — und was ich sonst zu schreiben versucht — der Kunst, der ich mich geweiht, weiter dienen. Wie aber wäre es mir möglich gewesen, die lebenslange Arbeit mit unverminderter Frische auf mich zu nehmen und zu tragen, hätten mir nicht goldne Bilder eigner Schöpfungen weiter und weiter gewinkt? Was ich auf der Künstlerlaufbahn Höchstes zu geben gedachte, es war nicht für diese Zeit, in der ich gelebt. Willig und schmerzlos mag ich es hören, wenn man mir strafend antwortet: Du warst Deiner Aufgabe nicht gewachsen, Du warst zu schwach für das, was Du auf Dich genommen! — Wohlan, so mögen Andre sich an ihnen oder an Höherm versuchen. Ich spreche nicht das Wort des hochmüthigen Römers nach: „Ihr verbannt mich? —

Ich verbanne Euch!" — Wir Männer unsrer Zeit fühlen und wissen uns durch und durch eins mit unserm Volk. Unser ganzes Dasein und unser Wirken gehört ihm an ohne alle Bedingung; denn es wurzelt in ihm und hat aus seinem Leben Nahrung und Kraft gewonnen. Mit unserm deutschen Volke haben wir jeden Moment seiner Erhebung, mit ihm das Hochgefühl seines Lebens in der Idealität und für dieselbe gefeiert. So werden wir auch die Zwischenzeiten geduldig ausharren, in denen es schlummernd ruht und Kräfte sammelt zu neuer Erhebung. Und wir, seine Künstler, werden willig zurücktreten und unser Werk schlummern lassen, bis das Volk sich ein neues Dasein im Recht, in Freiheit und erhabenem Geistesbewußtsein errungen. Dann wird auch unsre Kunst zu neuer Ideenkraft sich verjüngen.

Sei denn, wenn diese Zeit gekommen, meinem Werke Fortdauer beschieden, oder trete für mich ein Andrer ein: ich will freudig den begrüßen, der vollbringt, was ich gewollt, oder Höheres.

---

# Friedrich Wilhelm IV.

Neben allem bisher Erwähnten und einer immer mehr sich ausbreitenden literarischen Thätigkeit, — ich hatte ausführliche Artikel zu den „Halleschen Jahrbüchern“, der „Cäcilia“, dem „Lexikon der Tonkunst“ u. s. w. geliefert, — ging noch eine besondere Bethätigung her, die mir Zeit und lebhaftes Interesse abgewann, wenngleich das eigentlich beabsichtigte Ziel unerreicht bleiben sollte.

Schon mehrere Jahre hindurch war im Kultus-Ministerium der Vorsatz rege geworden, ein Konservatorium der Musik in Berlin zu gründen. Mehr als einmal hatte ich Anlaß genommen oder bekommen, mich über diesen Gegenstand gutachtlich zu äußern. König Friedrich Wilhelm IV. hatte gleich bei einem Regierungsantritte getrachtet, sich mit berühmten oder beliebt gewordenen Persönlichkeiten des Aus-

landes zu umgeben. So waren unter andern der Philosoph Schelling, der Dichter Friedrich Rückert, der Maler Cornelius hierher berufen worden.

Schelling hatte die Höhe seines Wirkens bereits hinter sich. Die letzte Reihe von Jahren hatte er ohne weitere literarische Thätigkeit in München zugebracht. Man erzählte viel von seiner mystischen Zurückgezogenheit: wie die ihm Angemeldeten durch schattendunkle Gartenanlagen in einen Saal geführt wurden und dort seiner lange harren mußten, bis endlich andere Thüren sich öffneten und der schon greise Mann, in lang herabfließendem Gewande, feierlich, einem Magier gleich, eintrat.

In Berlin sollte er der Universität Ersatz für Hegel sein; der nächste Vorgänger Hegel's sollte also jetzt sein Nachfolger werden. Hegel war nicht blos gestorben, auch die absolute Geltung der absoluten Philosophie hatte in höhern Regionen, wie es schien, einen bedenklichen Stoß erlitten. Denn während früher nicht leicht ein Philosoph Förderung hoffen durfte, der sich nicht zu Hegel bekannte, war jetzt das Verlangen rege, der spekulativen Wissenschaft neue Bahnen erschlossen zu sehen. Der Hegel'schen

Lehre traute man nicht mehr, oder vertraute ihr nicht genug.

Ich hatte natürlich schon früher gestrebt, mich auch mit Schelling's Ideengange vertraut zu machen. Jetzt hätte ich unter seinen Zuhörern Platz nehmen können. Allein ich verspürte dazu kein Verlangen, überhaupt für spekulative Philosophie keine ausgesprochene Neigung; mich, den ehemaligen Juristen und beständigen Künstler verlangte nach dem sichernden Boden der Thatsachen und der Erfahrung. Schelling eröffnete seine Vorlesungen im größten Hörsaale vor einer überaus zahlreichen Zuhörerschaft. Wie einst bei Gans, so sah man hier die ersten Sitzreihen von Generalen und Geheimräthen in Beschlag genommen, denen sich eine ganze Schaar von Professoren, unter ihnen die Mehrzahl der hegelschen Schüler angeschlossen hatte. Schelling bezeichnete, was er früher gegeben, als die negative Philosophie; jetzt werde er die positive, die Offenbarungsphilosophie (so ungefähr wurde vernommen) entwickeln. Den Hegelianern zugewandt, sprach er: „Sie sind, meine Herren, mit Ihrer Philosophie in eine Sackgasse gerathen! Schließen Sie sich mir an, so werde ich Sie aus derselben herausführen zum Licht."

Nach wenigen Stunden hatte sich der Hörsaal erschreckend gelichtet, die Vorlesung wurde nicht zu Ende geführt.

Glücklicher gestellt nach außen war Rückert. Rückert hatte zuerst durch seine „Geharnischten Sonette", denen man eine freiheitliche, gegen Napoleon gerichtete, patriotische Bedeutung beimaß, weithin Geltung gewonnen. Seine sonstigen Gedichte blieben dagegen zurück und vermochten nicht, im Volke Wurzel zu fassen. Seine größte Bedeutung lag wohl in seiner allgewandten Verskunst, die er in seinen Uebersetzungen, Makamen des Hariri u. a., bewundernswürdig an den Tag legte, und in denen er das Original, man möchte sagen: Silbe um Silbe wiederspiegelte. Jetzt wurden von ihm größere Leistungen erwartet. In der That schrieb er ein Trauerspiel, jedoch ohne bedeutenden Erfolg. Um ihm auch äußerlich eine Stellung zu geben, ward er zum Professor an der Universität ernannt, mit der Vergünstigung, die Sommerhalbjahre auf seinem Landgute bei Koburg zuzubringen. Dies hätte seinen dichterischen Arbeiten fördersam sein können, mußte aber die Wirksamkeit an der Universität von Anbeginn her des Nachdrucks berauben, welchen nur ununterbrochene Thätigkeit

gewährt. Auch er schied gar bald aus dem Universitätskreise wieder aus.

Ich unterbreche mich hier mit der Frage: ob diese Berufungen nach ihrem geringen Erfolge wohl unbedingten Tadel verdienen? — und muß nach meiner Ueberzeugung mit Nein! antworten. Friedrich Wilhelm IV. hatte Empfänglichkeit und Erregsamkeit für gar viele Richtungen des Geistes, für Wissenschaften und Künste. Oefters, ich glaube wöchentlich, zog er bedeutende Männer der Wissenschaft, unter ihnen Bopp, heran, um sich von ihnen vortragen zu lassen; von seiner Theilnahme für klassische Musik habe ich bereits (Th. I. S. 252) erzählt. So hatte ich auch bei der Generalin Helwig einen Bleistiftentwurf von seiner Hand gesehen, — irre ich nicht, so war es die Darstellung einer Konfirmation, vielleicht der ersten nach der Reformation in Berlin, — der in der That weit über die gewöhnliche Leistungsfähigkeit eines Dilettanten hinausging. Daß ein solcher Herr bedeutende Männer in seine Nähe wünschte, ist begreiflich; ebenso, daß die äußere Form des herzustellenden Verhältnisses von ihm weniger scharf in's Auge gefaßt wurde. Man mag, was man wolle, zu Gunsten der Autokratie vorbringen: sie ist eben un-

möglich, sie ist unausführbar. Kein Mensch, also auch kein Herrscher kann Alles wissen und Alles verstehen; selbst den größten Herrschern, einem Friedrich II., einem Napoleon I. war das nicht gegeben, so weit ihre Geisteskraft im Allgemeinen die der Zeitgenossen überragte. Und wäre irgend ein Mensch Alles wissend und Alles verstehend, so könnte er doch nicht überall, wo es zu beobachten und zu handeln gilt, zu gleicher Zeit gegenwärtig sein. Der große Napoleon hat es in seinen letzten Feldzügen bitter erfahren, daß sein Geist selbst in seinen erprobtesten Marschällen keine zuverlässige Stellvertretung fand, und daß sie unterlagen, wo sein Blick und Gedanke fehlte. Nein! kein Herrscher, er nenne sich absolut oder konstitutionell, vermag ohne Beihülfe Anderer zu walten. Die Frage ist nur, wo er seine Rathgeber und Ausführenden hernehme, ob aus dem gesammten Volke oder aus irgend einem kleinen, bevorzugten Theile desselben, dem Adel oder Beamtenstande.

Friedrich Wilhelm IV. gab dem Drange seines Geistes nach geistiger Umgebung und Erhöhung Gehör. Für diesen Drang und die gewinnreichere Stellung der Berufenen fehlte die Vermittelung, welche

jene Berufenen oder Vertraute in der Nähe des Königs hätte bieten sollen. Jenen Männern gesellte sich Peter Cornelius, der Maler, zu. Einst war er Lehrer an der Malerakademie zu Düsseldorf gewesen, der preußisch gewordenen Stadt. Damals hatte König Ludwig von Bayern, seine hohe Begabung mit künstlerisch gebildetem Auge erkennend, den noch wenig Bekannten nach München berufen. Von da aus stellte eine ganze Reihe großer Gemälde, — die Fresken in der Glyptothek, das jüngste Gericht und andere große Wandgemälde in der Aukirche und der großen Basilika, — den Namen Cornelius an die Spitze der neuen deutschen Malerschule.

Nun war er nach Berlin berufen, das Campo santo, die Grabesstätte für die preußischen Herrscher mit Freskobildern zu schmücken. Allein dieses Campo santo war noch nicht gebaut, und ist bis heute noch nicht vollendet. Cornelius begab sich nach Italien, besonders nach Rom, um Studien und Entwürfe zu den neuen Werken zu arbeiten und einzusenden.

Zu den Vorgenannten ward noch Felix Mendelssohn berufen.

Mendelssohn hatte schon früher, und eigentlich beständig, Verlangen gehabt, sich von Berlin weg,

anders wohin zu versetzen; Berlin war ihm nicht sympathisch, so viele Verwandtschafts- und freundschaftliche Verhältnisse ihn dort hätten fesseln können. Bei Zelter's Tod (1832) ward er von der Vorsteherschaft der Singakademie eingeladen, sich um die erledigte Stelle des Direktors zu bewerben. Er mochte nicht darauf eingehen, so sehr dies auch in den Wünschen der Familie gelegen hätte. Mein Zuspruch, meine Hinweisung auf so vieles Ersprießliche, das er in dieser Stellung fördern könne, gaben die letzte Entscheidung. Er bewarb sich und — ward nicht gewählt, so feste Zusicherung großer Stimmenmehrheit man ihm auch gegeben hatte. Nun war er erst in Düsseldorf, dann in Leipzig als Direktor angestellt worden.

Mendelssohn war von seinen Reisen nach England und dann nach Italien nicht als der wieder gekehrt, der er in der Zeit unsers innigsten Verkehrs gewesen. Als ich ihn kennen lernte, war er ganz durchdrungen von der Macht, Tiefe und Wahrheit Sebastian Bach's; wiederholt und eindringlich hatte er mir, dem die entscheidenden Werke des Meisters bis dahin unerlangbar gewesen, die Ueberlegenheit Bach's über Händel darzuthun gestrebt. Ich spreche hier in seinem und vielleicht auch meinem

damaligen Sinne; jetzt bin ich von solchem Messen der Geister gegeneinander längst und weit genug entfernt. Damals war es auch, wo Felix in seinen eigenen Arbeiten nach Wahrhaftigkeit und Treue rang. Noch sehe ich ihn mit erhitztem Antlitz bei mir eintreten, ein paarmal das Zimmer durchschreiten und zu mir sprechen: „Du! ich habe eine famose Idee! — Was sagst Du dazu? ich will eine Ouvertüre zum Sommernachtstraum schreiben.“ Ich sprach mich sehr warm dafür aus. Einige Tage später war er, der Glückliche, Freie, wieder da und brachte mir die Partitur, fertig bis zum zweiten Theile. Der Elfentanz mit den einleitenden Akkorden war so wie man ihn später kennen gelernt. Dann — ja dann folgte eine Ouvertüre, munter, lieblich bewegt, durchaus erfreulich, durchaus lobenswürdig, — nur den „Sommernachtstraum“ ward ich nicht gewahr. Treuherzig, nach Freundespflicht, sprach ich ihm das unumwunden aus. Er war betroffen, gereizt, ja verletzt und lief ohne Lebewohl von dannen. Ich mußte mir das wohl gefallen lassen und blieb einige Tage seinem Hause fern, da auch die Mutter und Fanny bei meinem letzten Besuche nach jener Unterredung mich kalt, fast feindselig empfangen hatten.

Nach wenig Tagen trat der schlanke Diener des Hauses Morgens bei mir ein und überreichte mir mit den Worten: „Ein Kompliment von Herrn Felix!“ ein Couvert. Als ich es öffnete fielen große Stücke durchrissenen Notenpapiers auf den Boden, dazu ein Zettel von Felix mit den Worten: „Du hast in Allem Recht! aber nun komm' und hilf.“ Vielleicht hatte der sehr verständnißvolle, sinnige Vater den Ausschlag gegeben; vielleicht auch hatte der junge Brausekopf sich selber zurechtgefunden.

Ich ließ es nicht an mir fehlen, eilte zu ihm und setzte ihm auseinander, daß eine solche Ouvertüre, wie mir scheine, das treue und vollständige Abbild des Dramas geben müsse, dem es als Prolog diene. Mit Feuer und unbedingter Hingebung ging er an die Arbeit. Das Wandeln der zärtlichen Paare ward wenigstens im ersten Motive (e, dis, d, cis), aus der ersten Arbeit hinübergerettet, alles Weitere neu geschaffen. Da half kein Sträuben! „'S ist zu doll! zu viel!“ schrie er, als ich auch den Rüpeln und sogar Zettel's inbrünstigem Eselsschrei ihre Stelle gewahrt wissen wollte. Es geschah; die Ouvertüre ward, wie man sie jetzt kennt. Mutter und Schwester waren versöhnt, da sie den Komponisten in höchster

Erregung und Freudigkeit umhereilen sahen. Der Vater aber erklärte vor den zahlreich Versammelten bei der ersten Aufführung in seinem Hause: die Ouvertüre sei eigentlich mehr mein Werk als Felixens. Dies war durchaus, wie sich versteht, ungegründet, nur der Ausdruck seiner Befriedigung an meinem Verhalten, vielleicht eine Genugthuung für die frühere Abwendung der Frauen. Die erste Idee und die Ausführung gehörten Felix, die Berathung war einzig meine Pflicht und mein Antheil.

Beim Scheiden vor seiner Reise nach England hatte Felix einmal zu mir sehr bewegt gesprochen: „Du! wenn das und jenes hierher gelangt, was Dir nicht recht scheint, so urtheile nicht zu schnell! ich komme wieder." Ich hatte die Rede nicht begriffen, sie sollte mir indeß allmälig klar werden.

In England hatte er seine C-moll-Symphonie zur Aufführung gebracht, statt der Menuett aber das Scherzo aus dem „Ottet" eingefügt; es paßte nicht in den Charakter des Ganzen, schien ihm aber jetzt anziehender. Wie oft hatte er früher mit mir über die französische Unart gespöttelt und gelacht, fremde Sätze zu vermischen, z. B. das Scherzo der A-dur-Symphonie von Beethoven in die D-dur- zu verpflanzen! —

Bei seiner Rückkehr aus Italien brachte er eine neue Komposition mit, die „Walpurgisnacht"; Goethe selbst hatte ihm auf seinen Wunsch ein paar Verse dazu geschrieben. Ich fand die Komposition reizend, konnte aber nicht übersehen, auf welcher Unwahrhaftigkeit dieser Reiz beruhte, die freilich in dem Gedichte selbst ihren Ursprung hat, da aber unbemerkt bleibt, während die realere Tonkunst, der nur Wahrheit, nicht Vorspiegelung zu Gebote steht, die Unwahrheit an das helle Licht hervorzieht. Goethe legt bekanntlich den auf Bergeshöhen sich schaarenden Urbewohnern das, was nicht ihnen, sondern dem Christenthum gehört, — den Drang nach dem ewigen Lichte, als ihren Glauben bei, den sie gegen die „dumpfen Pfaffenchristen" zu wahren hätten. Dazu vermummen sie sich als Hexen und Kobolde. Die Erzählung davon

„Kommt mit Zacken und mit Gabeln rc."

hat Mendelssohn in liebliche Chöre der Hexen rc. gebracht; sein Orchester steigert sich dabei zum ausgelassensten Lärm wirklichen Spukes. Aber nun ist dieser selber heraufgeführt; daß das Ganze nur Vorspiegelung sein solle, bringt die Musik nicht zum Ausdruck, weil sie das nicht vermag, — der Dichter konnte mit seiner Vorstellung leichtes Spiel treiben;

dem Musiker mußte dasselbe zu barem Ernste werden, und doch hatte dieser im Gedichte nicht Wurzel noch Stätte. Daher ward auch der Spuk kein wirklicher Spuk in seiner grauenhaften Macht, sondern schwebte zwischen Scherz und Wahrheit.

Die Mehrzahl der Künstler und Kunstfreunde wird solche Bedenken zu streng finden. Allein wir hatten ein ganz nahes Beispiel vor Augen, wohin es führe, wenn ein Künstler mehr dem Erfolge nachtrachtet als der treuherzigsten Wahrheit. Neben uns lebte Meyerbeer, von Friedrich Wilhelm IV. als General-Musikdirektor zur Oper berufen. Nach meiner Ueberzeugung war er an Talent allen Zeitgenossen weit überlegen. Die glänzendsten Beweise davon hatte er gerade in der Oper niedergelegt, die in ihrer Urgestalt bald verschwinden sollte: im „Feldlager in Schlesien.“ Hier, namentlich in den Soldatenliedern, treten Schlag auf Schlag Züge so spezifischer Wahrheit hervor,*) daß kein Komponist irgend

*) Meyerbeer hatte mich zur Generalprobe eingeladen und ich schrieb ihm, noch ganz erfreut von der Sache, ungefähr mit den obigen Ausdrücken. Denselben Tag noch kam er zu mir, seine Freude über meinen Brief auszusprechen. „Aber ich werde ihn als ein Dokument aufbewahren!“ setzte er fein und bedeutsam lächelnd hinzu. Der durchaus gutmüthige, für Lob

einer Zeit glücklicher hätte treffen können. Diesem Talente kam vollendete künstlerische und humanistische Bildung zu Hülfe. Aber wie weit fiel er von dem ab, was er der Kunst mit solchen Gaben hätte sein können! Statt seiner Aufgabe treu zu bleiben, wollte er Allen Alles geben, und so überlud er und störte Eins durch das Andere. Er war Deutscher, Italiener und Franzose zugleich; er sprach, jetzt wahrhaftiger Geist zum Geiste, — jetzt dachte er darauf, dieser Sängerin, jenem Instrumentisten dienstfertig zu sein, oder der Schaulust der Menge den absonderlichsten und buntest-gemischten Anblick zu spenden. — Auch er gehörte der falschen und frivolen Restaurations-periode an, deren Nachwirkungen Mendelssohn nicht erreicht haben.

Jetzt, in Berlin angelangt, schrieb Mendelssohn auf Anregung des Königs die Musik zu Sophokles Antigone. Sollte dies einmal geschehn,

---

und Tadel aber allzu empfindliche Mann wußte wohl, daß ich mit seiner Richtung im Ganzen nicht einverstanden sein konnte. Er hielt für gerathen, mich gleichsam beim Worte zu nehmen. Denn wie sehr es mir mit den Aeußerungen über das Charakteristische Ernst war, wie ich gewiß nichts aussprach, was in meiner Ueberzeugung nicht bleibend Wurzel gefaßt hatte, das war ihm nicht klar.

so konnte es kaum besser ausgeführt werden, als hier. Mendelssohn schloß sich dabei ohne antiquarische Verirrungen der Schreibweise Gluck's an. Wiederum muß ausgesprochen werden, daß das Verlangen des Königs nicht bemäkelt werden kann; nicht er, aber der Musiker hatte zu erwägen, ob die Aufgabe mit dem Wesen unsrer modernen Tonkunst — und unsrer Bühne und Lebensrichtung — vereinbar sei, oder sie zu Unzulänglichkeit und Unwahrheit hinabzwinge. Dies auszusprechen hatte Mendelssohn dem Könige gegenüber nicht über sich vermocht.

Wie man sich auch hierüber entscheide, weder diese vereinzelte Thätigkeit, noch einige Kompositionen für den Domchor boten Anhalt für eine bleibende Stellung Mendelssohn's in Berlin. Man hatte ihn aber berufen und nun erst entstand die Frage, was mit ihm werden solle. Eigenthümliche Vorschläge wurden amtlich ihm gemacht. Er sollte Kirchenmusiken aufführen; aber wo? zu welchem Zwecke? — Er sollte Musikfeste einrichten. — Er sollte ein Konservatorium gründen. Als er mir dies und Anderes erzählte, suchte ich ihn für den letzten Vorschlag, den einzig haltbaren, zu bestimmen. Allein gerade von ihm wollte er durchaus nichts hören. „Da ist der . . . . und

der . . . . und . . . .; mit ihnen kann ich nicht zusammengehn, unsre Wege liegen weit von einander, und verdrängen mag ich sie nicht." Vergebens suchte ich zu beweisen, daß man Jeden an seiner Stelle verwenden könne. Vergebens machte ich ihm halb scherzhaft halb ernsthaft bemerklich: nach seiner Auffassung bleibe nur ein Drittes übrig, das Aussterben jener Männer abzuwarten; bis dahin aber würden sie Nachfolger in demselben Sinne auf- oder herangezogen haben. Alles war fruchtlos, Mendelssohn kehrte nach Leipzig in seinen dortigen Wirkungskreis zurück.

Diese Dinge waren vorübergeflossen. Der Mose war mit Unterstützung des Königs hier zur Aufführung gekommen.

Da erhielt ich unerwartet die Auffoderung, mich am . . . Morgens um . . . zur Audienz beim Könige zu melden. Da der König die Aufführung befördert, ihr aber, durch seine schnell nöthig gewordene Abreise nach Palermo gehindert, nicht hatte beiwohnen können, so nahm ich an, er habe die Absicht mir ein paar gütige Worte zu sagen.

Zu bestimmter Zeit trat ich in das Vorzimmer. Der diensthabende Flügel-Adjutant lud mich ein bei

ihm zu verziehen; jetzt habe Graf Stollberg Vortrag, dann warte ein Zweiter und Dritter, dann könne er mich melden. Eben hörte man die Wagen des Königs und der Königin vorfahren; der Adjutant erzählte mir, daß die Audienzen heute seit frühem Morgen dauerten und die Majestäten im Begriff seien, nach den und den Ausstellungen, zuletzt aber zum Diner nach Charlottenburg zu fahren. In ganz guter Meinung, freilich mit der Naivetät eines in diesen Sphären ziemlich Unerfahrenen fragte ich: ob es nicht angemessener sei, an einem andern Tage wiederzukommen. „Das kann ich durchaus nicht verantworten," lautete die Erwiederung. Ich blieb. Indem öffnete sich die Thür nach dem Audienzzimmer und der letzte Vortragende trat heraus. Ich schritt wohlgemuth auf die Thür los, um keinen Augenblick zu verzögern; der Adjutant aber hielt mich zurück: wir müßten erst den Befehl erwarten. Bald darauf trat er selber in das Audienzzimmer.

Nicht lange, so ertönte von innen die Stimme des Königs mit einem lauten „Herr Marx!" Ich trat sogleich ein und fand mich nahe vor dem Monarchen, der an seiner langen Arbeitstafel lehnte. Ich erwartete ein Wort in Bezug auf den Mose.

Statt dessen sprach der König: Ich habe von ihren Ideen über Verbesserung des Musikwesens gehört. Tragen sie mir vor!

Immer noch von der Voraussetzung geleitet, der König habe nur die Absicht, sich mir huldvoll zu erweisen und jene Frage habe keine ernstlichere Bedeutung, übrigens unterrichtet von der drängenden Zeit der Ausfahrt, begann ich eine leicht überhingehende Aeußerung, ward aber alsbald von den Worten des Königs unterbrochen: „Nein! halten sie mir gründlichen Vortrag." Nun wohl, dachte ich, das kann geschehn. Ich begann, gedrängt, aber ausführlich meine Gedanken zu entwickeln. Der König hörte aufmerksam und antheilvoll zu, unterbrach mich mehrmals mit Fragen, — und ich kann nicht leugnen, daß ich, vom Gegenstande ganz erfüllt und von der Bedeutung des Augenblicks erhoben, auch ihn unterbrochen habe; aus der formalen Audienz war unversehens eine lebensvolle Unterredung geworden.

Die Audienz währte, wie ich nachher erfuhr, nahe an zwei Stunden. Nie habe ich bei irgend einem Minister oder Rathe so tiefe und blitzschnelle Verständniß, so beseelendes Eingehn gefunden. Der König sprach seine Befriedigung und den Entschluß

aus, den ihm entwickelten Plan in's Leben gehen zu lassen; die für das Musikwesen vorhandenen Mittel sollten dafür benutzt werden; er selbst wolle aus seiner Kasse jährlich die Summe von 3000—4000 Thalern hinzufügen. „Gehen sie," waren seine letzten Worte, „zu Geheimrath von Massow, mit ihm das Nähere zu besprechen; sie werden ihn sehr affable und mit der Musik wohlvertraut finden." Ich entfernte mich, höchst überrascht, aber eben so dankerfüllt.

Früh am folgenden Tage fand sich bei mir ein Jäger ein mit der Bestellung, Graf Redern lasse bei mir anfragen, wann er mich sprechen könne. Ich fragte den Jäger: Sie kommen von Excellenz Massow? „Nein, von Excellenz Redern." Ich ließ zurücksagen, daß ich sogleich meinen Besuch machen würde.

Nicht lange, so brachte mir ein Militairgensd'arm eine große Zuschrift vom General von Thile. Derselbe, damals Minister ohne Portefeuille, ersuchte mich um kurze Mittheilung dessen, was ich dem Könige vorgetragen. Ich sandte sie und begab mich zu Graf Redern, mit dem ich schon in der Kommission über die königstädtische Theaterangelegenheit bekannt worden war. Er eröffnete mir, der König habe

ihn beauftragt, die von mir angeregten musikalischen Angelegenheiten näher mit mir zu erörtern. Er war also an die Stelle Massow's getreten, mit dem ich nicht weiter in Beziehung kam.

So schien also diese so lebhaft begonnene Angelegenheit im besten Gange zu sein; nach der königlichen Genehmigung schienen die eifrig angeknüpften Unterhandlungen, mir wenigstens, darauf hinzudeuten.

„Nun? und weiter?" —

Weiter nichts.

Damit war die Sache zu Ende, als wäre Alles ein Traum gewesen. Ob sich von irgend einer Seite her Widerspruch erhoben? ob der König sich von wichtigeren Angelegenheiten abziehn lassen, ich weiß es nicht. Nicht lange nachher traten die Bewegungen des Jahres 1848 ein und nahmen die Aufmerksamkeit Aller ausschließlich für sich in Anspruch.

Was hatte aber zu der königlichen Auffoderung, ihm meine Idee vorzutragen, Anlaß gegeben? Von mir war das nicht ausgegangen; ich weiß auch nicht, von wem eigentlich. Möglicherweise hatte der verstorbene Großherzog von Mecklenburg-Strelitz die Anregung gegeben. Er hatte mehrere seiner Seminarlehrer mir zugesandt, um in der Komposition unter-

richtet zu werden; zu gleichem Zwecke hatte sich sein Kammerherr, der geistvolle Karl von Oertzen, längere Zeit bei mir in Berlin aufgehalten. Dann hatte ich den Mose in Strelitz aufgeführt und für das Volksschulfest eine Musik geschrieben. Bei diesen Gelegenheiten war ich um meine Absichten und Pläne befragt worden und hatte besonders vor und nach einem Mahle im Schweizerhäuschen, zu welchem der Großherzog nur Oertzen und mich geladen, und in seinem leichten Jagdwagen durch die herrlichen Buchenwaldungen selbst hingeführt hatte, dem sehr musikliebenden Herrn meine Ansichten dargelegt. Ob hiervon etwas an den König gelangt, weiß ich, wie gesagt, nicht.

---

„Wem gelingt es? trübe Frage,

. . . . . . . . ."

Goethe.

Was aber hatte ich dem Könige vorgetragen?

Angeknüpft hatte ich an den Domchor, den der König nicht lange vorher gegründet hatte. Nach dem Anerkennenden, was die Leistungen dieses vortrefflichen Chors jedem über ihn Sprechenden abgewinnen mußten, hatte ich gewagt, die Alternative auszusprechen: Wenn Kirchenmusik in unsere evangelische Kirche nicht gehöre, so sei sie auch in der von König und Hof besuchten unzulässig; gehöre aber Kirchenmusik in die evangelische Kirche, — wie denn nach dem Vorgang der Mutterkirche die lutherische stets danach getrachtet, sie zu gewinnen und festzuhalten, — so habe die letzte, ärmste Kirche der Monarchie mit der Hofkirche gleiches Recht, oder vielmehr Bedürfniß und Pflicht, sich damit auszustatten.

Dies war der erste Gedanke, den ich vortrug, und er weckte sogleich die Aufmerksamkeit des Königs. Natürlich fügte ich gleich hinzu, daß kein Staat hinlängliche Mittel in seinem Vermögen habe, diesem Anspruche zu genügen. Was Bedürfniß des ganzen Volks sei, das könne nur unmittelbar vom Volke selbst erwirkt werden. Mit verhältnißmäßig geringer Hülfe von Seiten des Staats müsse jede Gemeinde aus eigenen Mittel wenigstens das wichtigste und unentbehrlichste Element für Kirchenmusik herstellen: einen Singchor; und zwar nicht einen Chor von bezahlten oder gemietheten Sängern, sondern aus Mitgliedern der Gemeinde selber gebildet. Allerdings würden die verschiednen Chöre je nach dem Vermögen und Bildungsstande der Gemeinden auf verschiednen Stufen der Leistungsfähigkeit sich zeigen. Aber dieser Stufenleiter entspräche die große Stufenleiter aller Formen der Kirchenmusik, von den einfachsten Responsorien und Chorälen bis hinauf zu den großen Passionen und Oratorien, die, wie ehedem, an den hohen Kirchenfesten ihre Stelle im Gottesdienst selber einnähmen.

Das Mittel, diese Chöre in's Leben zu rufen, sei eine Methode, die zu den Quellen des musikalischen Lebens hinabstiege und von da aus Verständniß und

Geschick stufenweis bis zu den höchsten und verwickeltsten Aufgaben emporleitete. Dazu bedürfe es aber auch überall befähigter und bereitwilliger Lehrer und Leiter.

Die Methode lag, dem Wesen nach begründet, in meiner damals schon weit verbreiteten Kompositionslehre vor; ich ließ dazu und zu der allgemeinen Methodik (Musik des 19. Jahrhunderts) meine „Chorschule," jedoch lange nach jenen Tagen folgen, hatte sie indeß schon vor jener Zeit mehrfach praktisch erprobt.

Waren die Chöre und ihre Leiter gefunden, so konnte auch die Volksmusik nach allen Lebensrichtungen bereichert und erhoben werden; der Naturgesang und das einstimmige Lied blieben unangetastet, aber man konnte nach Lust und Bedürfniß über sie hinausschreiten.

Dieser Volksgesang mit Inbegriff des Chorgesangs schien mir (und scheint mir noch jetzt) die wahre Volksmusik, wenigstens für uns Deutsche.

Zur Erziehung der Lehrer und Leiter sollte ein Konservatorium gegründet werden. Für Anstellung und Förderung aller Musikbeamten, selbst für Beeinflussung der Privatlehrer zu Gunsten edlerer Bil-

dung — und zwar ohne Beeinträchtigung ihrer Lehrfreiheit — war das Erfoderliche vorgesehen. Bruchstücke (aber nichts als solche) wurden später in meiner Denkschrift über Organisation des Musikwesens veröffentlicht. Der Gedanke war mein erarbeitetes Eigenthum; die Verwirklichung — hing nicht von mir ab.

---

## Nachwort statt des Vorworts.

Die vorliegenden Blätter sind zu Ende des Jahres 1864 entstanden, und zwar in einem seltsamen Momente meines Lebens.

Im Begriff, meine Musikgeschichte und Musikwissenschaft nach mehr als dreißigjähriger Vorarbeit abzufassen, ward ich von nervöser Krankhaftigkeit, der Folge überhäufter Arbeiten und eines Lebens voll innerer Stürme, ergriffen, und an der Vollendung jener Werke einstweilen, so versichern die zur Berathung gezogenen Aerzte einstimmig, gehindert.

Was in Gestalt schweren Unglücks auftrat, sollte sich mir sofort als Wohlthat enthüllen. In der unfreiwilligen Mußezeit erweiterten und vertieften sich meine Ansichten und Gedanken so wesentlich, daß ich, wenn jene Werke jetzt so vor mir lägen, wie ich sie

bis zur Unterbrechung im Geiste getragen, mich von ihnen durchaus unbefriedigt abwenden müßte.

In der stillen Einkehr in mich selbst, tauchten nach einander die Bilder meiner Vergangenheit so scharf gezeichnet und in lebendiger Färbung in meiner Seele auf, daß ich mein Leben gleichsam zum zweiten Male durchlebte. Zunächst wollte ich es für die Erinnerung der Meinen und meiner Freunde aufgezeichnet wissen. Dann aber ward ich von diesen auf den Gedanken geleitet: es könne, was ich erlebt, auch in weitern Kreisen Anklang finden.

Verlangenvoll, aber gänzlich unbekümmert, harre ich nun des Tages, der mich zu jenen Arbeiten, den höchsten Aufgaben meiner wissenschaftlichen Laufbahn zurückführen wird. Unbekümmert! — denn im eignen Leben, wie in jedem Lebenslauf, der mir zu klarer Erkenntniß gekommen, habe ich gelernt, daß Niemand stirbt, er habe denn die ihm zugewiesene Aufgabe vollbracht; so habe ich bereits an Beethoven und Gluck nachzuweisen getrachtet. Sind nun jene Werke für die Welt von Bedeutung, so werde ich leben und sie schreiben. Sterbe ich zuvor, so war ihre Vollendung nicht geboten.

Die aber dem grausenvollen Dräuen der Krank-

heit, welche anfangs den Anschein des Erblindens um mich verbreitete, schützend entgegengetreten, unter dem einsichtsvollen und freundschaftlich treuen Rath trefflicher Aerzte, das war meine Therese. Denn die Liebe des Weibes langt hinauf zum Himmel und bebt nicht zurück vor den Schrecken der Hölle, wenn es gilt, den Gatten zu laben und zu erretten.

Berlin, am 4. März 1865.

Adolf Bernhard Marx.

So war es Nothwendigkeit, daß das Leben des innerlichsten Tondichters, Beethoven's, nach außen sich am stillsten und einfachsten gestaltete; nicht jene bunten Reisebilder hat es aufzuweisen, die Händels und Mozarts Jugend in Italien, Frankreich, England erheiterten, nicht den Kampf zweier Volks- und Kunstprincipe, der um Glucks hohe That die geistreichsten Köpfe Frankreichs gegen einander schaarte, seine Spaltung, noch heut unentschieden, in den Hof und das königliche Paar hineinriß. Nicht jenen behagens- oder schimmervollen Ueberfluß kennt es, in dem Spätere geboren wurden, oder den Andere zu erwarten oder zu genießen verstanden. In unscheinbarer Enge begann Beethoven seinen Siegeslauf. Besitzlos in die Welt hinaustretend, unerzogen für die Welt, lernte er nicht, zu besitzen und sich ein sicher freies Dasein zu bauen. Damit seine Sendung sich vollziehe, mußte noch ein unheimlich Geschick in den inneren Organismus zerstörend eingreifen, die feste Stille, Einsamkeit von innen heraus um ihn her auszubreiten.

Schließt nun dieses äußerlich so einfache, oft so getrübte Leben eine Fülle geistiger Anschauungen und Thaten in sich, vollbringt die Tonkunst in ihm einen jener Momente, in denen das Alte sich vollends und aus ihm die neue Idee verklärend emporschwebt: so darf man voraussehen, das auch das an sich Unscheinbare, vom Geistesstrahl getroffen und durchdrungen, seine wahre Bedeutung und Würdigkeit empfangen wird.

Aber Niemand konnte wohl mehr dazu berufen sein, als Bernhard Marx, den großen Künstler Beethoven und seine Werke zu beurtheilen und uns ein wahres Lebensbild desselben vor Augen zu führen. Nur eine solche Capacität war im Stande, den Genius eines solchen Künstlers nebst allen seinen Gebilden im rechten Lichte zu erforschen.

---

# Gluck und die Oper.

Von

**Adolf Bernhard Marx.**

**Mit dem wohlgetroffenen Portrait Glucks, Autographen und vielen Musikbeilagen.**

Zwei Bände. Eleg. geh. 5 Thlr. 10 Sgr.

Der Plan des berühmten Verf. der „Compositionslehre“, seinem Werke über Beethoven ein ähnliches über Gluck's Leben, Schaffen und Wirken anzureihen, darf als ein überaus glücklicher Wurf bezeichnet werden. Es ist sicherlich keine äußerliche, rein zufällige Erscheinung, sondern dieselbe muß auf tiefinnerliche Berechtigung gegründet sein, wenn gegenüber dem Streben nach Neuem, Originellem oder Pikantem nicht nur die Mehrzahl der eigentlichen Kunstjünger nur fester an den Offenbarungen eines Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven festhält, sondern wenn auch die große Masse der bloßen Freunde der Musik — dieser geistigsten der Künste — sich immer wieder mit Genuß und Erbauung zu den ewig jugendfrischen Werken jener unsterblichen Meister hinwendet. Sind es denn die von ihren Schöpfern abgelösten Werke allein, aus denen sich diese Erscheinung erklärt, oder liegt auch in dem sonstigen Denken und Empfinden jener Männer, ihrem ganzen innern Leben, selbst ihren äußern Schicksalen ein geheimnißvoller Zug verborgen, der uns zu ihnen drängt? Wohl Keiner wird diese Frage genügender beantworten können, als gerade Marx, dem die seltene Gabe verliehen, das Selbst-Erkannte, Selbst-Erfaßte in einer Weise auch Andern zu eigen zu machen, die uns mit der angenehmsten Unterhaltung zugleich die gediegenste Belehrung zu Theil werden läßt. Und welche Fundgrube für solche bisher ungenutzt gelassenen Schätze

bietet jener eine Name „Gluck" dar! Er ist einer der fünf Größen, die die Welt der Musik regieren, einer der Drei, die Deutschland ausgesandt, um zu vollbringen, was die andern Völker — Italien, Frankreich, England — vergebens angestrebt, einer der seltenen Kernmänner, die sich aus niederm Ursprung und fesselnder Dürftigkeit zur glänzenden Höhe des Daseins und Wirkens emporgerungen, der auf seiner weiten Kreisbahn fast mit allen Größen seiner Zeit in Beziehung tritt: mit Maria Theresia und Marie Antoinette, Rousseau, mit Händel und Klopstock, mit den italienischen, deutschen, französischen Künstlern. Durch seine Reisen, sein Wirken ist Gluck mit den Kulturvölkern von Italien, Frankreich, Deutschland und England in die vielfältigsten Berührungen gekommen und sein Leben giebt somit ein kulturhistorisches Bild ab, in dem die Physiognomien der Völker sprechend und bedeutungsvoll hervortreten.

Dieses Bild rollt Marx uns in seinem neuen Werke auf, hier mit fesselnden Zügen den Menschen zeichnend, dort uns die Seele des Künstlers zum Verständniß bringend, hier uns eine weite Aussicht auf eine bedeutungsvolle Vergangenheit von Ländern und Völkern eröffnend, dort uns in die stille Werkstätte einführend, wo ein hehrer Menschengeist an seiner Unsterblichkeit schafft, wer sollte dem begeisterten Führer nicht gerne folgen auf dieser Wanderung? — — Das Werk ist von einer seltenen Reichhaltigkeit des Stoffes wie der geistigen Auffassung desselben. Die seit einem Jahrhundert in lebendigster Frische fortwirkenden Geistesprodukte jenes eigenthümlichen Künstlers, seine ernsten, wie die fast unbekannten komischen Opern u. s. w. kommen hier zur möglichsten, durch zahlreiche Mittheilungen illustrirten Anschauung, — Mittheilungen, die noch heut ein künstlerisches, nicht blos historisches Interesse haben. Der Verfasser zeigt uns, wie Gluck einer der sehr wenigen Künstler ist, die Träger einer Idee genannt werden dürfen; wie er kraft dieser Idee gewissermaßen den Mittelpunkt bildet

der Oper, oder vielmehr des Drama's, das die Musik zu seiner Sprache nimmt, den Mittelpunkt der geschichtlichen Entwickelung von den alten Griechen (Aeschylus) bis auf unsere Tage. Natürlich muß sich so seiner Geschichte die lebendige Einsicht in die italienische und französische Oper und die bedeutendsten Künstler einfügen, sowie die Einwirkung Gluck's auf die deutsche Oper, namentlich auf Mozart, zur Anschauung kommen; und wenn Betheiligung an der Oper, wahre Bildung für Musik ohne Gluck nicht denkbar sind, so steht nicht minder fest, daß er zur Erörterung der tiefsten Kunstfragen und ihrer Auffassung mehr als ein anderer Künstler beigetragen und Gelegenheit dazu gegeben hat.

---

# Anleitung

zum

# Vortrag Beethoven'scher Clavierwerke.

Von

**A. B. Marx.**

Gr. 8. Eleg. geh. Preis 1 Thlr.

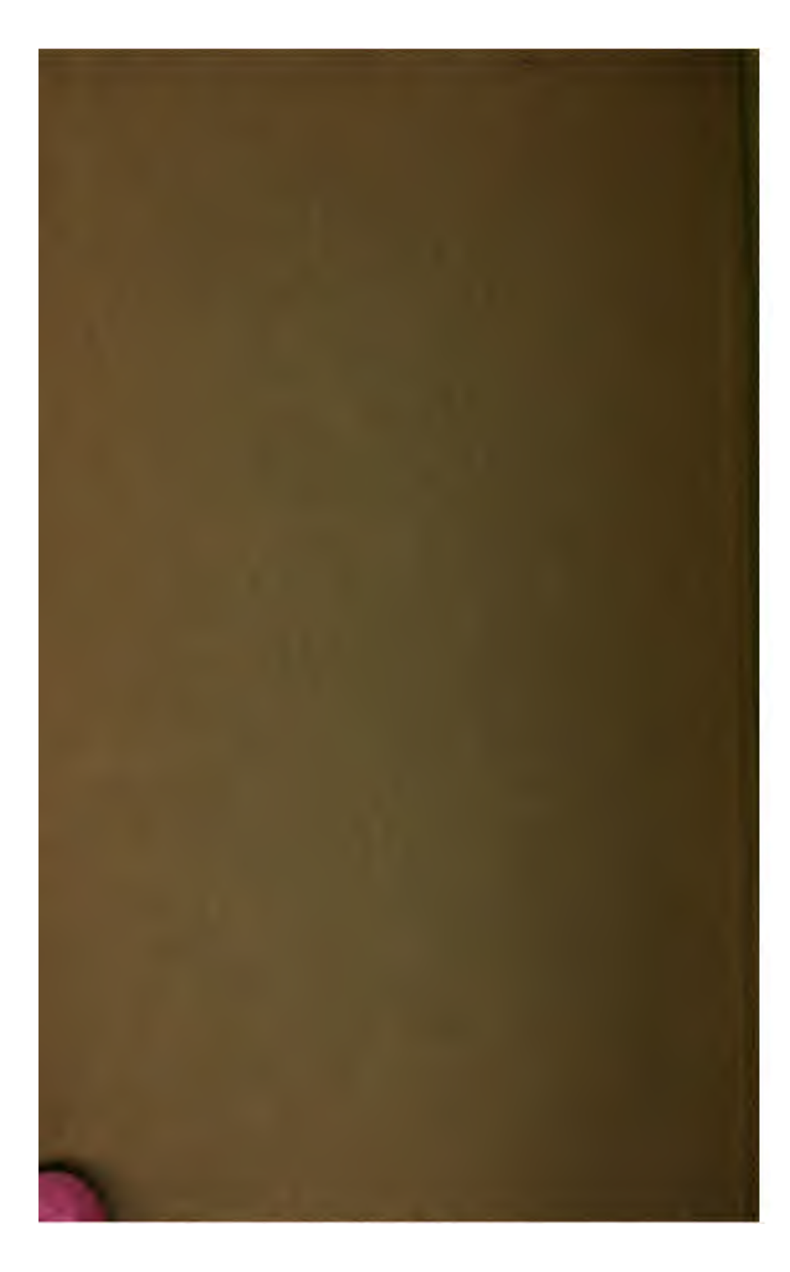
In Nr. 43 des Jahres 1863 sagt die „Europa" über dies vortreffliche Werk:

In einem Anhang zu seiner Biographie Beethovens gab Professor Marx „Einige Bemerkungen über Studium und Vortrag der Beethoven'schen Clavierwerke." Aber auf dem dort beschränkten Raum konnte Befriedigendes nicht geleistet werden. Und so hat der Verfasser den Gegenstand in dem vorliegenden selbstständigen Werkchen aus-

führlicher behandelt. Es enthält drei Abschnitte: 1) Einleitende Betrachtungen: die Leser des Buchs; was das Buch bringt; Lehrwege; Vorbildung. 2) Allgemeine Bemerkungen: Beethovens Instrument; Beethovens Fingersatz; die Spielart für Beethoven; Beethovens Melodie; Beethovens Begleitung: Zeitmaß und Taktmaß; Form des Studiums. 3) Einführung in die einzelnen Werke. In diesem letzten Abschnitt werden nun 20 Sonaten des großen Meisters ausführlicher betrachtet und in allen Beziehungen zum technisch und ästhetisch vollkommenen Vortrag entwickelt. Des Verfassers Darstellungsweise ist bekannt. Er liebt eine blühende, volltönende Sprache, die sich wohl auch einmal bis in die Phrase verliert, und eigentlich in Lehrbüchern als ein überflüssiger Luxus erscheint. Davon abgesehen, weiß man aber auch, daß er es mit allen Aufgaben, die er sich stellt, aufs ernstlichste meint, sie scharf und von allen Seiten betrachtet, untersucht, durchdenkt, und als Resultat dem Leser immer eine Reihe trefflicher, lehrreicher und nützlicher Bemerkungen darbietet. Wir empfehlen das anregende Werkchen nicht nur allen Freunden der Beethoven'schen Muse, sondern überhaupt allen ausübenden Künstlern und Dilettanten, welche die Tonstücke technisch vollkommen und im Geiste ihrer Schöpfer vortragen wollen.

---

SC
JW




1934